GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen :

Lutz, Helma (Hrsg.)

2009

https://doi.org/10.25595/4405

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

. Lutz, Helma (Hrsg.): *Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen :* . Münster: Westfälisches Dampfboot, 2009. DOI: https://doi.org/10.25595/4405.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Lutz (Hrsg.)
Gender Mobil?

FORUM FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie

Band 26

Helma Lutz, seit 2007 Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt. Arbeitsschwerpunkte: Geschlecht und Migration, Intersektionalität, Rassismus-, Ethnizitäts- und Biographieforschung. Jüngste Veröffentlichung: *Migration and Domestic Work: A European Perspective on a Global Theme*, Aldershot 2008.

Helma Lutz (Hrsg.)

Gender Mobil?

Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de)
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

1. Auflage Münster 2009
Verlag Westfälisches Dampfboot
Umschlag: Lütke Fahle Seifert AGD, Münster
Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
ISBN 978-3-89691-226-8

Inhalt

Danksagung 7

Helma Lutz
Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen 8

I. Menschen in Bewegung

Mirjana Morokvasic
Migration, Gender, Empowerment 28

Ilse Lenz
Geschlecht, Klasse, Migration und soziale Ungleichheit 52

Kyoko Shinozaki
Die 'Green Card' als Heilmittel für Arbeitskräfteknappheit?
Ein Vergleich der Migration von 'Hoch-' und 'Niedrigqualifizierten' 69

II. Identitäten in Bewegung

Ann Phoenix
Idealisierung emotionaler Bindung oder materielle Versorgung?
Transnationale Mutterschaft und Kettenmigration 86

María do Mar Castro-Varela/Nikita Dhawan
Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung 102

Ursula Apitzsch
Transnationales biographisches Wissen 122

III. Methoden in Bewegung

Barbara Waldis
Sozialanthropologische Forschung: Feministische Perspektiven
auf Migration im transnationalen Raum 142

Ewa Palenga-Möllenbeck
Die unsichtbaren ÜbersetzerInnen in der transnationalen Forschung:
Übersetzung als Methode 158

Elisabeth Tuider
Transnationales Erzählen
Zum Umgang mit Über-Setzungen in der Biographieforschung 174

IV. Theorien und Theoretikerinnen in Bewegung

Kathy Davis
Globale Lokalisierung feministischen Wissens:
Die Übersetzungen von *Our Bodies, Ourselves* 194

Gudrun-Axeli Knapp
Resonanzräume – Räsonierräume: Zur transatlantischen Reise
von Race, Class und Gender 215

Paula Villa
In Bewegung bleiben: Feministische Vorstellungen intellektueller
Mobilität zwischen soziologischer Moderne und kritischer Postmoderne 234

Helma Lutz/Kathy Davis
Biographische Grenzüberschreitungen und feministische Imagination:
Avtar Brah, Seyla Benhabib und Rosi Braidotti 251

Die Autorinnen 271

Danksagung

Dieser Sammelband ist als 'Auftragsarbeit' entstanden. Mit großer Begeisterung habe ich die Aufforderung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie akzeptiert und diesen Band für die Reihe 'Forum Frauen- und Geschlechterforschung' zusammengestellt. Ich danke dem Vorstand der Sektion, insbesondere Brigitte Aulenbacher, für die Möglichkeit, die zu diesem Thema einschlägig publizierenden Autorinnen virtuell zusammenzubringen und damit einen transnationalen diskursiven Raum abzubilden.

Die Redaktionsarbeit haben vor allem Katharina Heß und Linda Supik unterstützt. Dafür ein besonderes Dankeschön. Stefanie Mielast hat mit ihrer Recherche- und Übersetzungsarbeit immer wieder geholfen; Kathrin Gawarecki und Thorsten Möllenbeck haben die Übersetzungen englischsprachiger Artikel geleistet und diese zu einem sehr gut lesbaren Ergebnis gebracht. Wertvolle Hinweise von Daniela Marx sind in die Einleitung des Buches eingegangen. Lotte Rahbauer danke ich dafür, dass sie in letzter Minute bei der Erstellung des Manuskripts wichtige Hilfestellung geleistet hat.

Ohne die Empathie und Unterstützung von Rudolf Leiprecht wäre dieses Buch – wie viele andere zuvor – so nicht zustande gekommen. Ich hoffe, dass seine Begeisterung für die Thematik und die verschiedenen Beiträge des Bandes von vielen LeserInnen geteilt wird.

Helma Lutz
Frankfurt im April 2009

Helma Lutz

Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen

Mobilität wird heute als Kernaspekt spätmoderner, dynamischer Gesellschaftsentwicklung betrachtet. Bewegung und Standortunabhängigkeit (von Kapital, Gütern und Menschen) gilt besonders in der Ökonomie als Grundlage für erfolgreiche, flexible Unternehmensführung im globalisierten Wirtschaftsraum. Das von Manuel Castells (2001-3) als 'Informationszeitalter' charakterisierte 21. Jahrhundert ist durch weltweite Netze und Vernetzungen gekennzeichnet, die mithilfe moderner Technologien hergestellt bzw. unterstützt werden.

Im Diskurs der Moderne scheint das Phänomen Mobilität in all seinen sozialen, geographischen, räumlichen, ökonomischen, kulturellen und materiellen Facetten vorrangig positiv codiert zu sein. Dazu einige Beobachtungen:

- In den als 'Wissensgesellschaft' beschriebenen Industrienationen und den sogenannten Schwellenländern wird die Mobilität von Finanz-, Wirtschafts- und Wissenseliten massiv gefördert. Austauschprogramme von AkademikerInnen und WirtschaftsexpertInnen stehen in diesem Diskurs für Fortschrittlichkeit, Aktivität, Weltgewandtheit, Modernität und Zukunftsfähigkeit.
- Diese Elitemobilität findet vorrangig zwischen Industriestaaten statt; auch werden über Green-Card-Regelungen Ressourcen in Schwellenländern aktiviert, d.h. dass die in diesen Ländern ausgebildeten ExpertInnen zur Arbeitsmigration aufgefordert und abgeworben werden, so etwa die in Deutschland viel diskutierten Software-SpezialistInnen aus Indien. Deutschland wie andere EU-Mitgliedsstaaten treten für selektierte Zulassung von Hochqualifizierten ein und versuchen gleichzeitig die Migration von Niedrigqualifizierten mithilfe restriktiver Gesetzgebung zu verhindern.
- Soziale Mobilität ist meistens positiv konnotiert, obgleich sie nicht nur aufwärts, sondern auch abwärts gerichtet sein kann und mit Statuserwerb und -verlust verbunden ist. Für die Frage, ob Migrationen als erfolgreich oder misslungen einzuschätzen sind, war soziale Mobilität schon immer ein zentraler Bewertungsaspekt. Die Evaluation wird allerdings dadurch kompliziert, dass sie aus unterschiedlicher Perspektive unterschiedlich ausfallen kann: So ist

etwa für viele Migrantinnen, die in deutschen Haushalten putzen, Kinder betreuen und alte Menschen pflegen, die Ausübung dieser Tätigkeit mit einem professionellen Statusverlust verbunden (dies gilt insbesondere für die Akademikerinnen unter ihnen), jedoch kompensieren die finanziellen Einnahmen und die daraus erwachsende Kaufkraft im Herkunftsland diesen Verlust in gewisser Weise (siehe Lutz 2007). Das bedeutet, dass *Statuserhalt* – ein Kernaspekt wohlfahrtsstaatlicher Politik – für die Mehrheit der MigrantInnen lediglich in Bezug auf Finanzen realisierbar ist, weit weniger jedoch in Bezug auf die Anerkennung ihrer Bildungs- und Berufsabschlüsse (siehe auch Shinozaki in diesem Band).[1] Damit wird deutlich, dass die analytische Bewertung von sozialen Klassenlagen durch Migration und Armutsgefälle kompliziert wird – sie lässt sich nicht auf einen Nationalstaat beschränken und kann nur als gleichzeitig dezentriert *und* verbunden sinnvoll betrachtet werden. Es entsteht also eine hoch komplexe Sachlage, die in der übergroßen Mehrheit der Mobilitäts- und Ungleichheitsstudien bislang ausgeklammert wird.

– In Bezug auf die Bewertung von Mobilitätsursachen und Motivationslagen ist die Asymmetrie der Bewertung auffällig: So wird das Motiv internationaler Vernetzung, etwa von Studierenden und Lehrenden im Erasmusprogramm oder beim Sprach- und Praktikumsaufenthalt in Schwellenländern (in China, Indien, etc.) für zukunftsweisend und wichtig gehalten – viele SchülerInnen verbringen mittlerweile ein Schuljahr im europäischen Ausland, in den USA, Kanada oder Australien – der Wunsch junger Menschen aus Afrika oder Lateinamerika, nach Europa zu kommen, wird dagegen über Grenz- und Visumsregelungen erschwert und abgewehrt.

Damit wird deutlich, dass die positive Konnotation von Mobilität in den Industrienationen eine negative Rückseite hat: die Zurückweisung der Mobilität von Frauen, Männern und Kindern, die aus Armuts- und Krisenregionen stammen. Die mediale Inszenierung von Bildern mit Menschen, die Zugang zur Europäischen Union suchen und dabei ihr Leben aufs Spiel setzen, suggeriert, dass Europa durch diese ungemeine Mobilitätsbereitschaft von Menschen außerhalb Europas vor ein massives Problem gestellt wird und seine BürgerInnen mithilfe von (paramilitärischen) Grenzüberwachungsapparaten schützen muss. Jährlich gibt die Europäische Union 70 Millionen Euro zur Überwachung ihrer Grenzen durch

1 Ausnahme sind auch hier die Beschäftigten von Banken und internationalen Konzernen sowie andere über die Green-Card-Regelungen angeworbene Hochqualifizierte.

Frontex aus.[2] Dazu kommt die Finanzierung von externalisierten Auffang- und Abschiebelagern, die mittlerweile an den EU-Außengrenzen, etwa in Nordafrika und der Ukraine, errichtet wurden.[3]

Ein Blick auf die aktuellen Statistiken im Weltmaßstab zeigt jedoch, dass sich Massenfluchtbewegungen heute kaum auf Europa auswirken, sondern vorrangig auf die Regionen der Herkunftsgebiete. So waren laut Bericht des UN-Hochkommissariats für Flüchtlinge 67 Millionen Menschen[4] im Jahr 2008 auf der Flucht, von denen die übergroße Mehrheit nach ihrer Vertreibung in gleichfalls krisengeschüttelten Nachbarländern Zuflucht gesucht hat. Die Bevölkerungsabteilung der Vereinten Nationen (UNDP) schätzt dazu noch 200 Millionen MigrantInnen (Castles/Miller 2009: 5), sodass insgesamt etwa drei bis vier Prozent der Weltbevölkerung außerhalb ihres Heimatlandes 'unterwegs' sind.

Die Bevölkerung der Europäischen Gemeinschaft ist dagegen wenig mobil: 80 Prozent (EU 25) leben in der Region, in der sie auch aufgewachsen sind und nur 1,5 Prozent sind MigrantInnen, Menschen, die nicht in dem Land leben, in dem sie geboren wurden.[5] Die EU stellt sich in Bezug auf die meisten ihrer Mitgliedsstaaten bei näherer Betrachtung eher als sedentäre, von ethnischer und religiöser *Homogenität* gekennzeichnete Gemeinschaft dar. Soziale und ethnische Heterogenität sind in der Europäischen Gemeinschaft sehr unterschiedlich verteilt; in der Regel ist sie in den Großstädten und industriellen Ballungsgebieten größer als auf dem Land. Der Umgang damit scheint jedoch insgesamt immer noch schwierig zu sein. Ängste und Widerstände aufseiten der autochthonen

2 Frontex ist die europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Außengrenzen der Europäischen Union, die im Mai 2005 ihre Arbeit aufnahm. Seitdem ist ihre Finanzierung exponentiell gewachsen: Von 6,2 Millionen Euro im Jahr 2005 bis hin zu 70 Millionen für das Jahr 2008. Der Haushalt von Frontex setzt sich aus Zuschüssen der EU, Beiträgen der Schengen-Staaten, Gebühren für Dienstleistungen und freiwilligen Beiträgen zusammen (Frontexwatch 2007: 1).

3 Die EU hat einen Fond zum Schutz der Außengrenzen eingerichtet, der über 2.152 Mio. Euro verfügen wird und Teil des EU-Programms 'Solidarität und Steuerung der Migrationsströme' ist, mit dem in den Jahren 2007-2013 ein gemeinsames europäisches Asylsystem realisiert werden soll (für Frontext ist in diesem Rahmen bereits ein Budget von 285,1 Mio. Euro vorgesehen). Darüber hinaus gehen 900 Mio. Euro in den Ausbau von IT-Großsystemen sowie 62,3 Mio. Euro in die Schaffung einer europäischen Beobachtungsstelle für Wanderungsbewegungen (Frontexwatch 2007: 3). Saskia Sassen (2002) und Stephen Castles (2005) weisen darauf hin, dass als Folge dieser Abschottungspolitik Milliardenbeträge in die Taschen von Schleuser- und Schmugglerorganisationen fließen.

4 Vor 10 Jahren lag die Zahl noch bei 50 Millionen.

5 Siehe Norbert Schneider (2008) sowie Schneider/Meil (2008).

Bevölkerung werden mittels diskursiver Praktiken von Medien, Parteien, Regierungen sowie Institutionen – also von Migrationsregimen – geschürt und dadurch oft erst geschaffen. Seit Jahren wächst der Einfluss populistischer Bewegungen, die in der Anwesenheit von MigrantInnen bereits eine Gefahr für die Kohärenz der Gesellschaft sehen und befürchten, dass ihr Leben durch diese Vielfalt in Unordnung gebracht wird. Diese Gruppierungen sind fast in jedem europäischen Nationalstaat präsent; sie plädieren für eine (Re-)Provinzialisierung der Politik, die im Prinzip auf eine (Re-)Homogenisierung der Bevölkerungszusammensetzung zielt und damit auf 'kulturellen Fundamentalismus' (Stolcke 1995) hinwirken will. Tendenzen zur Schließung nach innen und Abwehr nach außen sind auch in verschiedenen politisch aktiven MigrantInnengruppen zu konstatieren, womit ein Hinweis darauf gegeben ist, dass politische Polarisierungen (wir versus ihr) immer Isolation und Radikalisierung generieren und das Erlernen eines zivilgesellschaftlichen Umgangs mit Heterogenität erschweren.

Ein erstes Fazit ist daher die Feststellung, dass Heterogenität und Mobilität im 21. Jahrhundert von Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen gekennzeichnet sind. Ein Wechselspiel sozialer Positionierungen und Positionalitäten generiert ein Muster von Ressourcenverteilungen zu Gunsten oder zu Ungunsten verschiedener Bevölkerungsgruppierungen, die wiederum in sich vielfältig markiert und sozial-räumlich positioniert sind.

Vergleichbare Debatten lassen sich nun auch in den Auseinandersetzungen über die Veränderung der Geschlechterordnungen und Geschlechterverhältnisse, die ebenfalls in Bewegung zu sein scheinen, konstatieren. Traditionelle Geschlechterverhältnisse, so analysieren Ilse Lenz und andere (2007), lösen sich auf und führen dazu, dass die hegemoniale, patriarchale Ordnung der Geschlechter zur Disposition steht.[6] Allerdings lassen sich in Bezug auf die Frage nach der Richtung, in der sich die Veränderungen bewegen, bislang noch keine dominanten ausmachen, „... but rather, varieties of forces, development paths and new patterns of gender orders become visible as these orders are opening up: They become unbound and flexible, but not footloose, as gender orders are deeply embedded in national and regional structures and development paths" (ebd.: 9).

Die Autorinnen identifizieren *zwei Trends*, die momentan sichtbar sind: Zum einen die Generierung eines homo oeconomicus, einer neuen flexiblen ökonomischen Person, die auf den ersten Blick nicht länger nur als männlich, sondern eher als geschlechtsneutral gilt; auf den zweiten Blick wird jedoch deutlich, dass

6 Lenz et al. (2007) charakterisieren diesen Zustand als 'unbound', was sowohl für Bindungslosigkeit als auch für Verflüssigung oder für Dezentrierung stehen kann.

Arbeitsmärkte immer noch nach Geschlecht segregiert sind. Darüber hinaus sei zu beobachten, dass geschlechtsspezifische De-Segregation einhergeht mit der Entstehung neuer sozialer Ungleichheiten.

Hier lässt sich ergänzen, dass eine Gleichverteilung von Reproduktions- oder Fürsorgearbeit zwischen den Geschlechtern nicht stattgefunden hat, sondern stattdessen eine Um- und Neuverteilung auf haushaltsfremde Personen (oft Migrantinnen) erfolgt ist (siehe Lutz 2007, 2008). Somit scheint die Umverteilungsfrage von Care-Work zu einer Kernfrage der Neuorganisation von Geschlechterordnungen zu werden.

Als zweiten Trend im Genderdiskurs beobachten Lenz et al. die Globalisierung des Geschlechtergerechtigkeitsdiskurses (ebd.: 10). Im Zuge der UN Frauendekaden seien die institutionelle Implementierung des Gender-Mainstreaming und die juridische Verbreitung der Antidiskriminierungsgesetzgebung vorangetrieben worden; allerdings werde der Egalitätsdiskurs keineswegs überall mit Erfolg aufgenommen und umgesetzt. Vielmehr stehen der Forderung nach Gleichheit neue, hoch komplexe Formen der Ungleichheitsgenerierung gegenüber. Die Autorinnen betrachten Frauenbewegungen als treibende Kräfte der Forderung nach mehr Autonomie für Individuen, Respektierung unterschiedlicher Lebensentwürfe und -weisen sowie bei der Bekämpfung von öffentlichen und privaten Formen von Gewalt. Die Ziele solcher Bewegungen werden aber nicht nur von fundamentalistischen und bewaffneten Gruppierungen bekämpft, sondern auch durch neo-liberale Marktregime erodiert (ebd.: 10).

Daraus lässt sich in Bezug auf die Geschlechterordnungen und -arrangements das Fazit ziehen, dass bislang noch keineswegs fest steht, in welche Richtung sich Frauenmenschenrechtsdiskurse und die Reorganisation von Geschlechterordnungen entwickeln. Stattdessen sind sie geprägt von Widersprüchen und Ambivalenzen, in denen sichtbar wird, dass Geschlecht in der intersektionellen Verschränkung mit anderen sozialen Platzanweisern betrachtet werden muss. Es entstehen also komplexe Konfigurationen von Mobilität und Heterogenität.

Bislang fehlen Metaphern, die diesen Zustand adäquat beschreiben. Eine Option wäre das *Mobile*, eine an der Decke aufgehängte Plastik, die sich im Luftzug bewegt, und ein Symbol für die Geschlechterordnung in Bewegung sein könnte: Die Elemente sind nach bestimmten Regeln angeordnet und filigran, aber stabil, solange sie nicht durch starke Zugluft bewegt werden. Jedes Element hängt mit allen anderen zusammen. Es ist durchaus möglich, dass die Plastik durch Turbulenzen zerstört wird und neu zusammengesetzt werden muss, aber auch, dass sie an der Decke verstaubt und ihre Mobilität darauf reduziert bleibt, sich in einem vorgegebenen Rahmen zu bewegen.

Eine weitere Möglichkeit wäre, das in der Intersektionalitätsdebatte verwendete Modell der *Intersektion* (Crenshaw 1989), einer Straßenkreuzung, als Metapher stark zu machen. Diese ermöglicht zwar eine Verknüpfung der Kategorien Geschlecht, Klasse, Rasse/Ethnizität, die dann jeweils als eine Straße vorgestellt werden, bleibt dabei jedoch statisch.

Schließlich kann auch das *Mikadomodell* die durch globale Veränderungen entstehende Dynamik zum Ausdruck bringen.[7] Beim Mikadospiel bleiben die Grundelemente, die Stäbchen, immer gleich, und man könnte durchaus argumentieren, dass hierin die bereits genannten Differenzkategorien versinnbildlicht werden; allerdings verändert sich ihre Position zueinander und ihre Verknüpfung miteinander nur dadurch, dass jeweils eines dieser Elemente entfernt wird. Die Verflüssigung und gar Formveränderung der Kategorien an sich ist damit nicht denkbar.

Weitere Vorschläge für eine angemessene Metapher, die als Sinnbild für eine Zeitdiagnose taugt, sind noch nicht gefunden.

Bewegung hat, so lässt sich bislang erkennen, viele Facetten, die sich auf unterschiedlichste Aspekte *sozialer* und *räumlicher* Mobilität und Heterogenität beziehen.

Dieser Zusammenhang zwischen sozialer und räumlicher Mobilität wird in jüngster Zeit in neueren theoretischen Konzeptionen unter dem Titel 'transnationale soziale Räume' neu gefasst (Faist 2000a, b; Pries 2007, 2008). Die Debatte, die als Kritik an den Kernaspekten klassischer Migrationsforschung entstanden ist, weist nicht nur den 'methodologischen Nationalismus' (Wimmer/Glick-Schiller 2003) zurück, sondern auch die Befangenheit traditioneller Studien in Bezug auf Dualität (Herkunftsland und Ankunftsland), Linearität (Emigration aus Land X führt zwangsläufig zu Immigration in Land Y) und Monodimensionalität (Identität/Zugehörigkeit zu *einer* Ethnie oder *einer* Nation).

Diese Studien ignorieren komplexe Wanderungsprozesse zwischen verschiedenen Ländern, die keineswegs zum Abbruch der Beziehungen zum Entsendeland führen, sondern eher zu 'Ortspolygamie' (Beck 1997) und zu Mehrfachzugehörigkeiten oder 'Belongings' (Yuval-Davis 2006).

Unter transnationaler Migration verstehen Linda Basch und andere (1994: 7) grenzüberschreitende Prozesse von Menschen, deren soziale Beziehungen und Praktiken mindestens zwei Staaten, aber auch mehr verbinden. Dabei entstehen

7 Das Mikadomodell schmückt auch das Plakat der Konferenz: Celebrating Intersectionality?, die im Januar 2009 in Frankfurt stattgefunden hat (siehe dazu http://www.cgc.uni-frankfurt.de/intersectionality/index.shtml).

transnationale Räume, die sowohl *polyzentrisch* (in Bezug auf Ressourcen, Interessenvertretung und Machtverteilung) als auch *dauerhaft und stabil* sind (in Bezug auf die Stärke der Netzwerke, die Kontinuität sozialer Beziehungen und die Distribution von Kapital und immaterielle Güter) (siehe auch Pries 2007, 2008).[8] Ein derartiges Verständnis von Migration setzt einen relationalen Raumbegriff voraus, der im Gegensatz zum absoluten geographischen Raum als *Container* (ein mit Menschen, Dingen, Symbolen, etc. gefülltes Gefäß) durch Beziehungen und Handlungen hergestellt wird. Martina Löw (2001) hat mittels des Konzepts 'Dualität des Raums' darauf hingewiesen, dass Räume immer zugleich strukturiert und strukturierend sind/wirken, durch Handlungsprozesse hergestellt werden, aber auch die vorgegebenen Regeln und Ordnungen nicht ignorieren können. In der kritischen Sozialpsychologie wird in diesem Zusammenhang von Möglichkeitsräumen (Holzkamp 1983) gesprochen.

Die Debatte über transnationale Räume steht im engen Zusammenhang mit der Diskussion über Globalisierung, grenzt sich aber auch davon ab. Während bei der Analyse globaler Ströme (von Technologie, Kapital, Medien, Ideologien und Menschen) die Vernetzungsformen im Zentrum stehen, fragt der Transnationalismusansatz kritisch nach den Asymmetrien der involvierten Machtinteressen und ihrer VertreterInnen. Dabei wird Transnationalisierung von oben unterschieden von der Transnationalisierung von unten (siehe Smith/Guarnizo 1998; Guarnizo 2003); letztere gilt als tendenziell anti-hegemonialer Versuch der AkteurInnen, sich vor Willkür, Herrschaft, Gewalt und Diskriminierung zu schützen, wobei dies kein bewusster Akt des Widerstands sein muss, sondern auch der Versuch sein kann, sich Einschränkungen der Ressourcenentfaltung durch Migration zu entziehen.

Doch geht es in beiden Debatten, der Globalisierungs- und der Transnationalismusdebatte, um die gleichen Phänomene: (a) die *Vervielfältigung* von Lebensformen als Folge von Wanderungsbewegungen; (b) die *Enträumlichung* der Lebensformen, die eine Globalisierung bzw. Transnationalisierung der Biographie sowohl voraussetzt als auch generiert; (c) die *Begrenzung* der Enträumlichung, die mithilfe (nationaler) Migrationsregime legitimiert und mit diversen Instrumenten der Grenzüberwachung durchgesetzt wird, womit auf Dauer die Selektion von MigrantInnen beabsichtigt ist.

Der Vorteil dieser thematischen Überschneidungen liegt darin, dass die gängige Aufteilung zwischen MigrantInnen einerseits und den Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft andererseits tendenziell obsolet wird, da potenziell alle

8 Damit ist auch gemeint, dass diese Stabilität eine oder zwei Generationen überdauert.

Mitglieder der Gesellschaft von diesen Prozessen betroffen sind. Allerdings muss diese Aussage dahingehend relativiert werden, dass von solchen Veränderungen nicht alle in gleicher Weise betroffen sind, nicht zuletzt deshalb, weil Menschen in unterschiedlicher Weise in Machtbeziehungen verortet sind und dementsprechend über unterschiedliche Ressourcenzugänge und Handlungsmöglichkeiten verfügen.

Schließlich kann der Bezug zur Geschlechterordnung hergestellt werden, indem Geschlecht in Verbindung gebracht wird mit anderen Differenzfaktoren, die Enträumlichungsprozesse beeinflussen, wie etwa Nationalität, Ethnizität, Sexualität, Klasse, Alter und Religion.

In diesem Sammelband soll untersucht werden, wie diese Faktoren zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen.

Das Geschlechterverhältnis bildet den Ausgangspunkt der Überlegungen, die in diesem Sammelband erörtert werden, und Gender wird so jeweils in seiner intersektionellen Dimension analysiert.

Die folgenden Fragen liegen den Beiträgen in diesem Buch zugrunde:

1. Welchen Einfluss haben Wanderungsprozesse auf Geschlechterverhältnisse und auf die Veränderungen sozialer Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit, sowohl für die MigrantInnen selbst in Bezug auf die Herkunfts- und Ankunftskontexte, in denen sie agieren, als auch für die Gesellschaften, in denen sie leben und die sie miteinander verbinden?
2. Welche Folgen haben Transnationalisierungsprozesse für Identitätsentwicklungen? Wie wirken sich darauf die Bewertungsmuster der Mehrheitsgesellschaften aus, die oft davon ausgehen, dass jede Migration potenziell zu Identitätskrisen führen muss? Welchen Einfluss haben (hetero-)normative Diskurse auf die Bewertung von Migrationserfahrungen?
3. Stellt die Transnationalisierung auch neue Anforderungen an ihre empirische Erfassung? Welche (neuen) methodischen Zugänge zum Zwecke der Datengenerierung und Analyse transnationaler, mobilisierter Biographien und Lebensformen stehen zur Verfügung oder müssen entwickelt werden?
4. Welche Theorien sind in der Lage, der Mobilität von Menschen und den damit zusammenhängenden Vervielfältigungen und Enträumlichungen von Lebensformen gerecht zu werden? In welcher Weise müssen dominante Migrations- wie auch Geschlechterforschungstheorien revidiert werden? Werden 'reisende Theorien' den lokalen Gegebenheiten angepasst, und wenn ja, wie?

Auf diese Fragen wird in den folgenden vier Teilen eine Antwort gesucht:

I. Menschen in Bewegung/Mobile Menschen;
II. Identitäten in Bewegung/Mobile Identitäten;
III. Methoden in Bewegung/Mobile Methoden;
IV. Theorien und Theoretikerinnen in Bewegung/Mobile Theorien und Theoretikerinnen.

Teil I. Menschen in Bewegung

Dieser Teil befasst sich sowohl mit neueren Forschungen zur Gender-Spezifik der Migration (z.B. feminisierte Migration) als auch mit der Diversifikation von Wanderungsformen. Dabei geht es um Netzwerke, die Migration ermöglichen, um Migrations- und Grenzregime, die Migration kontrollieren, aber auch um Geschlechterregime und ihren jeweiligen Einfluss auf Wanderungs- und Niederlassungsprozesse. Es wird also nicht so sehr gefragt, wie viele Männer und Frauen ihren Herkunftsort verlassen und wohin sie sich wenden, sondern wie Multilokalität und Genderverhältnisse sich wechselseitig bedingen, beeinflussen, verstärken oder abschwächen. Damit werden die Heterogenität und der polyphone Charakter der sich durch Migrationsbewegungen verändernden Gesellschaften, in denen neue Kommunikationsstrategien und neue Formen der Soziabilität entstehen, in den Blick genommen.

Mirjana Morokvasic zeigt in ihrem Überblicksartikel *Migration, Gender, Empowerment* die widersprüchlichen Folgen weiblicher Migration für die Geschlechterordnung auf. Dabei lässt sich feststellen, dass die Machtasymmetrie zwischen den Geschlechtern keineswegs zwangsläufig dadurch in Frage gestellt und verändert wird, dass Frauen migrieren und zur Ernährerin der Familie werden. Stattdessen zeigt sich in vielen Studien, dass Geschlechterhierarchien gegen migrationsbedingten Wandel außerordentlich robust sind. Aus einer akteursorientierten Perspektive betrachtet Morokvasic nun die *Verhandlungen*, die Migrierende im Prozess ihrer Migration über Fragen der Machtverteilung und die Erweiterung ihrer Handlungsspielräume führen. Sie entwickelt die These, dass Frauen und Männer traditionelle Geschlechterordnungen für sich nutzen, d.h. ihre Strategien darauf stützen, und kommt zu dem Schluss, dass in Bezug auf die Ordnung der Geschlechter ein Paradox entsteht: zum Einen wird die Geschlechterhierarchie vorausgesetzt und konserviert, zum Anderen wird sie durch die Form der Nutzung auch erodiert.

Ilse Lenz unternimmt in ihrem Text *Geschlecht, Klasse, Migration und soziale Ungleichheit* den schwierigen Versuch, das komplexe Verhältnis zwischen verschiedenen, neuen und alten Ungleichheitsfaktoren systematisch zu ordnen.

Sie geht davon aus, dass die Strukturkategorie Geschlecht angesichts der enormen Diversität weiblicher und männlicher Lebensweisen ihre Eindeutigkeit verloren hat; deshalb sind Aussagen über soziale Ungleichheit heute nur in der Wechselwirkung mit anderen Kategorien (hier: Klasse, Migration und Formen des Begehrens) und als widersprüchlich zu begreifen. Lenz entwirft eine polyzentrische Matrix von Konfigurationen, in denen sie Geschlecht und Migration unter den Gesichtspunkten Exklusion und Inklusion sowie den Dimensionen von Verteilung, Anerkennung, Bildung und Partizipation zuordnet.

Kyoko Shinozaki beschäftig sich in dem Artikel *Die 'Green Card' als Heilmittel für Arbeitskräfteknappheit? Ein Vergleich der Migration von 'Hoch-' und 'Niedrigqualifizierten'* mit den Gender-spezifischen Implikationen und Folgen des bundesrepublikanischen Migrationsregimes. Dabei fällt auf, dass die Anwerbepolitik über die Green-Card-Regelungen in den vergangenen Jahren nicht nur zwischen Hoch- und Niedrigqualifizierung differenziert, sondern mit diesen Zuordnungen gleichzeitig nach Geschlecht segregierte Arbeitsmärkte verbunden sind, wobei Frauen in die Haushalte mit Pflegebedürftigen und Männer in die Computerbranche, die Finanz- und Ingenieursberufe lanciert werden. Shinozaki zeigt auf, dass der in der Migrationsforschung anzutreffenden 'paradigmatischen Trennung' zwischen Hoch- und Niedrigqualifizierten ein tief sitzender Gender-Bias zugrunde liegt, der dazu führt, dass Forscherinnen dieser Logik folgend in erster Linie feminisierte Arbeitsbereiche in den Blick nehmen, während sich Forscher den maskulinen Bollwerken zuwenden und diese Barriere nur selten in einer Zusammenschau überwunden wird.

Teil II. Identitäten in Bewegung

Die Theorie transnationaler Räume fokussiert sowohl neue als auch alte Migrationsphänomene. Dabei steht die Frage, wie MigrantInnen ihr Leben in der Multilokalität organisieren und bewältigen, besonders bei akteurzentrierten Untersuchungen im Zentrum. Studien, die sich mit der Identitätsentwicklung von wandernden Menschen auseinandersetzen, untersuchen, wie diese mit differenten, teilweise widersprüchlichen sozialen und kulturellen Anforderungsprofilen umgehen und welche psychischen Integrationsleistungen zu erbringen sind. Welche Anerkennungs- und Partizipationsformate stehen den MigrantInnen zur Verfügung? Welche (rechtlichen, sozialen, kulturellen) Grenzen werden ihnen in Bezug auf Zugang, Teilhabe und Zugehörigkeit gesetzt? Können sie diese überwinden? Welche Wissensbestände helfen dabei bzw. versperren geradezu die Integration fragmentierter Erfahrungen?

Ann Phoenix wirft in ihrem Aufsatz *Idealisierung emotionaler Bindung oder materielle Versorgung? Transnationale Mutterschaft und Kettenmigration* einen neuen Blick auf das Phänomen Kettenmigration, das heutzutage eher unter dem Label 'Elternschaft bzw. Mutterschaft aus der Distanz' verhandelt wird. Phoenix interviewte Erwachsene mit karibischem Migrationshintergrund, die als Kinder jahrelang bei Angehörigen zurückgelassen wurden, als ihre Mutter bzw. ihre Eltern (in den 1950er und 1960er Jahren) zur Arbeit nach England gingen. Die große emotionale Distanz zu ihren Müttern, die in den Interviews mit den Töchtern thematisiert wird, erklärt Phoenix mit der Dominanz von westlichen popularisierten Bindungstheorien in deren 'englischer' Sozialisation: Die Töchter hatten die in diesen Theorien idealisierte, stark körperbezogene Mutter-Kindbeziehung vermisst und retrospektiv waren die meisten Mütter dem in diesem Diskurs geforderten Management der Emotionen nicht gerecht geworden.

Mit diskursiven normativen Setzungen anderer Art beschäftigt sich der Artikel *Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung* von *Maria do Mar Castro-Varela* und *Nikita Dhawan*. Sie kritisieren, dass in der feministischen Migrationsforschung bislang Sexualitätsfragen weitgehend ausgeklammert werden und die Arbeiten so in einer heteronormativen Matrix gefangen bleiben. Mithilfe queer-theoretischer Theorien zeigen sie über die Verkettung von Gender- und Sexualitätsfragen Lücken und Schieflagen in der bundesrepublikanischen Migrationsforschung auf. Dabei vertreten sie die These, dass nicht nur die konstatierten Migrations- und Grenzregime die heteronormative Strukturierung der Gesellschaft stabilisieren, sondern eben auch ForscherInnen ihren Beitrag dazu leisten. Migrationsprozesse, so die Autorinnen, tragen zur Transnationalisierung von Sexualität und zur Heterogenisierung sexueller Praktiken bei. Um den AkteurInnen dieser Entwicklungen gerecht zu werden, muss migrantische Erfahrung mittels einer queer-diasporischen Logik analysiert werden, was letztendlich zur Verwerfung hegemonialer Positionen und Legitimationen führen soll.

Ursula Apitzsch betrachtet in ihrem Beitrag *Transnationales biographisches Wissen* Migrationsprozesse ebenfalls aus einer AkteurInnen-bezogenen Perspektive; mit ihrem *Vorschlag für die soziologische Mikro- und Meso-Fundierung des Verstehens historischer Prozesse in transnationalen Handlungsräumen*, so der Untertitel, will sie einen Beitrag zur Erforschung von Migrationsbiographien leisten. Dabei weist die Autorin zunächst die oft vertretene Annahme zurück, dass in der Transnationalismusforschung eine Abkoppelung von früheren (Stufen-) Modellen der Assimilation und Integration von MigrantInnen erfolgen muss oder kann. Stattdessen betont Apitzsch, dass die Entgegensetzung Assimilation

versus transnationale Lebensweise keineswegs absolut sein muss; eher sei davon auszugehen, dass partielle kulturelle Assimilation und ökonomischer Erfolg im Zielland mit einer verstärkten Hinwendung zur Herkunftsgesellschaft einhergehen kann. Zum Verständnis dieser Prozesse hält die Autorin die systematische Berücksichtigung der Meso-Perspektive (Institutionen) für notwendig, um die Bedingungen, unter denen transnationale Migrationen in Gang gesetzt und kontinuiert werden, verstehen zu können. Apitzsch betrachtet die Analyse der transnationalen Kooperation von Familien über verschiedene Generationen hinweg auf der Meso- und Mikroebene als wichtigstes Untersuchungsfeld für das Verständnis von transnationalen Räumen. Es zeige sich, dass die von den Subjekten zur Überwindung von Exklusion und Marginalisierung entwickelten biographischen Ressourcen nur im transnationalen Rahmen sinnvoll rekonstruierbar sind und mithilfe der Biographieforschung das von den Betroffenen intergenerationell entwickelte 'biographische Wissen' freigelegt werden kann.

Die methodologischen Überlegungen von Apitzsch bilden eine Brücke zum nächsten Teil des Buches, der Auseinandersetzung mit Methoden.

Teil III. Methoden in Bewegung

In der Migrationsforschung haben sich schon seit vielen Jahren Präferenzen gezeigt, die zu einer klaren Zweiteilung für qualitative oder quantitative Methoden bei der Datenerhebung geführt haben. Leider gibt es immer noch wenige Studien, die beide Zugänge als Methodenmix sinnvoll verbinden; zudem fehlt die Kommunikation zwischen den VertreterInnen der verschiedenen Richtungen. Letztere wird auch in diesem Sammelband nicht geleistet. Allerdings kann hier eingewandt werden, dass die neuen Herausforderungen an die Empirie, die der Transnationalismusansatz stellt, für beide Richtungen relevant sind, in diesem Sammelband jedoch lediglich in Bezug auf qualitative Methoden diskutiert werden. Nicht nur für die qualitative Forschung ergibt sich die Frage, welche Methoden der Erforschung von mobilen Lebenswegen und mobilisierten Identitäten am Besten dienen. Und welche Probleme sich in der empirischen Forschung immer dann ergeben, wenn ForscherInnen und Erforschte nur wenige Aspekte ihrer sozialen Welt sinnhaft teilen? Reichen die bislang entwickelten Instrumente der qualitativen Forschung aus, um das 'Unordentliche' in der Selbst- und Fremddeutung transnationaler Lebenswege zu erfassen? Wie ist Kommunikation im Kontext von (fragmentierter) Mehrsprachigkeit möglich? Welche Bedeutungsbezüge gehen in Übersetzungen verloren bzw. bilden sich darin neu? Welche Vorschläge macht die Ethnologie mit dem Begriff der reisenden Ethnographie?

Auch die Frage, in welcher Sprache kommuniziert wird, kann nicht losgelöst von asymmetrischen Machtbeziehungen in Einwanderungsgesellschaften gesehen werden, die sich auch in der Kommunikation zwischen ForscherInnen und Befragten spiegeln und verorten. Aber nicht nur dort: Sie hat bei der Redaktion dieses Bandes ebenfalls eine Rolle gespielt. Paula Villa hatte ihrem Aufsatz ein Zitat in spanischer Sprache vorangestellt, das sie nicht übersetzen wollte; sie betrachtet dieses Zitat als sprachliche biographische Präsentation. Damit unterstrich sie für mich in emphatischer Weise die Funktion von Sprache als Identitätsmarker. Obgleich ich ihr Recht geben musste, dass die globalisierte Welt von Sprachhegemonien gekennzeichnet ist und eine Übersetzung bei einem Zitat in englischer Sprache nicht als notwendig erachtet wird, habe ich zum Verdruss der Autorin letztlich auf einer Übersetzung beharrt. Mein Argument ist, dass Sprache ja nicht nur die Identität markiert, sondern auch als Instrument der Verständigung dient. Da meiner Meinung nach davon ausgegangen werden muss, dass der größte Teil der LeserInnen des Spanischen nicht mächtig ist, wäre der Inhalt verloren gegangen.[9] Hierin liegt zugegebenermaßen eine ungeprüfte Vorannahme und dieser Aspekt wird sicherlich langfristig bleiben.

Barbara Waldis wirft in ihrem Aufsatz *Sozialanthropologische Forschung: Feministische Perspektiven auf Migration im transnationalen Raum* einen Blick zurück auf die komplizierte Beziehung zwischen Feminismus und Anthropologie. Sie beschreibt ein multidimensionales Analysemodell für die Untersuchung von Geschlecht im transnationalen Raum, das auf den Einsichten der geschlechtersensiblen biographischen Migrationsforschung sowie auf denen der ethnologischen feministischen Transnationalismusforschung aufbaut. Mithilfe einer retrospektiven Reflexion von drei ethnologischen Studien zu Heiratsmigration, die die Autorin im Zeitraum von elf Jahren durchgeführt hat, beschreibt Waldis, wie sich ihr eigener Blick auf das Feld durch jeweils neue Fokussierungen der methodologischen Debatten verändert hat. Dabei müsse, so Waldis, in jeder Forschung die Frage nach dem 'warum', dem 'wie' und dem 'für wen' immer wieder neu gestellt werden.

Die beiden folgenden Aufsätze widmen sich einem Thema, dem sich fast alle MigrationsforscherInnen stellen müssen, das jedoch erst in jüngster Zeit zum expliziten Gegenstand der Datenpräsentation gemacht wird, der Sprache

9 Ich gab außerdem zu bedenken, dass die Autorinnen in diesem Sammelband dann zurecht darauf hätten bestehen können, Zitate in polnischer, japanischer, serbischer oder niederländischer Sprache, in karibischem bzw. indischem Englisch oder österreichisch- bzw. schweizerischem Deutsch unübersetzt einzubringen.

als Erfassungsinstrument von Narrationen. In ihrem Artikel *Die unsichtbaren ÜbersetzerInnen in der transnationalen Forschung: Übersetzung als Methode* beschreibt *Ewa Palenga-Möllenbeck* zunächst das Paradox, dass bei der Generierung von biographischem Datenmaterial oft mit dem Einbezug muttersprachlicher ÜbersetzerInnen gearbeitet wird, dass diese jedoch in der Präsentation des Materials unsichtbar (gemacht) werden. Dabei entstehe, vergleichbar mit einem übersetzten literarischen Werk, beim Lesen der Eindruck, es handele sich um einen 'authentischen Text' und so werde die Illusion der 'Übersetzbarkeit' genährt. Die Autorin fragt sich dagegen, was die in das Forschungsverhältnis involvierte Mehrsprachigkeit als Machtverhältnis, sowohl in Bezug auf die daran beteiligten Personen (ForscherIn und Befragte) als auch in Bezug auf die (Re-)Konstruktion und Präsentation der Inhalte von biographischem Material bedeutet. Ihre methodologischen Überlegungen schließen sowohl bei linguistischen Übersetzungstheorien als auch bei postkolonialen Dekonstruktionsdebatten und ethnologischen Methodologien an. In der Reflexion ihrer eigenen Forschungspraxis, die sich auf polnische TransmigrantInnen bezieht wird deutlich, dass sich im Prozess der Translationen von biographischen Erzählungen Bedeutungen verschieben und verloren gehen können, was schlussendlich dazu führt, dass ÜbersetzerInnen zwar als Verbündete eine Ressource darstellen, gleichzeitig jedoch auch Fehlerquellen sind. Beide Resultate müssen reflektiert und sichtbar gemacht werden.

Elisabeth Tuider widmet sich der Narration als *Transnationales Erzählen* aus der Perspektive einer deutsch-österreichischen Forscherin, die sich mit dem Phänomen des 'Dritten Geschlechts' in Mexiko beschäftigt. Dabei werden insbesondere die vielfältigen transnationalen Diskurse zum Thema Homosexualität, Geschlecht und Kultur in ihrer Überschneidung deutlich gemacht. Sie erhärtet mithilfe ihres empirischen Beispiels die These, dass Übersetzungen als Interpretationen zweiter Ordnung verstanden werden müssen und deshalb als Modus zur Konstruktion von 'Anderen' zu problematisieren sind. Ihr geht es darum, dass westliche ForscherInnen nicht nur die Lücken aufzeigen müssen, die bei der Übersetzung generiert werden, sondern dass Bedeutungen in den Zwischenräumen zwischen den Sprachen entstehen und mit diesem Fokus auf das 'inter' machtvolle linguistische und politisch-kulturelle Dimensionen der Forschungskommunikation sichtbar zu machen sind. Tuider geht davon aus, dass die Biographieforschung mit dieser Kritik vor ernsthafte Herausforderungen gestellt wird.

Teil IV. Theorien und Theoretikerinnen in Bewegung

Das Thema der adäquaten Repräsentation von 'Anderen' wird auch im vierten Teil des Bandes weitergeführt. Hier wird gefragt, ob und welche neuen theoretischen Perspektiven von mobilen TheoretikerInnen entwickelt werden/wurden bzw. welche Veränderungen Theorien im Verlauf ihrer 'Reise' erfahren haben? Davon ausgehend, dass Begriffe und Konzepte nie als ein Blaudruck ihrer ursprünglichen Version in einer anderen Sprache und in einem anderen gesellschaftlichen Kontext zu betrachten sind, sondern Anpassungen erfolgen müssen bzw. Friktionen entstehen, sollen hier die Wanderungsbewegungen einflussreicher Theorien und ihrer Vertreterinnen betrachtet werden.

Warum sind trotz aller Polyphonie und Verschiedenartigkeit gesellschaftlicher Kontexte Verständigungen und Anwendungen reisender Konzepte überhaupt möglich?

In ihrem Artikel *Globale Lokalisierung feministischen Wissens: Die Übersetzungen von Our Bodies Ourselves* eruiert *Kathy Davis* die globale Reise eines Weltbestsellers, des Klassikers der feministischen Gesundheitsbewegung: *Our Bodies Ourselves*. Sie fragt sich, wie ein solch ausgenommen westliches, nordamerikanisches Buch in der Lage war und ist, Anziehungskraft auf Frauen in verschiedenen Teilen der Welt auszuüben und wie der Inhalt dieses Werkes übersetzt und für die spezifischen Belange von Frauen in unterschiedlichen Weltregionen adaptiert wurde. Ihre These ist dabei, dass mithilfe der Analyse dieser Fragen Aussagen über die transnationale Zirkulation feministischen Wissens gemacht werden können. An verschiedenen Fallbeispielen zeigt Davis auf, welche Kontinuitäten und Veränderungen bei dieser Reise erfolgt sind und welche Auseinandersetzungen über die Translationen geführt wurden. Sie verdeutlicht damit, wie kreativ die Übersetzerinnen mit dem in vielen Ländern noch immer tabuisierten Thema (Homo-)Sexualität und Körper umgegangen sind, aber auch, dass die Übersetzungen eine Eigendynamik entwickelt haben, die von dem Autorinnenkollektiv des Buches nicht antizipiert werden konnte. Stattdessen lebt *Our Bodies Ourselves* in seinen verschiedenen (Re-)Artikulationen und (Re-)Kontextualisierungen und eignet sich als Anschauungsmaterial für die globale Zirkulation von kulturellen Texten.

Eine andere Reise, die transatlantische Debatte über die Intersektionalität von Race-Class-Gender greift *Gudrun-Axeli Knapp* in ihrem Aufsatz *Resonanzräume – Räsonierräume: Zur transatlantischen Reise von Race, Class und Gender* auf. Dabei vertritt sie die These, dass reisende Theorien und Konzepte nicht auf eine nationale Herkunft reduzierbar und die Ausgangs- sowie Ankunftskontexte keine

abgeschlossenen Inseln sind. Vielmehr arbeitet sie die in der 'heißen, epistemischen Kultur des Feminismus' entstandene Komplexität der Diskurse heraus. Die Reise von *Race-Class-Gender* betrachtet Knapp als einen meta-theoretischen oder doxographischen Diskurs, in dem 'raceclassgender' als eine zum 'Mantra' geronnene taxonomische Entität zirkuliert und den Eindruck erweckt, als sei die Beschäftigung mit Diskriminierung und Ungleichheit Allgemeingut geworden. Um solche falschen Eindrücke zu vermeiden, plädiert Knapp dafür, die jeweiligen sozio-kulturellen Kontextbedingungen feministischer Debatten zu reflektieren und in der Theoriebildung zu berücksichtigen, was bedeutet, dass historische Resonanzen in die aktuellen Räsonierräume Eingang finden müssen, sowohl auf der sozialontologischen als auch auf der epistemologischen Ebene.

Paula Villa beschäftigt sich in ihrem Aufsatz *In Bewegung bleiben: Feministische Vorstellungen intellektueller Mobilität zwischen soziologischer Moderne und kritischer Postmoderne* mit der Befremdung als intellektueller Ressource und nimmt die Chiffren Fremdheit und Nomadin in den Blick. Ersteres geschieht mithilfe der Reflexion des soziologischen Fremden als Figur der Moderne, letzteres in Hinblick auf eine feministische Figuration von Mobilität, die, wie Villa es nennt, heterotopische Figur der Nomadin von Rosi Braidotti. Anhand der Figur des Fremden bei den soziologischen Klassikern Simmel, Park und Schütz lässt sie die wechselnden Bedeutungen Revue passieren und kommt dabei zu dem Schluss, dass sie von diesen Theoretikern als faszinierende und systematische, aber dennoch anomische Begleiterscheinung von Gesellschaftsgemeinschaft betrachtet werden. In ihren Beschreibungen, so Villa, sind mobile Fremde prädestinierte Träger einer genuin modernen aufgeklärten Vernunft. Antipodisch führt die Autorin daraufhin die enträumlichte, postmoderne Figuration der Nomadin von Braidotti ein, die als zeitgenössische Subjekthaftigkeit besonders von Frauen betrachtet wird. Das nomadische Subjekt versinnbildlicht sowohl ein spezifisch historisches Moment als auch (feministische) Denkstile, Lebensweisen und Identitätsentwürfe. Dass sie Letztere aktiv wählt (siehe dazu Lutz und Davis in diesem Band) und damit ihre Zelte überall aufschlagen oder abbrechen kann, so Villa, kennzeichnet sie als Gegenfigur zur 'Opferfigur' der MigrantInnen und ExilantInnen. Die Nomadin setzt ihre Einsicht in die Funktion von Kontexten und Kontingenzen bewusst und aktiv zu ihrem eigenen Vorteil ein, macht aus der Entfremdung eine Tugend. Nomadische Subjekte, so konkludiert Villa, beziehen ihre Identität nicht aus einer projizierten Ankunft in einem Land, in dem sie sicher sind, und auch nicht aus einem romantisierten Rückblick auf die frühere Heimat, sondern sie sind Diskursgelegenheiten, diskursive Orte, die von Menschen aufgesucht werden (müssen). Genau diese positiv-utopischen

Momente einer elitären Konfiguration stellt Villa heraus und stellt letztendlich doch auch fest, dass diese Figur der permanenten Selbstoptimierung so gut in das zeitgenössische Bild passt.

Der Aufsatz *Biographische Grenzüberschreitungen und feministische Imagination: Avtar Brah, Seyla Benhabib und Rosi Braidotti* von *Helma Lutz* und *Kathy Davis* schließt hier direkt an und bildet den Abschluss des Sammelbandes. Er befasst sich mit drei feministischen Theoretikerinnen, die in ihren Werken den Topos des Fremden mit der Existenzweise von Frauen verbinden, Avtar Brah, Seyla Benhabib und Rosi Braidotti. Jede von ihnen hat einen wichtigen Beitrag zu der Debatte über Mobilität, Grenzüberschreitung und Transnationalität geleistet, der in der theoretischen Verarbeitung einer Metapher besteht, Diaspora (Brah), Exil (Benhabib) und Nomadismus (Braidotti). Auffällig ist, dass jede von ihnen ebenfalls ihre eigene transnationale Biographie hat, die mehr oder weniger explizit auch in ihren Texten angesprochen wird. Die Autorinnen, die nach der Verflechtung zwischen biographischen Erfahrungen und der theoretischen Arbeit der drei Feministinnen fragen, gehen davon aus, dass diese drei Frauen einen wichtigen Beitrag zu den Theoriedebatten über den/die FremdeN geleistet haben. Es zeigt sich, so die Autorinnen, dass Brah, Benhabib und Braidotti, im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen, die über Fremdheit geschrieben haben (u.a. Simmel, Bauman etc.), ihre eigenen Migrationserfahrungen in ihren Texten explizit machen und sie als analytischen Kunstgriff, als Sinn-Gebendes Verfahren für ihre Theoriegenerierung benutzen. Migrationsbedingte Gewinne und Verluste, Handlungsoptionen und deren Grenzen spiegeln sich darin wider. Die Reflexion von biographischen Trajekten als Motor für soziologische und philosophische Wissensproduktion wird hier sichtbar gemacht.

Zu guter Letzt lässt sich noch feststellen, dass einige wichtige Aspekte, die im Zusammenhang von Geschlecht und Mobilität zu konstatieren sind, in diesem Band fehlen: Die Bedeutung der internationalen Frauenbewegungen für Geschlechtergerechtigkeit, die Bedeutung von transnationalen Wissensformen/Wissensströmen und die Instrumente zu ihrer Verbreitung sowie die geschlechtsspezifischen Ursachen und Folgen von globalisierten Finanzmärkten und viele andere gehören dazu.

Wie alle Bücher ist auch dieses ein Ausdruck von Zeitdiagnostik und in diesem Sinne ein Versuch, den 'state of the art' abzubilden. Bleibt abzuwarten, wie sich Mobilität als Kernaspekt der Moderne entwickelt und welche Widersprüche und Ambivalenzen dies in Bezug auf die Geschlechterverhältnisse produziert.

Literatur

Basch, Linda, Nina Glick-Schiller und Cristina Szaton Blanc (1994): Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation States, Amsterdam: Gordon und Breach.

Beck, Ulrich (1997): Was ist Globalisierung? Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Castells, Manuel (2001-2003): Das Informationszeitalter (3Bd.), Opladen: Leske+ Budrich.

Castles, Stephen und Marc M. Miller (2009): The Age of Migration, 4. überarbeitete Auflage, London/New York. Palgrave MacMillan.

Castles Stephen (2005): 'Warum Migrationspolitiken Scheitern', In: Peripherie 97/98, S. 10-34.

Crenshaw, Kimberlé (1989): 'Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics', University of Chicago Legal Forum, S. 138-167.

Faist, Thomas (Hg.) (2000a): Transstaatliche Räume. Politik, Wirtschaft und Kultur in und zwischen Deutschland und der Türkei. Bielefeld: transcript.

Faist, Thomas (2000b): The Volume and Dynamics of International Migration and Transnational Social Spaces. Oxford: Oxford University Press.

Frontexwatch 2007: 'Frontex und die europäische Außengrenze', http://frontex.antira.info/2007/12/13/frontex-und-die-europaeische-aussengrenze/ (3.4.2009)

Guarnizo, Luis Eduardo (2003): 'The Economics of Transnational Living', International Migration Review Vol. 37 (3), S. 666-699.

Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt a. M.: Campus.

Lenz, Ilse, Charlotte Ullrich und Barbara Fersch (2007): 'Gender Orders Unbound: Globalisation, Restructuring, Reciprocity – Introduction', In: dies. (Hg.): Gender Orders Unbound: Globalisation, Restructuring, Reciprocity, Opladen und Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 9-24.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Barbara Budrich.

Lutz, Helma (Hg.) (2008): Migration and Domestic Work. A European Perspective on a Global Theme. Aldershot: Ashgate.

Pries, Ludger (2007): 'Transnationalism: Trendy Catch-All or Specific Research Programme? A Proposal for Transnational Organisation Studies as a Micro-Macro-Link', http://www.uni-bielefeld.de/tdrc/ag_comcad/downloads/workingpaper_34_Pries.pdf (6.4.2009).

Pries, Ludger (2008): Die Transnationalisierung der Sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Sassen, Saskia (2002): 'Is this the Way to go? Handling Immigration in a Global Era', In: Eurozine: http://agora.stanford.edu/agora/volume4/articles/sassen/sassen.pdf (3.4.2009).

Schneider, Norbert (2008): 'Sedentary or Mobile? The Mobility of the European Workforce', http://www.jobmob-and-famlives.eu/download/pres1_Schneider_Sedentary-or-Mobile.pdf (24.3.2009).

Schneider, Norbert und Gerardo Meil (Hg.) (2008): Mobile Living Across Europe. Volume 1: Relevance and Diversity of Job-Related Spatial Mobility in Six European Countries. Opladen: Barbara Budrich.

Smith, Michael Peter und Luis Eduardo Guarnizo (1998): Transnationalism from Below. Transaction Publications, New Brunswick.

Stolcke, Verena (1995): 'Talking Culture: New Boundaries, New Rhetorics of Exclusion in Europe', In: Current Anthropology 16 (1), S. 1-23.

Wimmer, Andreas und Nina Glick-Schiller (2003): 'Methodological Nationalism, the Social Sciences and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology', In: International Migration Review 37 (3), S. 576-610.

Yuval-Davis; Nira (2006): 'Belonging and the politics of belonging', In: Patterns of prejudice 40 (3), S. 196-213.

I.
Menschen in Bewegung

Mirjana Morokvasic

Migration, Gender, Empowerment[1]

„Jetzt bin ich jemand und etwas. Zuhause in meinem Dorf in Jugoslawien war ich nur eine zurückgewiesene Witwe."
Danka, Schweden, Morokvasic 1987

„Zuerst habe ich drei Jahre gearbeitet, um unser Haus zu Ende bauen zu können. Jetzt habe ich weitere drei Jahre gearbeitet, um das Haus zu unterhalten, weil die Heizung und der Rest enorm kostspielig sind und mein Mann arbeitslos ist. Ohne mein belgisches Gehalt könnte man das nie bezahlen. So sieht mein Leben aus: Sechs Jahre Putzstellen für ein schönes Haus, in dem ich nur ein oder zwei Monate im Jahr wohne."
Polnische Migrantin in Brüssel, zitiert in Kuzma 2003: 122

1. Die widersprüchlichen Folgen der Migration für die Geschlechterordnung

Mobilität und Migration haben für Frauen eine besondere Bedeutung: Historisch betrachtet wurden Frauen immer mit Immobilität und Passivität assoziiert. Lange Zeit waren sie entweder unsichtbar oder wurden eher als abhängige Familienangehörige denn als 'selbständige' Migrantinnen wahrgenommen; ihre Migration war an die von Männern gebunden. In vielen Gesellschaften halten sich – trotz der allgemeinen Feminisierung von Migrationsbewegungen – hartnäckig Hindernisse und Restriktionen für die Mobilität von Frauen. Darüber hinaus sind 'Frauen in Bewegung' einer moralischen Stigmatisierung ausgesetzt, selbst in

1 Dies ist eine kürzere, überarbeitete Fassung meines Textes 'Migration, Gender, Empowerment', erschienen 2007 in Ilse Lenz, Charlotte Ullrich, Barbara Fersch (Hg.): *Gender Orders Unbound. Globalisation, Restructuring and Reciprocity*, Opladen, Farmington Hills: Barbara Budrich Publishers, S. 69-97.

Situationen, in denen sie massiv an Migrationsströmen beteiligt sind oder sogar die Mehrheit der MigrantInnen stellen und die Haupternährerinnen ihrer Familien sind (Potot 2005; Peraldi 2001; Keough 2006; Le Espiritu 2005). Daher wirkt sich Mobilität – sei es als neu gewonnene, sei es als noch nicht errungene Freiheit – auf Frauen sozial potenziell anders aus als auf Männer.

MigrantInnen sind in Machthierarchien eingebunden, die sie nicht selbst konstruiert haben (Klasse, 'Rasse' (race), Ethnizität, Nationalität, Gender, Immigrantenstatus usw.) – die jedoch das Denken und Handeln der Menschen prägen. Angesichts dieser Hierarchien entwickeln sie jedoch aus ihren verschiedenen sozialen Positionen innerhalb struktureller Bedingungen, die sowohl einengen als auch befähigen, eigene Handlungsinitiativen. Als Initiatorinnen von Migration können Frauen, auch wenn sie selbst nicht migrieren, das Migrationsverhalten anderer beeinflussen oder aber von der Mobilität anderer auf verschiedene Weise betroffen sein. Die Zugehörigkeit zu einer Gender-Kategorie kann Migration und Sesshaftigkeit erleichtern oder behindern; ebenso können die vor Beginn der Migration bestehenden Geschlechterbeziehungen die Migrationsprozesse und -muster sowie die im Zuge der Migration auftretenden Weiterentwicklungen der Geschlechterbeziehungen beeinflussen (Catarino/Morokvasic 2005). (Nicht nur) feministische ForscherInnen haben sich auf den Zusammenhang zwischen Migrationsprozessen und der Machtverteilung in der Familie konzentriert, auf den Einfluss von Lohnarbeit und wirtschaftlicher Unabhängigkeit von Frauen auf die Entscheidungsfindung im Haushalt, die egalitärere Beziehungen entstehen lassen.

Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Grenzüberschreitungen zum Zwecke der Erwerbsarbeit emanzipieren können, dass sie Chancen bieten, etablierte Normen im Verhältnis zwischen den Geschlechtern in Frage zu stellen – dass sie aber auch zu neuen Abhängigkeiten führen und bestehende Grenzen und Hierarchien in den Geschlechterverhältnissen verstärken können. Die immer stärker feminisierte internationale Migration – weltweit sind ungefähr die Hälfte aller MigrantInnen Frauen, in Europa sind es 52% – ist ein Feld, auf dem sich Globalisierung, Entwicklung und Gender-Ideologien überschneiden. Darin spiegelt sich die Tatsache, dass Frauen weiterhin stark in prekären, schlecht bezahlten Beschäftigungsverhältnissen im produzierenden Gewerbe vertreten sind – und zunehmend auch im Dienstleistungssektor (Parreñas 2001; Anderson 2000; Ehrenreich/Hochschild 2003; Lutz 2007): Meist handelt es sich dabei um Tätigkeiten im Haushalt, in der Pflege und der Betreuung alter Menschen, im Unterhaltungsbereich und in der Prostitution – wobei letztere oft mit gesteigerter Nachfrage infolge erhöhter Mobilität von Männern zusammenhängt, als Solda-

ten, als militarisierte 'Peacekeeper', als Touristen (Enloe 2000; Falquet 2006). Diese Beschäftigungen sind meist nicht sichtbar oder werden nicht als 'Arbeit' anerkannt, vor allem, wenn die Leistungen außerhalb des gesetzlichen Rahmens erbracht werden: *Haushaltshilfe, assistante maternelle, aide-ménagère, assistenza* oder *collaborazione familiare* lauten die offiziellen Bezeichnungen solcher Tätigkeiten im Bereich persönlicher Dienstleistungen und Pflege in Deutschland, Frankreich und Italien. Einen interessanten Sonderfall stellen Au-pairs dar: Ihnen kann die Verantwortung für Kinderbetreuung, Erziehung und Haushaltsführung in Vollzeit übertragen werden – offiziell jedoch kommen sie im Rahmen eines 'kulturellen Austauschprogramms' (siehe Hess 2005 für Deutschland).

All diese Tätigkeiten basieren auf genderspezifischen gesellschaftlich konstruierten Annahmen, aufgrund derer Frauen eine 'angeborene' Affinität zur Arbeit in der reproduktiven Sphäre hätten. Von daher ist zu erwarten, dass die Arbeit in dieser Sphäre gerade nicht dazu beiträgt, Normen bezüglich der Arbeitsteilung im Haushalt zu destabilisieren und etablierte Hierarchien zwischen den Geschlechtern aufzubrechen – sondern deren Erhalt vielmehr noch begünstigt. Tatsächlich deuten Forschungsergebnisse darauf hin, dass die bloße Präsenz von ImmigrantInnen (und insbesondere von Frauen) diese Normen und Hierarchien reproduziert oder intensiviert (Friese 1995; Lyon 2006; Lutz 2007; Shinozaki 2005; Oso 2006).

Der Erhalt von Klassen- und Geschlechterhierarchien bedeutet, dass Gewinne, die Immigrantinnen erlangen, durch Statusverlust, Überarbeitung, Deklassierung und Ausbeutung wieder zunichte gemacht werden (können). Je nach Kontext und Sektor der Beschäftigung besteht auch ein hohes Risiko, mit extremer Erniedrigung und Gewalt konfrontiert zu werden; darauf deuten Forschungsergebnisse aus der Sexbranche, aber auch aus dem Haushaltsbereich hin.

Die Machthierarchie zwischen den Geschlechtern wird also nicht allein schon durch die Migration von Frauen in Frage gestellt; im Gegenteil, umfangreiche Forschungsergebnisse belegen, dass diese Hierarchie gegen migrationsbedingten Wandel außerordentlich robust ist – selbst dann, wenn traditionelle Rollen umgekehrt werden. In dem vorliegenden Text möchte ich jedoch über die meist zumindest implizit gestellte Frage hinausgehen, ob die Geschlechterbeziehungen im Kontext der Migration umgestaltet werden. Stattdessen möchte ich fragen, wie über die Ergebnisse verhandelt wird und wie viel Raum es für selbstbestimmtes Handeln (*agency)* und *Empowerment* gibt.[2] Dies erscheint mir unverzichtbar,

2 *Empowerment* kann als ein Prozess verstanden werden, der das selbstbestimmte Handeln (agency) der Menschen verstärkt. Damit ist die Stärkung individueller und kollektiver

wenn wir MigrantInnen als AkteurInnen des Wandels wahrnehmen, und nicht als bloße Objekte des Wandels. Mein Argument lautet hier, dass internationale MigrantInnen – seien es Frauen oder Männer – die traditionelle Ordnung zwischen den Geschlechtern auf verschiedene Weise für sich *nutzen* und sich für ihre eigenen Zwecke darauf *stützen*, auch wenn sie sie nicht in Frage stellen.

Sie sind sich durchaus der institutionellen, politischen, soziokulturellen und ökonomischen Kontexte bewusst, die ihre Chancen auf eine Beschäftigung jenseits der Grenzen prägen. Auch wenn sie dies in ihren eigenen Worten auf unterschiedliche Weise ausdrücken, wissen sie, dass die 'Öffnung' für sie auch deswegen besteht, weil die traditionelle Geschlechterordnung quasi inkorporiert *(embedded)* ist und erwartet wird, dass ihre Beschäftigung (d.h. meist die Beschäftigung von Migrantinnen, aber manchmal auch von deren Männern) das Fortbestehen dieser Ordnung sichert.

Wenn für Frauen die einzige Chance, ihr Herkunftsland zu verlassen, darin besteht, sich Schmugglerkreisen anzuschließen oder sich von Agenturen oder über das Internet als 'Katalogbräute' anbieten zu lassen; wenn ihre einzige Chance, eine Beschäftigung zu finden, im Haushaltsbereich oder in der Sexbranche ist, ist es sehr wahrscheinlich, dass sie gute Miene zum bösen Spiel machen werden, anstatt zu versuchen, ausgerechnet jene Ordnung in Frage zu stellen, die ihnen die Grenzen öffnet und Beschäftigung sichert. Einige gehen sogar einen Schritt weiter und wollen demonstrieren, dass sie 'besser' sind als jene, an deren Stelle sie angeheuert wurden.

In diesem Text werde ich mich besonders (jedoch nicht ausschließlich) darauf konzentrieren, wie Frauen sich auf eine Ordnung der Geschlechterbeziehungen stützen, in der Männer privilegiert sind, und diese Ordnung für sich nutzen. Dies ist nicht so offensichtlich wie der Gebrauch, den Männer von ihr machen. Es wird gezeigt, dass diese Ordnung – auch wenn sie als gegeben vorausgesetzt und somit konserviert wird – paradoxerweise genutzt werden kann, um sie letztlich von innen zu unterminieren.

Widerstandsstrategien (aber auch von Verhandlungs-, Subversionsstrategien usw.) gemeint, um sozialen, wirtschaftlichen und politischen Druck abzuschütteln und/oder tragfähige Alternativen zu finden.

2. Infragestellung der Geschlechterordnung in einer globalisierten Welt – welche Vorteile ziehen Frauen daraus?

Die in einigen historischen wie auch gegenwartsbezogen Studien – vor allem in Bezug auf klassische 'Einwanderungsgesellschaften' – wiedergegebene Binsenweisheit lautet, dass der Wandel in den Geschlechterbeziehungen eng mit der Teilhabe von Frauen am Arbeitsmarkt zusammenhängt und dass die 'Verhandlungsmacht' der Frauen dort im Vergleich zu ihren Herkunftsländern zunimmt. Außerdem fördert der neue Kontext die Beteiligung der Männer an Aktivitäten, die im Herkunftsland traditionell als weibliche Pflichten betrachtet werden – wie Kinderbetreuung und Hausarbeit (Menjivar 1999). Frauen hingegen erlangen selbst dann, wenn sie auf dem Arbeitsmarkt scheitern, Zugang zu institutionellen und anderen Ressourcen, die ihnen in ihren Heimatländern vermeintlich verschlossen bleiben. Die Gewinne der Frauen werden anscheinend als eher mit ihrer Geschlechterrolle zusammenhängend konzeptualisiert, während die Verluste der Männer sich auf ihren beruflichen Status beziehen. Eines der universellen Ergebnisse in Studien zur Rückkehrmigration verweist darauf, dass Frauen allgemein weniger bereit sind zurückzukehren (Grassmuck/Pessar 1991; Morokvasic 1987a; Fibbi et al. 1999). Dies wiederum stützt die Annahme, dass Frauen an ihrem neuen Aufenthaltsort 'besser dran sind', dass sie eher bereit sind, sich niederzulassen, sich anzupassen – während Männer dazu neigen, als Reaktion auf eine Umwelt, die ihnen gegenüber fremd oder feindselig ist und sie ausschließt, sich stärker auf ihre eigenen Werte und Normen zu besinnen.

Angeles Ramirez hat verglichen, welche Auswirkungen der Zugang zu entlohnter Beschäftigung für marokkanische Frauen auf den 'Geschlechtervertrag' im gesellschaftlichen Kontext in Marokko und Spanien hat. Sie verweist darauf, dass, während ihr Eintritt in den Arbeitsmarkt in Marokko immer noch als eine Überschreitung ihrer traditionellen Rolle gesehen wird, die Arbeit in Spanien den Frauen besseren Zugang zu und mehr Kontrolle über Ressourcen bietet und sie mit mehr Autonomie über ihre Lebensgestaltung ausstattet – 'obwohl sie sich in Spanien als Ausländerinnen und Frauen in einer unterlegenen Position befinden' (Ramirez 1999: 35). Die Tatsache, dass Spaniens Einwanderungspolitik weibliche Immigranten bevorzugt, trägt dazu bei, dass sich die Geschlechterordnung in Marokko wandelt: In dem Maße, wie Frauen als unverzichtbare wirtschaftliche Akteure auf den Plan treten, werden Männer nicht länger als ausschließliche Ernährer der Familie wahrgenommen. Eine ähnliche Beobachtung über die Feminisierung der Handelsrouten zwischen Tunesien und Italien hat Camille Schmoll (2005) gemacht.

Liane Mozère (2005) hat den Blickwinkel philippinischer Haushaltsarbeiterinnen in Frankreich eingenommen und betont den Aspekt der Emanzipation dieser Frauen, die zu *entrepreneurs d'elles-mêmes* werden. Die bisherige Geschlechterordnung sowie geschlechtsbezogene Praktiken werden durch die Tatsache durcheinander gebracht, dass Frauen den Status der Ernährerin der ganzen Familie erwerben, während die Männer Aufgaben übernehmen, die im Heimatland mit weiblichen Rollen assoziiert werden.[3] Frauen erhalten auch Freiheiten, die sie in den Philippinen nicht kannten. Trotz dieses Wandels fügt Mozère einschränkend hinzu, dass sich all dies in einer Welt abspielt, in der die Akteure – als MigrantInnen – immer noch 'nur zum Teil Bürger' sind (Parreñas 2001). Swanie Potot (2005) zeigt am Beispiel rumänischer Frauen, dass sie zwar mehr Autonomie erhalten, aber sich die vorhandene Geschlechterordnung zuhause in Rumänien behauptet, die Frauen mit einem negativen Stigma belegt werden und somit weniger Gelegenheit haben, ihren Erfolg zu nutzen.

3. Erhalt oder Stärkung der Geschlechterordnung

Während die oben erwähnten Forschungsergebnisse vorrangig die 'Verbesserungen' gegenüber den sozialen Kosten betonen, verweisen viele Berichte auf die andere Seite: die Reproduktion von Ungleichheiten zwischen den Geschlechterrollen, die Intensivierung traditioneller Rollen, Abhängigkeit und zunehmende Arbeitsbelastung für Frauen.

3.1. Verlust von Unterstützung und erhöhte Arbeitsbelastung

Frauen aus der Mittelklasse, die in ihren Herkunftsländern sowohl bezahlte als auch unbezahlte Arbeit verrichteten, passen sich an die eskalierenden Ansprüche unter den neuen Umständen im Migrationskontext an, ohne die Geschlechterordnung in Frage zu stellen. Myra Marx Ferree hat Frauen aus der kubanischen Mittelklasse in den USA in einem Kontext beobachtet, in dem Frauen arbeiten müssen, um das Prestige der Familie zu erhalten. In der kubanischen Community ist das traditionelle Frauenbild um den regulären Bestandteil der Erwerbstätigkeit erweitert worden (1979: 48). Die Autorin argumentiert, dass Erwerbsarbeit als familiäre Verpflichtung nicht so sehr Ergebnis eines kulturellen Wandels ist, sondern vielmehr ein Ergebnis der Tatsache, dass traditionelle Werte auf veränderte Umstände bezogen werden. In diesem Sinne impliziert dieser Wandel

3 Frauen bezeichnen ihre zurückbleibenden Ehemänner oft als 'Hausmänner' *('housebands')* (Mozère 2005: 227).

keineswegs, dass sich auch andere Werte verändern würden – etwa bezüglich der moralischen Respektabilität von sexuellem Verhalten oder der Autoritätsmuster in den Beziehungen zwischen Männern und Frauen.

In Kanada sind hoch qualifizierte chinesische Migrantinnen aus Hongkong mit einer Verschlechterung ihres Status konfrontiert, da sie ihr unterstützendes Netzwerk verlieren und sich ihr erzielbares Einkommen reduziert (Man 1995). Auch wenn die Frauen einer bezahlten Tätigkeit außerhalb des Haushaltes nachgingen, blieben diese immer der Betreuung des Ehemanns und der Kinder untergeordnet.

3.2 Wenn die Arbeit von Frauen keine 'Arbeit' ist

Bei der Feldforschung in der Textilproduktion in Paris habe ich beobachtet (Morokvasic 1987b), dass sich im Laufe der Jahre unterschiedliche Erwerbsmuster für Männer – zumindest für einige von ihnen – und Frauen herausbildeten. Der Kleinunternehmerstatus ist quasi für Männer reserviert, egal ob sie nähen können oder nicht. Sie können oder müssen auf die Fähigkeiten ihrer Verwandten und anderer Frauen zurückgreifen. Sie können sogar erwarten, dass die Frauen in ihrer eigenen Familie völlig ohne Bezahlung arbeiten; das Nähen wird einfach als eine Erweiterung der Pflichten der Frauen im Haushalt betrachtet. Obwohl sie Einkommen generieren, können die Frauen ihren abhängigen Status daher nicht verlassen. *'Er bringt die Arbeit, die gemacht werden muss, nach Hause. Ich arbeite und arbeite einfach. Er nimmt die Arbeit wieder mit, bekommt das Geld, ich weiß nicht wie viel, von wem, ich weiß nichts, ich habe nichts'* (Morokvasic, Feldnotizen, Textilsektor Paris, 1984).

Frauen blieben jahrelang Heimarbeiterinnen, ohne Chance auf beruflichen Aufstieg oder Legalisierung – die Bedingungen für die Umwandlung in reguläre Beschäftigung waren so formuliert, dass Frauen nicht in Frage kamen; sie setzten ununterbrochene, langfristige Beschäftigungsverhältnisse voraus. Die Arbeit von Frauen war dagegen durch fehlende Kontinuität und kurzfristige, sporadische Arrangements gekennzeichnet. Das französische Legalisierungsverfahren von 1982, das ca. 135.000 illegal eingewanderten Arbeitern zugute kam, ging an den Frauen vorbei: Nur 17% wurden legalisiert; in den Sektoren, in denen Frauen typischerweise die Mehrheit stellten, waren es nur wenig mehr (in der Textilindustrie z.B. 22%) (Morokvasic 1987c, 1993). Die regulatorischen Instrumente des Staates und die geschlechtsspezifische Diskriminierung am Arbeitsplatz wirken also in einer Weise zusammen, die den prekären Bedingungen dauerhaften Charakter verleiht.

Die Überrepräsentiertheit von Männern als Inhaber von Gewerbebetrieben und die je nach Geschlecht der Ausführenden unterschiedliche Wahrnehmung von Arbeitsleistung werden auch in einer Studie über chinesische Betriebe in Deutschland bestätigt (Leung 2004). Obwohl Frauen gewöhnlich 'mitarbeiten', wird ihre Leistung oft als 'reine Hilfsarbeit' abgetan. *'Nein, ich kümmere mich um die Werkstatt hier. Mein Mann arbeitet wirklich, er arbeitet in der Fabrik. Hier das ist nur für mich'* (ibid.: 105). Die räumliche Verbindung zwischen ihrer Werkstatt und ihrer Wohnung definiert ihre Tätigkeit als 'Arbeit zuhause' und damit nicht als 'richtige Arbeit'. Obwohl sie bis spät in den Abend näht, wird dies lediglich als eine Erweiterung der 'natürlichen' Frauenrolle im Haushalt gesehen und darum nicht als 'Arbeit' respektiert. So wird die fundamentale Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern (nicht nur in den Communities von Immigranten), die auf der Erwartung basiert, dass 'Frauen für den Haushalt und Männer für bezahlte Arbeit verantwortlich sind' nicht in Frage gestellt, sondern verstärkt. Die Zitierte selbst bringt ihre Erwerbsarbeit und deren Wahrnehmung mit dieser nicht hinterfragten Ordnung in Einklang.

3.3. 'Ersatzfrauen' am Schnittpunkt von Gender, Klasse und Migration

Die Globalisierung reproduktiver Aufgaben und die Nord-Süd-Migrationen tragen dazu bei, dass Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern reproduziert werden. So ermöglicht es die Einwanderung von Frauen nach Spanien einigen spanischen Männern, angesichts der Tatsache, dass einheimische Frauen ihre traditionelle Rolle zunehmend ablehnen, eine Frau zu finden, die ihren Erwartungen an eine 'weibliche Hausfrau' entsprechen – entweder wegen ihrer traditionelleren Sozialisation oder wegen ihrer schwächeren Position als Immigrantin: *'Ich denke, dass sich eine kolumbianische Frau besser um einen Mann kümmert als eine spanische Frau'* (Oso 2003: 224). Eine von Riitta Vartti (2003) durchgeführte Studie über deutsche Internet-Dating-Agenturen bestätigt, dass deren Kunden (99% sind Männer) Partnerschaften mit ähnlichen Merkmalen bevorzugen: Sie erwarten von der Immigrantin als Braut-in-spe 'altmodische, traditionelle Weiblichkeit', d.h. sie suchen nicht emanzipierte, fügsame, häusliche und nicht karriereorientierte Frauen, hübsche und treue Hausfrauen als bessere Alternativen zu einheimischen Frauen, die ihnen zu 'emanzipiert' und karriereorientiert sind.

Die spanische Quotenpolitik, ein jährliches Verfahren zur Regularisierung undokumentierter Immigration, spiegelt eine gesteigerte Nachfrage nach Hausarbeit wider und fördert die Einwanderung von Frauen in den Bereich haushalts-

naher Dienstleistungen, der in Spanien – neben der Landwirtschaft – einer der Sektoren ist, der die meisten Arbeitsplätze anbietet. Arbeitende Spanierinnen aus der Mittelschicht greifen für die Hausarbeit auf ausländische Frauen zurück – sie stellen 'Ersatzfrauen' ein, um das Problem der Doppelbelastung zu lösen. Für nicht arbeitende Hausfrauen der Oberklasse ist die Anwesenheit einer Haushaltshilfe eine Möglichkeit, den sozialen Status aufrechtzuerhalten. Somit hat das Auslagern von Hausarbeit – als Alternative zu ihrer Aufteilung innerhalb der Familie – 'einen emanzipierenden Effekt auf arbeitende Frauen der Mittelklasse, während es zugleich den Status quo aufrechterhält; unter jenen, die sich entschieden haben, zuhause zu bleiben und sich um die Familie zu kümmern, perpetuiert es hingegen die Tradition' (Oso 2003: 213).

Wie in Spanien haben die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen und die Alterung der Bevölkerung u.a. auch in Italien, Griechenland, Frankreich, Deutschland und der Türkei eine Nachfrage in einer 'Haushaltsnische' (Lutz 2008) geschaffen. Immer häufiger ersetzen Migrantinnen sowohl die bezahlte als auch die unbezahlte Arbeit von Frauen als Haushälterinnen und Pflegerinnen. Zu den Rahmenbedingungen ihrer Beschäftigung zählen unzureichende Wohlfahrtsregime und, migrationspolitisch, das Fehlen legaler Immigrationskanäle, was durch die Duldung informeller Einwanderung und eines zirkulären Musters (Finotelli/Sciortino 2006) kompensiert wird. Die Verschiebung hin zu einem Modell, in dem Migrantinnen als 'Betreuerinnen' im Haushalt eingesetzt werden, schafft neue, auf ethnischen (race) und Klassenunterschieden basierende Teilungen zwischen italienischen und anderen europäischen Frauen und Frauen, die deren bisherige Pflichten im Haushalt als Erwerbstätigkeit übernehmen. Auf Geschlecht und Ethnizität basierende Zuschreibungen dienen weiterhin als Rationalisierung für die Beschäftigung von Migrantinnen: Sie gelten als 'Naturtalente' mit einem allgemein 'gütigen' Naturell, als anspruchslos und unterwürfig, d.h. als perfekt geeignet für Hausarbeit und Pflege (Lyon 2006: 222-223). Dabei wird ihre Leistung als unproduktiv marginalisiert und aus der Kategorie 'Arbeit' ausgeschlossen – nicht nur aufgrund des traditionellen Geschlechterverhältnisses, sondern auch wegen ihres Status als Migrantinnen und Illegale. Dadurch wird die Tätigkeit jedoch umso stärker in das Ideal der Betreuung alter Menschen durch die eigene Familie eingebettet und trägt zu dessen Erhalt bei.

Die Anwesenheit von Migrantinnen im Bereich persönlicher Dienstleistungen ermöglicht es, die Geschlechterhierarchien in den Haushalten der ArbeitgeberInnen zu erhalten. Wie Friese (1995) feststellt, korrespondiert die zunehmende Chancengleichheit zwischen deutschen Männern und Frauen mit einer zunehmenden Ungleichheit zwischen den Frauen. Die meisten osteuropäischen

Putzfrauen, Babysitter und Haushaltsarbeiterinnen, denen karriereorientierte deutsche Frauen der Mittelklasse die reproduktive Arbeit übertragen, wurden 'deklassiert', ihre Qualifikationen entwertet: Sie entstammen selbst der Mittelklasse, sind in ihren eigenen Ländern oft Akademikerinnen und Hochqualifizierte und bemühen sich, ihre zwar mit einem hohen Status versehenen, aber gering entlohnten Tätigkeiten 'zuhause' beizubehalten. Ihr Bestreben, zuhause aufzusteigen bzw. ihren Status zu halten, hängt somit mit einer Deklassierung im Erwerbsland zusammen.

Während diese Frauen also ihren ArbeitgeberInnen dazu verhelfen, die alltäglichen Betreuungsarrangements in der Familie als Norm zu erhalten, improvisieren sie für ihre eigenen Familien Arrangements, die das 'Zusammen-und-doch-getrennt-Leben' ermöglichen sollen und bewältigen zeitliche und räumliche Trennungen. Obwohl dies für sie durchaus zu Empowerment führen kann – da sich die ökonomische Verhandlungsmacht innerhalb der Haushalte für viele dieser Frauen verbessert haben mag (Irek 1998) – verstärkt jedoch das System, wie wir noch sehen werden, traditionelle Identitäten als Mütter und Betreuerinnen. Die traditionellen Geschlechterrollen werden also nicht unbedingt hinterfragt.

'Wenn ich nach Hause nach Polen fahre, ruhe ich mich nicht aus, es gibt so viel zu tun. Stellen Sie sich einen Mann alleine mit zwei Kindern vor ... Wenn ich z.B. für einen Monat bleibe, tue ich die ersten beiden Wochen nichts außer Putzen und Hausarbeit' (Kuzma 2003: 124). Somit bleibt die typische, traditionelle Geschlechterordnung unhinterfragt, obwohl (oder gerade weil) der Vater oder Partner die Aufgaben der Frau während ihrer Abwesenheit übernommen hat. Sobald die neue, postsozialistische 'Superfrau', die gleichzeitig Mutter und Arbeiterin ist, zurück ist, muss alles *'zur Normalität zurückkehren'* – und natürlich ist sie es, die alles übernimmt, selbst wenn sie dafür ihren halben Urlaub braucht.

Wie wir bisher gesehen haben, sind die Forschungsergebnisse gemischt, verweisen auf widersprüchliche Folgen der Migration für die Geschlechterordnung: Männer und Frauen sind stärker aufeinander angewiesen, da sie gezwungen sind, sich für ihre wirtschaftliche Sicherheit und emotionale Unterstützung auf die/den andere/n und auf die traditionelle Familie zu verlassen. Andererseits erhöht bezahlte Arbeit die Gesamtarbeitsbelastung der Frauen in dem Maße, wie die traditionelle Arbeitsteilung und männliche Privilegien unangetastet bleiben. Anstatt Hilfe von ihren Männern zu erwarten, zieht es die Mehrheit der Frauen vor, ihren 'doppelten Tag' zu bewältigen, indem sie ihn auf weniger privilegierte Frauen abwälzen – indem sie sich auf das verlassen, was Arlie Hochschild (2000) als *global care chain* bezeichnet hat.

4. Auf die Geschlechterordnung vertrauen – und sie zum eigenen Vorteil 'umdrehen'

Wir werden noch sehen, wie Migrantinnen (und manchmal auch Migranten) die Widersprüche zwischen ökonomischem Zugewinn und sozialem Abstieg austarieren, wie sie als Reaktion auf Stigmatisierung und Schuldzuweisungen ihre 'Handicaps' in Vorteile verwandeln, wie sie Normen und Verhalten entkoppeln oder traditionelle Muster nutzen, um ihre eigenen Ziele zu verfolgen.

4.1 Eine Koalition: Traditionelle Familie und Ehe als Unterstützung

Das Kapital, das tunesische Frauen auf ihren Handelsreisen (Schmoll 2005) verdienen, wird in die Mitgiften ihrer Töchter, aber auch in deren Ausbildung investiert. So gehen Frauen mit dem Widerspruch um, bestimmte Geschlechternormen intakt zu lassen und gleichzeitig die Emanzipation ihrer Töchter zu fördern. Dieser Widerspruch zeigte sich auch in der Art, wie jugoslawische Mütter ihre Töchter erziehen: Sie projizierten etwas auf ihre Töchter, das sie selbst nicht hatten – sie förderten die Ausbildung von Mädchen und Jungen in gleichem Maße, bestanden darauf, dass beide sich an der Hausarbeit beteiligen, aber hielten gleichzeitig an einer sexuellen Doppelmoral fest (Morokvasic 1987a).

Sich in eine Ehe in einem anderen Land, mit einem einheimischen Mann zu flüchten, ist besonders unter Frauen aus Osteuropa verbreitet (in Frankreich werden 80% der binationalen Ehen zwischen französischen Männern und osteuropäischen Frauen geschlossen). Dies ist nicht unbedingt von Anfang an eine Strategie der Frauen, dennoch entspricht es der Logik des sozialen Aufstiegs mithilfe der traditionellen Institution der Ehe, was besonders für Studentinnen und Au-pairs gilt. Für ältere Frauen, deren Migration hauptsächlich durch familiäre Verpflichtungen zu Hause motiviert ist (Rotkirch 2005), ist eine neue Ehe der effizienteste Weg, diesen familiären Verpflichtungen gerecht zu werden und gleichzeitig der Armut im Heimatland zu entkommen (Giabiconi 2005). Dasselbe gilt für Filipinas, die mit regulären Kurzzeitverträgen als Entertainerinnen nach Japan kommen. Einen Japaner zu heiraten ist die Alternative zur Rückkehr auf die Philippinen oder nach Ablauf des Visums illegal in Japan zu bleiben. Auf diese Weise erworbene dauerhafte Aufenthaltsgenehmigungen bieten die Möglichkeit, in Japan freiberuflich zu arbeiten oder ein Unternehmen zu gründen, die Menschen mit kurzfristiger Aufenthaltsgenehmigung oder ohne Aufenthaltstitel nicht haben. Weiterhin eröffnen sie Chancen, Familienmitglieder wieder zusammenzuführen und sie in den selbst gegründeten Unternehmen einzustellen. Dies ermöglichte Annie etwa, ihre Eltern auf den Philippinen zu unterstützen und

ihren ältesten Sohn nach Tokio zu holen. *'Ich wollte nach Japan zurückkehren ... Für mich war er* (Annies Ehemann) *mein Sprungbrett'*[4].

4.2 Gute Mütter, aufopfernde und unersetzliche Heldinnen

Oft sind es die Migrantinnen, denen die Schuld für die sozialen Kosten der Migration, für die 'Störung' der gesellschaftlichen und geschlechtlichen Ordnung zugewiesen wird. Die Migration von Frauen wird allgemein als problematischer für die Familien betrachtet als die von Männern (Asis 1995). Die Empörung über 'unvollständige Familien' und andere soziale Kosten vor dreißig Jahren, als *Gastarbeiterinnen* aus dem sozialistischen Jugoslawien (Katunaric 1978) ihre Kinder zurückließen, findet heute ihr Pendant in der Schuldzuweisung an Frauen für die sozialen Kosten der Migration. Von den Philippinen bis Indien, von Moldawien bis Polen richtet sie sich primär gegen Frauen, die migrieren, um ihre Familien zu ernähren. Wie Chiho Ogaya (2004) beobachtet, werden die eklatantesten Kosten der Migration, die 'Zerstörung der Familie', stets nur im Zusammenhang mit der Abwesenheit der Mutter und der Zersetzung der Geschlechternormen thematisiert.

Heute wie vor dreißig Jahren stellen die Frauen selbst die Ordnung selten in Frage; vielmehr erhalten sie sie und re-positionieren sich selbst noch fester darin: Es ist die gute Mutter, die gute Kinderbetreuerin, die ins Ausland gegangen ist, die sich zum Wohle der Kinder und der ganzen Familie selbst aufopfert. *'Ihm machte es nichts aus, so viele Kinder zu haben (wir hatten sieben), ohne sicherstellen zu können, dass sie eine ordentliche Ausbildung bekommen. Ich konnte das nicht ertragen'*. Also ging Stana fort nach Deutschland, *'erstens, um meinen Töchtern eine bessere Ausbildung zu ermöglichen, damit sie ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen können ... und zweitens, um eine Rente für mein Alter zu verdienen, wenn auch eine niedrige'* (Morokvasic 1987a: 208 und Feldnotizen).

Heute ist die Erwerbsmigration ins Ausland aus postsozialistischen Ländern zu einem Lebensstil geworden. In den Migrationsströmen aus den mittel- und osteuropäischen Ländern übertreffen Frauen zahlenmäßig oft die Männer. In Moldawien, der ärmsten Nation in Europa, arbeitet ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung im Ausland. Die Mehrheit der Männer arbeitet in Russland, doch wie Leyla Keough (2006) sagt, ist es die transnationale Erwerbstätigkeit der Frauen und ihre Abwesenheit in den Familien und Dörfern, die Befürchtungen über die Transformation der sozialen Ordnung provoziert hat. Die Schuld für

4 Mirjana Morokvasic: *'Being your own boss'*, ein Videofilm über Filipinas in Tokio (2001).

die soziale Anomie in Moldawien wird den Migrantinnen gegeben, insbesondere jenen, die in der Türkei arbeiten: Sie werden als verantwortungslose Mütter, unmoralische Ehefrauen und egoistische Konsumentinnen porträtiert. Im Gegenzug argumentieren die Migrantinnen, dass sie mit ihrer Arbeit im Ausland ein selbstloses Opfer für ihre Kinder bringen und als transnationale Mütter findigere und bessere Mütter seien als jene, die zu Hause bleiben. Damit erweitern sie die Grenzen der lokalen Normen der 'Mütterlichkeit als Schlüsselelement der sozialen Ordnung', nicht nur, um ihre Abwesenheit zu rechtfertigen, sondern auch, um sich selbst als 'bessere Mütter' zu präsentieren (ibid.: 433).

Somit leisten sie Widerstand, indem sie die gegen sie erhobenen Vorwürfe einfach umdrehen. Sowohl jene, die in der Migration von Müttern ein Problem sehen und sie deswegen beschuldigen, als auch die Migrantinnen selbst lassen sich von einer gesellschaftlich konstruierten Logik leiten, die Männer und Frauen ungleich betrachtet – letztere berufen sich auf sie, um ihre eigene Leistung und Beteiligung an der Migration zu legitimieren. Leyla Keough argumentiert, dass die auf tradierten Geschlechterrollen basierenden Rechtfertigungen der Migrantinnen es ihnen erlaubten, neue Ideen darüber geltend zu machen, was eine bessere gesellschaftliche und wirtschaftliche Ordnung ausmache – während diese 'neue moralische Ökonomie' gleichzeitig mit der globalen und auch in Moldawien präsenten neoliberalen Ideologie übereinstimme.

Die Frage, was es bedeutet, eine gute Mutter zu sein, benutzen Frauen auch, um ihr Einkommen aus einem Gewerbe zu rechtfertigen, das als Verletzung moralischer Codes gesehen wird, etwa wenn ledige und geschiedene Mütter, sich entlang der deutsch-tschechischen Grenze prostituieren: *'Ich musste meine Kinder ernähren'* (Sidén 2002: 36). Anfang der Neunzigerjahre gab es unter den polnischen HändlerInnen, die jeden Tag oder jede Woche auf der Straße unterwegs waren, Großmütter, die sparten, um zur Ausbildung ihrer Enkel beizutragen oder um eine Wohnung zu kaufen (Morokvasic, Feldnotizen). Damit entsprachen sie dem Ideal der sozialistischen 'Superfrau', die gute Arbeiterin und gute Mutter zugleich war.

Die eigene Rolle als 'gute Mutter' zu betonen, ist für die Frauen vielleicht die einzige realistische Möglichkeit, auf Schuldzuweisungen und Stigmatisierungen wegen ihrer Migration zu reagieren: Dies legitimiert ihre Abwesenheit und erlaubt es ihnen, den Widerspruch zwischen der 'guten Mutter als Ernährerin' und der 'bösen, abwesenden Mutter' zu bewältigen.

4.3 Frauen stellen sich den Widersprüchen von Gender, Klasse und Migrantenstatus

Es wurde auch beobachtet, dass allein migrierende Männer aus schierer Notwendigkeit Hausarbeit verrichten, aber wieder in die etablierte Ordnung zurückfallen, sobald ihre Frau oder eine andere Frau da ist oder wenn sie wieder unter dem wachsamen Auge ihrer Community sind – sei es im Heimatland oder unter Landsleuten im Ausland.

Dies ist auch dann der Fall, wenn Männer im Haushalts- und Pflegebereich Beschäftigung finden, d.h. in Bereichen, die als 'natürliche' Frauenarbeit gesehen werden. Francesca Scrinzi (2005) hat versucht, der Feminisierung der Migration durch Interviews mit Männern auf den Grund zu gehen. Sie wirft ein Licht auf den Wandel bzw. die Beständigkeit der Geschlechterordnung im Kontext der Migration. Auf den ersten Blick scheint sich die Geschlechterordnung für diese Männer umzukehren: Sie sind diejenigen, die Hausarbeit verrichten oder alte Menschen betreuen. Weiblich vergeschlechtlichte Eigenschaften und Fähigkeiten werden vorausgesetzt und damit zur Norm, die es einzuhalten gilt. Um für die Aufgabe qualifiziert zu erscheinen, müssen diese als besonderer Charakterzug herausgestellt werden: In der Lage zu sein, 'wie eine Frau zu arbeiten' oder 'so gut zu sein wie eine Frau' wird für Männer so zu einer Ressource, um Beschäftigungschancen zu nutzen, zu einem 'normativen Ideal'. Der Urlaub in der Heimat ist für sie eine Gelegenheit, ihre männliche Identität, so wie sie sie sehen, wiederherzustellen: Niemals würden sie sich an der Hausarbeit ihrer Schwestern oder Mütter beteiligen. Jene, die keine Hausarbeit gegen Bezahlung verrichten, sondern zuhause bleiben – ob nach der Familienzusammenführung mit ihren die Familie ernährenden Frauen oder zuhause im Herkunftsland – sagen, dass *'sie sich an die Situation gewöhnen müssen ... um ihrer Frau und ihrem Kind zu helfen. ... Ich weiß, dass ich es akzeptieren muss, also übernehme ich es'* (Scrinzi 2005: 235). Hier sehen wir, wie die Umkehrung der Geschlechterordnung als Notbehelf aus Solidarität und zum Wohle der Familie akzeptiert wird.

In einem anderen Fall, von dem Kyoko Shinozaki (2005) berichtet, behauptet der männliche Haushaltsarbeiter, 'wie ein Familienmitglied' behandelt worden zu sein – dank der Tatsache, dass er seine 'Männlichkeit' behauptet hatte, indem er angesichts der unzumutbaren Behandlung durch seine Chefin eine widerständige Haltung zeigte. Dies wiederum machte es ihm leichter, den Widerspruch zwischen seinem Bildungs- und Berufsstatus in seinem Heimatland in der Dritten Welt und seiner jetzigen Tätigkeit in den Diensten einer hoch qualifizierten, berufstätigen weißen Frau zu bewältigen. So führen direkte Konfrontation und Widerstand in diesem Fall zu einem Kompromiss, bei dem die Machthierarchien

unter dem Schutzschild einer Familie, als deren Teil er sich selbst betrachtet, intakt bleiben.

Als 'Teil der Familie' behandelt zu werden, wird in der Literatur oft als eine Falle der Arbeit im Haushalt identifiziert – als Zeichen einer Situation, in der die Grenzlinie zwischen Arbeit 'der Familie zuliebe' und bezahlter Arbeit verschwimmt und die zu einer ausbeuterischen Beziehung und jederzeitigen Verfügbarkeit führt. Als Familienmitglied betrachtet zu werden, das 'nicht richtig arbeitet', sondern sich nur 'kümmert', 'aushilft' usw. hat jedoch auch diskursive Vorteile, welche es z.B. beruflich hoch Qualifizierten ermöglichen, die Situation zu bewältigen, dass sie nun als Haushaltshilfe beschäftigt sind – und wird von ihnen daher sogar gewünscht. Es ermöglicht ihnen, Freiräume und Eigenverantwortung auszuhandeln, ihre eigene Arbeitsweise zu etablieren ('Ich kann genauso tun und lassen, wie ich es zuhause auch könnte'), Urlaub aus familiären Gründen zu bekommen usw. Die Familienmitglieder des/der ArbeitgeberIn mit Kosenamen ('Oma', 'Tantchen') oder mit Vornamen anzureden, ist ein Versuch, bestimmte Symbole der Gleichheit in eine höchst ungleiche Beziehung einzuführen.

4.4 Durch Geschlechterrollen geprägte Mobilität als Ressource: das Rotationssystem

Eines der wichtigsten Merkmale der neuen Migrationsbewegungen aus und innerhalb von Osteuropa nach der Wende (1989) war die Tatsache, dass die Menschen nun frei waren, zu gehen und zurückzukommen. Ein Überflussangebot entlassener Arbeitskräfte aus den Transformationsökonomien war nun für eine anhaltende Nachfrage leicht verfügbar, die von der offiziellen Rekrutierung durch kurzfristige Programme wie in Deutschland nur teilweise befriedigt wurde und hauptsächlich Männer betraf (Rudolph 1996). Frauen mussten sich auf alternative, informelle Netzwerke und zirkuläre Muster verlassen, die durch die geographische Nähe und staatliche Politiken (in Deutschland und Österreich) begünstigt wurden. Sie finden hauptsächlich im Bereich persönlicher Dienstleistungen Beschäftigung und arbeiten auf Rotationsbasis durch eine Serie temporärer Aufenthalte – sie 'lassen sich in der Migration nieder' (Morokvasic 2004).

Haushaltsarbeiterinnen und Pflegerinnen aus Osteuropa arrangieren gewöhnlich ein Rotationssystem mit einem Netzwerk aus Frauen gleicher Herkunft, um die Chancen zu optimieren und die Hindernisse im Zusammenhang mit ihrer bezahlten und unbezahlten reproduktiven Arbeit sowohl zuhause als auch in Deutschland zu minimieren (Morokvasic 1996, 2004). Es basiert auf Solidarität, Gegenseitigkeit und Vertrauen zwischen den beteiligten weiblichen

Mitgliedern. Die Regelmäßigkeit, mit der gependelt wird, wird von der Notwendigkeit der Betreuung der in Polen, der Ukraine und Rumänien verbleibenden Familie bestimmt. Das Rotationssystem ermöglicht den Frauen eine transnationale Doppelpräsenz, die das Leben hier mit dem Leben dort kombiniert, neue transnationale familiäre Arrangements improvisiert – eine Art Leben 'getrennt und doch zusammen'.

In einem Kontext, in dem die Bewegungsfreiheit der 'wichtigste Faktor sozialer Schichtung in unseren spät- und postmodernen Zeiten' (Bauman 1998: 2) wird, spielen Mobilität und die Fähigkeit zur Mobilität in den Strategien dieser MigrantInnen eine wichtige Rolle. Anstatt zu versuchen, in das Zielland *ein*zuwandern und sich dort niederzulassen, lassen sich die MigrantInnen 'in der Mobilität nieder' – sie bleiben mobil, solange sie können, um ihre Lebensqualität zuhause zu verbessern und zu erhalten. Migration wird so zum Lebensstil, zum Beruf; das Zuhause zu verlassen und fortzugehen wird paradoxerweise zu einer Strategie, um zuhause bleiben zu können, eine Alternative zur Emigration. Eine solche transnationale Kurzzeitmobilität kann eine Ressource und eine wichtige Dimension des sozialen Kapitals sein. Die Kontrolle über die eigene Mobilität zu behalten, ist für diese MigrantInnen daher eine *conditio sine qua non*, um das ursprüngliche Ziel des sozialen Aufstiegs oder des Statuserhalts zuhause zu erreichen: Je mehr Kontrolle sie über ihre Mobilität ausüben, desto mehr sind sie in der Lage, sie als Ressource zu nutzen und umgekehrt: Je weniger Kontrolle sie haben, desto weniger Gewinn bleibt ihnen vom 'Umsatz' ihrer mobilen Strategien.

Die Zirkulation ist leichter für jene, die nicht Hindernisse wie Visumserteilungen überwinden und sich um temporäre Genehmigungen sorgen müssen. Daher ist es für die MigrantInnen wichtig, ihre Situation zu regularisieren und Aufenthaltsgenehmigungen zu erwerben. Ein dauerhafter Status ist nicht nur zweckmäßig, weil er die Mobilität erleichtert, sondern auch, weil er mehr Kontrolle über diese Mobilität erlaubt (Riccio 2003; Morokvasic 1999). Bei Frauen ist es dabei wahrscheinlicher, dass sie auf den Kanal der Familienzusammenführung oder auf Eheschließung zurückgreifen, um einen dauerhaften Status zu erhalten (Giabiconi 2005).

Wie bereits erwähnt, bringt das Rotationssystem 'gemischte' Ergebnisse bezüglich der Neuverhandlung der Arbeitsteilung im Haushalt und anderer Aspekte der Geschlechterbeziehung. Es gibt jedoch andere Chancen für selbstbestimmtes Handeln: Indem sie sich mehrere ArbeitgeberInnen teilen, vermeiden es die Frauen, in die Abhängigkeit einer/eines einzelnen Arbeitgebers/Arbeitgeberin zu geraten (wie es bei dauerhaft in einer Familie lebenden Haushaltshilfen der Fall ist). Zweitens ermöglicht ihre ständige Mobilität, einen illegalen Status zu

vermeiden – jedenfalls solange sie die Frist ihres Aufenthaltstitels nicht überziehen. Drittens kann das Rotationssystem in einem Sektor, in dem Aufstieg nicht möglich ist, ein Sprungbrett zur Gründung eines eigenen Gewerbes sein: Dabei wird das erworbene soziale Kapital zum Aufbau einer eigenen 'Rotationsgruppe' genutzt; man wird zum Gatekeeper für verfügbare Jobs im Netzwerk.

4.5 Mobile UnternehmerInnen

Handel ist eine weitere Beschäftigung von Menschen 'in Bewegung'. Daran sind gemischte Gruppen von OsteuropäerInnen beteiligt: Geschlechts- und generationsspezifische Rollenzuschreibungen verleihen der Gruppe unterwegs ein familienähnliches Profil – die dadurch unauffälliger wird, da sie mehr privat als professionell wirkt. Der Handel stützt sich darüber hinaus auf unhinterfragte Geschlechterbeziehungen und -hierarchien, die Frauen und Männern unterschiedliche Erwartungen und Positionen zuweisen. Männer agieren als Führer und Beschützer der Gruppe, während Frauen die Rolle zugewiesen wird, die Verhandlungen mit ZollbeamtInnen zu führen: *'Eine Frau wirft man nicht aus dem Zug'*. Frauen sind dafür verantwortlich, 'sensiblere' Güter zu transportieren; es kann auch erwartet werden, dass sie ihren Charme einsetzen, um Kunden anzuziehen. Gelegenheitsprostitution kann ein Nebenprodukt einer Handelsreise sein (Irek 1998; Karamustafa 2001).

Jene Frauen, denen es gelingt, unabhängig zu bleiben und ihre Mobilität zu kontrollieren, nutzen das akkumulierte Kapital, um ihre Situation zu verbessern, indem sie zuhause Gewerbe gründen. Andere sind mangels Alternativen oder wegen institutioneller Hindernisse auf einen Beschützer oder einen Schmuggler angewiesen, um die Grenzen zu überschreiten (Lazaroiou/Ulrich 2003; Morokvasic 2006). Dies kann zu einer Situation führen, in der die Frauen keine Kontrolle mehr über ihre Mobilität haben und in die Falle eines erzwungenen sexuellen Nomadentums geraten, wobei sie von ihren Zuhältern in einem System, in dem geschlechtlich definierte Machthierarchien extrem zugespitzt sind, von einer europäischen Stadt in die nächste rotiert werden.

In der Zirkulation im euro-mediterranen Raum sind außer OsteuropäerInnen auch andere Gruppen, meist aus Nordafrika involviert. Dort haben Frauen traditionell in der privaten Sphäre Handel getrieben, der sich erst vor kurzem auf die *soukhs* (Märkte) verlagerte. Heute sind die Frauen hier in der Mehrheit; die Händlerinnen sind somit nicht nur in eine ursprünglich ausschließlich männliche Sphäre eingedrungen, sondern verlassen auch das Haus und suchen den öffentlichen Raum auf, um zu handeln. Ihre zirkuläre Migration dient sowohl

dazu, den sozialen Aufstieg der Familie zu fördern als auch mehr Autonomie für sich selbst zu erlangen (Peraldi et al. 2001).

Außer den sich verändernden Mustern der Migration und des Handels spiegelt die Feminisierung der grenzüberschreitenden Handelskreisläufe auch die Macht wider, die die neuerdings praktizierte Mobilität den Frauen in einer Gesellschaft verleiht, die die Mobilität von Frauen traditionell eingeschränkt hat. Eine Frau zu sein, wird zum Vorteil: Grenzen zu überschreiten, Hindernissen zu begegnen (Visavorschriften, Zollbeamte) ist einfacher für Frauen, insbesondere reifere Frauen. Weibliche Attribute und Kleidung werden – wie bei Frauen aus Osteuropa – als Taktik eingesetzt, um die Grenzen zu überqueren, um Gegenstände zu schmuggeln. Nordafrikanische Frauen instrumentalisieren z.B. den Schleier, der, so Michel de Certeau (2002) zu einem Instrument der Schwachen wird und ein Gefühl der Sicherheit verleiht, das es Frauen ermöglicht, die Grenzen des häuslichen Bereichs zu überschreiten.

Frauen aus Nordafrika entwickeln also ein spezifisches 'Know-how für die zirkuläre Migration' – wie Alan Tarrius (1992) es nennen würde – das sich von der Rotation polnischer Haushaltshilfen und Händlerinnen unterscheidet. Die polnischen Haushaltshilfen arbeiten als Gruppe, reisen aber einzeln und lösen einander in wöchentlichen oder monatlichen Intervallen ab. Die NordafrikanerInnen reisen in Gruppen: Dies hat eine sozialisierende Funktion für neue Mitglieder, aber auch für die Gruppe, da die soziale Kontrolle die in der geographischen Mobilität implizit enthaltene Dimension der Überschreitung des Gendercodes minimiert. Den Gruppen der Händlerinnen aus Tunesien gelingt es nicht nur, die öffentlichen Räume in Städten wie Neapel zu besetzen, sondern auch, sie zu transformieren (Schmoll 2005). In der Welt der Männer haben Frauen oft einen männlichen 'Beschützer': Während der Beschützer unter den OsteuropäerInnen die Leistungen reguliert und verwaltet, die einige Frauen der Gruppe als Teil der Geschäftsverhandlungen erbringen (Irek 1998), achtet der Beschützer der tunesischen Frauen darauf, dass der moralische Code erhalten bleibt und sie nicht Opfer sexueller Angriffe werden.

In einer Gesellschaft, in der der Mann gemäß der vorherrschenden Geschlechternorm der Ernährer ist und Frauen, die 'draußen' arbeiten, diesen Code durchbrechen, gehen die Frauen sehr vorsichtig mit dieser bedeutsamen Transformation um. Obwohl ihre Arbeit letztlich die Haupteinkommensquelle für die Familie werden kann, wird sie weiterhin als bloße Ergänzung betrachtet. Sie stellen sicher, dass die Männer in diesem Prozess 'ihr Gesicht wahren' können und statten sie mit einem 'Alibi' aus, weshalb sie sich nicht am grenzüberschreitenden Handel beteiligen: Oftmals sind die Männer formell mit den Betrieben der Frauen ver-

bunden, sie assistieren; wenn sie dies nicht tun, werden äußere Umstände als Grund für ihre Nicht-Beteiligung angeführt: *'Sie haben keine Visa bekommen können'* (Schmoll 2005).

Obwohl dies das Familienleben und die Entscheidungsfindung der Frauen durcheinanderbringt, ist es wichtig, die Transformationen konfliktfrei auszuhandeln, unter dem Deckmantel der Kontinuität in den Geschlechterbeziehungen. Der Wandel in den Geschlechterbeziehungen findet schrittweise statt, basiert auf Gegenseitigkeit und ständigen Anpassungen anstatt auf radikalen Veränderungen.

5. Arrangements

Migrationsmuster und -prozesse, die Erfahrungen der MigrantInnen, sowie auch die sozialen, politischen und kulturellen Auswirkungen der Migration sind vergeschlechtlicht. Die Zugehörigkeit zu einer Genderkategorie kann Mobilität und Niederlassung erleichtern oder erschweren, die Geschlechterbeziehungen vor der Migration können die Migrationsarbeit, den Migrationsprozess, die Migrationsmuster und die fortdauernden Beziehungen beeinflussen.

Die transnationale Migration folgt nach wie vor den etablierten Gendermustern der Arbeitswelt: Über Grenzen hinweg besteht eine Nachfrage nach Frauen, die stereotyp als Frauenarbeit definierte 'Hilfstätigkeiten' verrichten. Heute spiegelt die weltweite Feminisierung der Migration die Tatsache wider, dass eine wachsende Zahl von Frauen in Dienstleistungsjobs als Haushaltshilfen, Kinderbetreuerinnen und Altenpflegerinnen arbeitet. Diese Tätigkeiten basieren auf gesellschaftlich konstruierten Vorstellungen einer angeborenen Affinität von Frauen zur Arbeit in der reproduktiven Sphäre; daher tragen sie nicht zur Destabilisierung der Geschlechternormen über die Arbeitsteilung im Haushalt bei, vielmehr verstärken sie die Geschlechterhierarchien.

Die hier präsentierten empirischen Ergebnisse haben eher explorativen als schlussfolgernden Charakter: Die Reproduktion der Geschlechterordnung manifestiert sich in einer Vielzahl von Situationen, enthält jedoch gleichzeitig Elemente des Wandels, einer Subversion von innen. Der Text beschäftigte sich damit, wie die widersprüchlichen Ergebnisse verhandelt werden. Ein großer Teil der Forschung, einschließlich meiner eigenen Untersuchungen in den vergangenen dreißig Jahren, deutet darauf hin, dass Kompromissbildung und der Rückgriff auf Gegenseitigkeit und Solidarität bei der Bewältigung der durch die Beachtung traditioneller Geschlechternormen entstehenden Widersprüche bevorzugt werden, und gleichzeitig stellen sie diese Geschlechternormen in Frage.

Die Privilegien, die die traditionelle Geschlechterordnung Männern zukommen lässt, werden auf unterschiedliche Weise ausgeglichen, wie Raewyn Connell (2005) unter Bezug auf William Goode (1982) betont. Sie werden durch die Interessen konterkariert, die Männer und Frauen gemeinsam haben: gemeinsam unterliegen sie dem eingeschränkten Bürgerschaftsstatus, müssen sich mit Diskriminierung, Unsicherheit und Ungleichheit bezüglich ihres MigrantInnenstatus und ihrer legalen Aufenthaltsberechtigung auseinandersetzen sowie mit ihrer Deklassierung; wenn sie sozial aufsteigen wollen, müssen sie kooperieren. Feministische ForscherInnen haben bereits vor langer Zeit betont, dass Gender-Prozesse nicht unabhängig von Klasse, Rasse/Ethnizität und Immigrantenstatus, mit denen sie eine Schnittmenge bilden, erklärt werden können (Anthias/Yuval-Davis 1983). Die Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass die Migrantinnen Zuschreibungen, die sie zunächst behindern, bewältigen und lernen können, daraus Vorteile zu ziehen. Die meisten suchen Kompromisse anstatt Konfrontation und Zurückweisung der traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung. Sie geben Männern ein 'Alibi' dafür, dass diese nicht die traditionell von ihnen erwarteten Leistungen erbringen oder sie schaffen Arbeitsplätze für sie; sie tragen zum Mitgiftsystem bei oder verschaffen sich eine Schlüsselrolle in einer sozialen Ordnung, die Frauen als Störungsquelle beschuldigt; sie verlassen sich auf Mobilität als Ressource und funktionieren entsprechend den Rollenerwartungen an ihr Geschlecht usw. All dies sind, mit Erving Goffman (1977) gesprochen, 'Arrangements' – hauptsächlich 'zwischen den Geschlechtern', aber auch mit der weiteren sozialen Umgebung und den an sie gestellten sozialen Erwartungen.

Übersetzung: Thorsten Möllenbeck

Literatur

Anderson, Bridget (2000): Doing the Dirty Work? The Global Politics of Domestic Labour. London/New York: Zed books.

Anthias, Floya und Nira Yuval-Davis (1983): 'Contextualizing feminism – gender, ethnic and class divisions', Feminist Review 15, November 1983: S. 62-75.

Asis, Marla (1995): 'Family Ties in a World without Borders', Philippine Sociological Review (42): S. 16-26.

Bauman, Zygmunt (1998): Globalization. The Human Consequences. New York: Columbia University Press.

Catarino, Christine und Mirjana Morokvasic (2005): 'Femmes, genre, migration et mobilités', Revue européenne des migrations internationales, Vol. 21 n 1, S. 7-27. http://remi.revues.org/document2534.html (19.3.2009).

Certeau, Michel de (2002): L'invention du quotidien. Arts de faire. Paris: Gaillimard 350 p.

Connell, Raewyn W. (2005): Masculinities. Berkeley/Los Angeles: Second Edition.

Ehrenreich, Barbara und Arlie Russell Hochschild (2003): Global Woman. Nannies, Maids and Sex Workers in the New Economy. London: Metropolitan Books.

Enloe, Cynthia (2000): Manoeuvres: The International Politics of Militarizing Women's Lives. Berkeley: University of California Press.

Falquet, Jules (2006): 'Hommes en armes' et 'femmes de service': tendances néolibérales dans l'évolution de la division sexuelle et internationale du travail' Cahiers du Genre (40), April: S. 15-37.

Fibbi, Rosita, Claudio Bolzmann und Marie Vial (1999): 'Italiennes et Espagnoles en Suisse à l'approche de l age de la retraite', Revue Européenne des Migrations Internationales 15, (2): S. 69-94.

Finotelli, Claudia und Giuseppe Sciortino (2006): 'Looking for the European soft underbelly: Visa policies and amnesties for irregular migrants in Germany and in Italy', In: S. Baringhorst, J. F. Hollifield und U. Hunger (Hg.) Herausforderung Migration – Perspektiven der vergleichenden Politikwissenschaft, Münster: Lit Verlag. S. 249-279.

Foner, Nancy (1978): Jamaica Farewell. London: Routledge & Kegan Paul.

Friese, M. (1995): 'Die osteuropäische Akademikerin, die im westeuropäischen Haushalt dient. Neue soziale Ungleichheiten und Arbeitsteilungen zwischen Frauen', In: I. Modelmog und U. Gräßel (Hg.) Konkurrenz und Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster: Lit Verlag, S. 171-193.

Giabiconi, Dominique (2005): 'Revue européenne des migrations internationales 21', (1): S. 259-273.

Goffman, Erving (1977): 'The Arrangment between Sexes', Theory and Society 4, (3): S. 301-331.

Goode, William (1982): 'Why Men Resist', In: B. Thorne und M. Yalom (Hg.) Rethinking the Family. New York: Longman, S. 131-150.

Grassmuck, S. und Patricia, R. Pessar (1991): Between two Islands. Dominican International Migration. Berkeley: University of California Press.

Hess, Sabine (2005): Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als transnationale Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa. Wiesbaden: VS-Verlag.

Hochschild, Arlie Russel (2000): 'Global Care Chains and Emotional Surplus Value', In: W. Hutton und A. Giddens (Hg.) On the Edge: Living with Global Capitalism. London: Jonathan Cape, S. 130-146.

Irek, Margolzata (1998): Der Schmugglerzug. Warschau-Berlin-Warschau. Materialien einer Feldforschung. Berlin: Arabische Buch.

Katunaric, Vjeran (1978): 'Vanjske Migracije i Promjene u porodici (International migrations and changes in the family)', Centre for Migration Studies, Book 7, Zagreb: S. 124.

Karamustafa, Gulsün (2001): 'Objects of Desire – A Suitcase Trade (100 Dollars Limit)', In: S. Hess und R. Lenz (Hg.) Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaft-

licher Streifzug durch transnationale Räume. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag, S. 166-180.

Keough, Leyla J. (2006): 'Globalizing 'Postsocialism': Mobile Mothers and Neoliberalism on the Margins of Europe', Anthropological Quarterly 79, (3): S. 431-461.

Kuzma, Elzbieta (2003): Les immigrés polonais à Bruxelles. Rapport de recherche, Université de Bruxelles: Brussels.

Lazaroiu, Sebastian und Louis Ulrich (2003): 'Le trafic des femmes: une perspective sociologique', In: D. Diminescu (Hg.) Visibles mais peu nombreux. Les circulations migratoires roumaines. Paris : Maison des Sciences de l'Homme, S. 265-300.

Le Espiritu, Yen (2005): 'Gender, Migration and Work: Filipina Health Care Professionals to the United States', Revue européenne des migrations internationales, Vol. 21, No. 1, S. 55-75.

Leung, Maggie Wai-Han (2004): Chinese Migration in Germany. Making Home in Transnational Space. Frankfurt a. M./London: IKO-Verlag für interkulturelle Kommunikation.

Lin Lim, Lean (1990): International Migration Policies and the Status of Female Migrants. Proceedings of the United Nations Expert Group Meeting on International Migration Policies and the Status of Female Migrants (San Miniato, Italy, March 1990). http://eric.ed.gov/ERICDocs/data/ericdocs2/content_storage_01/0000000b/80/22/8b/56.pdf (19.3.2009)

Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen & Farmington Hill: Barbara Budrich.

Lyon, Dawn (2006): 'The Organization of Care Work in Italy: Gender and Migrant Labor in the New Economy', Indiana Journal of Global Legal Studies 13, (1), Winter 2006: S. 207-224.

Man, Guida (1995): 'The Experience of Women in Recent Middle-Class Chinese Immigrant Women from Hong Kong: An Inquiry into Institutional and Organizational Processes', Asian and Pacific Migration Journal 4, (2-3): S. 303-325.

Marx Ferree, Myra (1979): 'Employment without Liberation: Cuban Women in the United States', Social Science Quarterly 60, (1), June: S. 35-50.

Menjivar, Cecilia (1999): 'The Intersection of Work and Gender: Central American Women and Employment in California', American Behavioral Scientist 42, (2): S. 601-627.

Morokvasic, Mirjana (1987a): Emigration und danach. Jugoslawische Frauen in Westeuropa. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern.

– (1987b): 'Immigrants in Parisian Garment Industry', Work, Employment and Society 1, (4): S. 441-462.

– (1987c): 'Recours aux immigrés dans la confection parisienne. Eléments de comparaison avec la ville de Berlin-Ouest', La lutte contre les trafics de la main-d'oeuvre en 1985-1986, La Documentation Française, Paris,1987: S. 199-242.

– (1991): 'Roads to Independence. Self-employed Immigrants and Minority Women in Five European States', International Migration 19 (3): S. 407-420.

– (1993): 'In and out of the Labour Market: Immigrant and Minority Women in Europe', New Community 19, (3): S. 459-483.
– (1996): 'Entre L'Est et l'Ouest, des migrations pendulaires', In: M. Morokvasic und H. Rudolph (Hg.) Migrants. Nouvelles mobilités en Europe. Paris: L'Harmattan, S. 119-157.
– (1999): 'La mobilité transnationale comme ressource: le cas des migrants de l'Europe de l'Est', Cultures et Conflits, No. 32: S. 105-122.
– (2004): 'Settled in Mobility: Engendering Post-wall Migration in Europe', Feminist Review 77, (1): S. 7-25.
– (2006): 'Une circulation bien particulière: la traite des femmes dans les Balkans', Migrations Société 18, (107): S. 119-143.
Mozère, Liane (2005): 'Des domestiques philippines à Paris: un marché mondial de la domesticité défini en termes de genre?', Migrations Société 17, (99-100): S. 217-228.
Ogaya, Chiho (2004): 'Social Discourses on Filipino women Migrants', Feminist Review (77): S. 180-182.
Oso, Laura (2003): 'The New Migratory Space in Southern Europe: The Case of Sex Workers in Spain', In: M. Morokvasic, U. Erel und K. Shinozaki (Hg.) Crossing Borders and Shifting Boundaries. Gender on the Move. Opladen: Leske und Budrich, S. 207-227.
Parreñas, Rhacel Salazar (2001): Servants of Globalization: Women, Migration and Domestic Work. Stanford: Stanford University Press.
Peraldi, Michel, Aier Betaieb und Véronique Manry (2001): 'L'esprit de bazar. Mobilités transnationales maghrebines et sociétés métropolitaines. Les routes d'Istanboul', In: M. Perladi (Hg.) Cabas et contenaires. Activités marchandes informelles et réseaux migrants transfrontaliers Paris: Maisonneuve & Larose, S. 329-361.
Percot, Marie (2005): 'Les infirmières indiennes émigrées dans les pays du Golfe: de l'opportunité à la stratégie', Revue européenne des migrations internationales 21, (1): S. 29-54.
Pessar, Patricia R. und Sarah J. Mahler (2003): 'Transnational Migration: Bringing Gender', International Migration Review 37, (3): S. 812-846.
Phizacklea, Annie und Ram Monder (1996): 'Being Your Own Boss: Ethnic Minority Entrepreneurs in Comparative Perspective', Work, Employment & Society 10, (2): S. 319–339.
Potot, Swanie (2005): 'La place des femmes dans les réseaux migrants roumains', Revue européenne des migrations internationales 21, (1): S. 243-258.
Ramirez Angeles (1999): 'La valeur du travail. L'insertion dans le marché du travail des immigrées marocaines en Espagne', Revue européenne des migrations internationales 15, (2): S. 9-36.
Riccio, Bruno (2003): 'From 'Ethnic Group' to 'Transnational Community'? Senegalese Migrants. Ambivalent Experiences and Multiple Trajectories', Journal of Ethnic and Migration Studies 27, (4): S. 583-599.
Rotkirch, Anna (2005): „'Sauver ses fils': migrations trans-européennes comme stratégies maternelles", Migrations Société 17, (99-100): S. 161-172.

Rudolph, Hedwig (1996): 'The New Gastarbeiter System in Germany', New Community 22, (2): S. 287-300.

Schmoll, Camille (2005): 'Pratiques spatiales transnationales et stratégies de mobilité des commerçantes tunisiennes', Revue européenne des migrations internationales 21, (1): S. 131-154.

Scrinzi, Francesca (2005): 'Hommes de ménage, ou comment aborder la féminisation des migrations en interviewant des hommes', Migrations Société 17, (99-100): S. 229-240.

Shinozaki, Kyoko (2005): 'Making Sense of Contradictions: Examining Negotiation Strategies of 'Contradictory Class Mobility' in Filipina/Filipino Domestic Workers in Germany', In: T. Geisen (Hg.) Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt der Arbeitskraft. Frankfurt a. M.: Verlag für interkulturelle Kommunikation S. 259-279.

Sidén, Ann-Sofi (2002): Warte mal! Prostitution after the Velvet Revolution. London: Hayward gallery.

Tarrius, Alain (1992): Les fourmis d'Europe. Paris: L'Harmattan.

Vartti, Riitta (2003): 'Equal Partners Online? German Matchmaking Web Sites and Trafficking in Women', In: M. Morokvasic, U Erel und K. Shinozaki (Hg.) Crossing Borders and Shifting Boundaries, Vol. I: Gender on the Move. Opladen: Leske und Budrich, S. 177-206.

Ilse Lenz

Geschlecht, Klasse, Migration und soziale Ungleichheit

Zur Differenzierung der Strukturkategorien: Zwischen illegalen MigrantInnen und Geschlechtsnomaden im postmodernen Milieu

Seit kurzem verstärken sich das Interesse und die Diskussion über soziale Ungleichheit wieder. Auch in Deutschland werden nun die 'Achsen der Ungleichheit' wie Klasse, Geschlecht und Ethnizität neben den traditionellen Schichtkonzepten zunehmend wahrgenommen (vgl. u.a. Klinger 2007). Zugleich aber wird deutlich, dass diesen allgemeinen Strukturkategorien grundlegende Brechungen und Differenzierungen in der gesellschaftlichen Realität gegenüberstehen.

So hat die Strukturkategorie Geschlecht ihre Eindeutigkeit als 'sozialer Platzanweiser' anscheinend verloren: Während sich geschlechtliche Ungleichheit differenziert, ist die Rhetorik der Gleichheit vorherrschend im gesellschaftspolitischen Diskurs. Laut einer neuen Sinusstudie etwa gehen junge Frauen und Männer mit guter Schulbildung mehrheitlich von Chancengleichheit aus. Die mit geringer oder mittlerer Schulbildung halten an einem leicht veränderten Ernährer-/Teilzeitarbeiterin-Modell fest, wobei die Familienarbeit ideell aufgewertet, aber weiterhin 'natürlich' der Frau/Muter zugewiesen wird (Sinus 2007). Im postmodernen Milieu der Intellektuellen und Kulturberufe (vgl. Vester 2001) entfaltete sich demgegenüber das Leitbild der GeschlechtsnomadInnen (Hirschauer 1993) – Menschen wählen und wandeln danach ihre geschlechtliche Identität kontextuell in ihrem Lebenslauf.

Auch in Bezug auf die Strukturkategorie Migration lässt sich festhalten, dass die Lebenslagen von MigrantInnen schon lange divergieren[1] und nun differenzierter wahrgenommen werden: So unterscheiden sich die sozialen Chancen und Barrieren für Einwanderer mit deutschem Pass, die 'zweite' oder 'dritte' Generation mit Migrationshintergrund oder illegale MigrantInnen. Während die Ersteren das Wahlrecht und grundsätzlich einen offenen Zugang zu Arbeitsplätzen in Deutsch-

1 Diese Differenzierung zwischen MigrantInnen – etwa zwischen polnischen politischen Flüchtlingen aus dem Adel und polnischen Landarbeitern im 19. Jahrhundert in Deutschland – bestand in den meisten modernen Nationalstaaten.

land haben, können die 'Bildungsinländer' zumindest an der allgemeinen und beruflichen Ausbildung teilhaben. Der dritten Gruppe der illegalen MigrantInnen wird die Teilhabe am öffentlichen und privaten Leben rechtlich abgesprochen: Wenn sie auffallen, können sie auf der Straße, an Arbeitsplätzen oder auch in ihren Wohnungen festgenommen und abgeschoben werden. Der Schutz durch informelle soziale Netzwerke wie zu ihren Beschäftigern oder Landsleuten kann diese Exklusion nicht kompensieren (vgl. Lutz 2007; Laubental 2007; Schwenken 2006).

Diese beiden Beispiele – die Geschlechtsnomadin und die illegale Migrantin – stehen an entgegengesetzten Polen der 'Achsen der sozialen Ungleichheit'. Sie verweisen aber beide auf die wachsenden Komplexitäten, Differenzierungen und Flexibilisierungen sozialer Ungleichheiten zu Zeiten der Globalisierung und der reflexiven sozialen und kulturellen Modernisierung. So scheinen auch beide Fälle nicht nur dadurch zu erklären, dass die vertikale Strukturkategorie der Klasse mit herbeigezogen wird: Denn weder die extreme Unsicherheit in der Illegalität noch der innovative Selbstentwurf der GeschlechtsnomadInnen sind allein auf Klassenpositionen zurückzuführen. So dienen beide Beispiele letztlich dazu, auf mögliche Grenzen essentialistischer Ansätze zu Geschlecht, Migration und Klasse zu verweisen, die von kollektiven wesenhaften Gruppenbestimmungen und -zuschreibungen ausgingen.

Die ersten Wellen der feministischen Antirassismus-Debatte ab Mitte der 1980er Jahre hatten zum Ziel, die Bedeutung von 'Kultur', 'Rasse' oder Migration für die Unterschiede zwischen Frauen zu verdeutlichen und zu erfassen. Doch wurden insbesondere 'Kultur' und 'Rasse' in diesem Zusammenhang teils zu essentialistischen Kategorien, die von wesenhaften Unterschieden zwischen den damit 'erfassten' Gruppen ausgehen und tendenziell ein statisches Machtverhältnis zwischen ihnen festhielten und festschrieben. 'Weiße Frauen' verfügten danach z.B. grundsätzlich über mehr Ressourcen und Macht als 'schwarze Frauen' (vgl. Lenz 1996). Gegenüber diesem Trend zur Essentialisierung von Gruppen zeichnet sich gegenwärtig eine reflexive Wendung ab: So beabsichtigen Cornelia Klinger und Gudrun-Axeli Knapp in einem neueren Sammelband eine Bestandsaufnahme und kritische Hinterfragung der Debatten sowohl um soziale Ungleichheit wie auch die 'Achsen der Ungleichheit' wie Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Sie wollen diese Ansätze erneut mit der Frage nach ihren soziostrukturellen und gesellschaftstheoretischen Grundlagen verbinden (vgl. Klinger 2007).

Auch dieser Aufsatz will zu einer solchen kritischen Weiterführung beitragen. Er geht zunächst kurz auf die Ansätze der 'Achsen der Ungleichheit' und der Intersektionalität ein. Darauf fokussiert er die Strukturen und Prozesse, mit denen entlang dieser Achsen soziale Ungleichheit strukturiert wird. Dazu werden

die unterschiedlichen Formen von Inklusion und Exklusion im Spannungsfeld dieser Achsen betrachtet. Es geht um die soziale Herstellung und Reproduktion komplexer Ungleichheit und ihrer möglichen Veränderungen.

'Achsen der Ungleichheit', Intersektionalität oder komplexe soziale Ungleichheiten?

Das Zusammenwirken von Geschlecht, Klasse und Migration wird seit längerem unter dem Ansatz der Intersektionalität untersucht. Nira Yuval-Davis hat die Debatte neulich zusammengefasst (2006). Die Kernfrage liegt für sie in den Wechselverhältnissen sozialer Spaltungen nach Geschlecht, 'Rasse', Klasse und Ethnizität (*interrelationships of social divisions in terms of gender, race, class and ethnicity*), während andere Spaltungen z.B. nach Alter und Behinderung sich ebenfalls auswirken: 'The point is to analyse the differential ways in which different social divisions are concretely enmeshed and constructed by each other and how they relate to political and subjective constructions of identity' (Yuval-Davis 2006: 205). Nach ihr werden durch die sozialen Machtachsen miteinander verbundene Machtgitter nach Klasse, Geschlecht, 'Rasse' und Ethnizität geschaffen, die die Positionierung der Einzelnen bestimmen (2006: 199).

Demgegenüber haben Cornelia Klinger und Gudrun Axeli Knapp hervorgehoben, wie wichtig die gesellschaftstheoretische Analyse der 'Achsen der Ungleichheit' ist. Sie betonen auch, dass diese Achsen durch ihre historische Herausbildung in der kapitalistischen, neopatriarchalen und imperialistischen europäischen Moderne in ihren Widersprüchen grundlegend geprägt wurden. Sie lehnen ab, z.B. schwarze oder weiße Frauen als Gruppen zu beschreiben, die mit den ihnen zugeschriebenen Positionen in Herrschaftsverhältnissen identisch wären. Vielmehr akzentuieren sie die *Widersprüche und Spannungen* zwischen universalem Anspruch auf Freiheit und Gleichheit und der Besonderung und Abwertung nach den 'Achsen der Ungleichheit' (Klinger 2007).

Im Anschluss daran möchte ich vorschlagen, die grundlegenden sozialen Strukturkategorien wie Klasse, Geschlecht, Migration und Formen des Begehrens als allgemeine und widersprüchliche Kräfte in der Moderne zu begreifen, die in ihren Wechselwirkungen das Spannungsverhältnis sozialer Ungleichheit im sozialen Raum allgemein (vor-)strukturieren. In diese Wechselwirkungen bringen sie ihre jeweilige Logik ein (s.u.), so dass sich jeweils spezifische Konfigurationen ergeben. Man kann sie in ihrem Zusammenwirken als allgemeine mehrdimensionale und polyzentrische Matrix von Konfigurationen bezeichnen. Sie bestimmen also nicht konkrete kollektive Gruppenpositionen der Einzelnen,

sondern als in viele Richtungen wirkende Matrix generieren sie Spannungen und Ströme der Inklusion und Exklusion auf allgemeiner Ebene, die dann konkrete Konfigurationen von Klasse, Geschlecht, Migration und Formen des Begehrens in dem jeweiligen Kontext mit generieren und beeinflussen. Diese Vorstellung allgemeiner ungleichheitsgenerierender und -strukturierender Kräfte, die in Matrix-Form widersprüchlich zusammenwirken, eignet sich m. E., um die unterschiedlichen Konfigurationen von Klasse, Geschlecht, Migration und Formen des Begehrens wie auch die Differenzierungen zu begreifen. Schließlich können damit auch die 'Grenzüberschreitungen innerhalb der Kategorien' eher erfasst werden wie etwa die transnationalen Einstellungen und Praktiken von einigen MigrantInnen und Einheimischen oder transgeschlechtliche Solidarität vonseiten der Männerbewegung für Gleichheit.

Denkt man an Matrix-Formen der Kräfte von Klasse, Geschlecht, Migration und Formen des Begehrens, die Strukturierungen mitgenerieren und beeinflussen, dann sind die Resultate vielfältig und prinzipiell auch kontingent. Darauf haben die VertreterInnen der These hingewiesen, dass Geschlecht nicht in allen Konstellationen relevant gemacht wird, sondern in bestimmten Kontexten auch deinstitutionalisiert werden kann (vgl. u.a. die neue Übersicht bei Wetterer 2008). Dennoch erweist sich die ungleichheitsstrukturierende Matrix weiterhin wirkmächtig im sozialen Raum.

Wesentlich wäre also ein Verständnis der Vermittlungsformen, mit denen diese Konfigurations-Matrix auf gesellschaftliche Strukturen und Prozesse einwirkt. Diesem hohen Anspruch kann in diesem Rahmen nicht nachgegangen werden; vielmehr soll bescheidener gefragt werden, wie ihre Auswirkungen zu beobachten und zu beschreiben sind. Denn es wurde vertreten, dass die konkreten Ausprägungen u.a. von Klasse, Geschlecht und Migration nicht unmittelbar aus ihrer Intersektionalität abzuleiten sind. Diese These begründet einen Bedarf an genauerer Beobachtung und Diagnostik der Konstellationen komplexer sozialer Ungleichheiten, die ja nicht einfach herzuleiten, sondern erst in ihrer Vieldimensionalität zu erfassen sind. Im Folgenden möchte ich die Ansätze zu Inklusion und Exklusion dafür fruchtbar machen.

Inklusion/Exklusion und die Beobachtung komplexer sozialer Ungleichheit

In der internationalen Debatte um komplexe soziale Ungleichheit sind zwei Richtungen prominent: Die eine erfasst im Anschluss an Pierre Bourdieu die ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen – die unterschiedlichen

Kapitalsorten – von Einzelnen und Gruppen im sozialen Raum. Sie zeigt die komplexen großen und kleinen Unterschiede vor allem in Bezug auf ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital auf. Jedoch richtet sie sich auf Strukturen, die in ihrer Reproduktion und Langlebigkeit erfasst werden. Zudem ist sie wenig anschlussfähig für unterschiedliche *Machtrelationen* nach Geschlecht, Klasse und Migration.

Deswegen sind eher Ansätze sinnvoll, die sich eignen, Prozesse und Strukturierungen im Wandel sichtbar zu machen. Dazu gehören die Konzepte von Inklusion und Exklusion, die Personen und Gruppen in zentralen sozialen Feldern erfahren.[2] Martin Kronauer hat in einer umfassenden Theorie-Untersuchung auf die mehrfache Bedeutung von Inklusion und Exklusion hingewiesen: In einem Theoriestrang vor allem der französischen Debatten bedeutet Inklusion gesellschaftliche Zugehörigkeit durch Einbindung in Sozialbeziehungen, die auf Wechselseitigkeit beruhen.[3] Sie sind durch wechselseitige, (allerdings meist ungleiche) Abhängigkeit in geregelten Kooperationsverhältnissen oder durch informelle gegenseitige Verpflichtung in Nahbeziehungen gekennzeichnet (2002: 44).

Weitere Theorieströmungen verbinden Inklusion mit sozialen Teilhabemöglichkeiten und fokussieren den Ausschluss von diesen Chancen. Sie leiten sich u.a. aus den unterschiedlichen Ansätzen zu Gerechtigkeit, zu Wohlfahrtsstaaten und zu Citizenship her (s.u.).

Im Folgenden will ich eine integrierte Sicht auf Strukturen und Prozesse von komplexen sozialen Ungleichheiten vorschlagen, die die Arten und Weisen von Inklusion und Exklusion nach Geschlecht, Klasse und Migration betrachtet. Dabei beziehe ich mich auf die letzteren unterschiedlichen Richtungen, die Teilhabe und Partizipation fokussieren. Zunächst weist der Ökonom Amartya Sen nachdrücklich daraufhin, dass Teilhabe keine individuelle Frage darstellt, sondern Inklusion und Exklusion relationale Kategorien in einer gemeinsamen Sozialstruktur bilden: Denn die Positionen der Inkludierten sind mit denen der Exkludierten vermittelt. So etwa stützt sich ein Teil der Frauen in mittleren Berufen auf irreguläre 'Schattenarbeit' von Migrantinnen bei der Familienarbeit und Pflege (vgl. u.a. Lutz 2007). Ferner merkt er an, dass Inklusion oder Exklusion in einem Bereich auch die Verhältnisse in anderen Bereichen beeinflussen: So wird

2 Vgl. die hervorragende Zusammenfassung bei Kronauer (2002), der die Inklusions- und Exklusionslogiken in kluger Abgrenzung von der Systemtheorie in der Handlungstheorie verankert.

3 Dieses Verständnis von Inklusion geht letztlich auf Emile Durkheims Vorstellung der organischen Arbeitsteilung und Bewusstseinsformen in der modernen Industriegesellschaft zurück (Kronauer 2002).

die Inklusion in qualifizierte Lohnarbeit auch auf entsprechende Anerkennung hinwirken.

Teilhabe wurde herkömmlich weitgehend mit Teilhabe an der wirtschaftlichen Verteilung gleichgesetzt. Nun haben Nancy Fraser und Axel Honneth in einer vielgelesenen Kontroverse um Gerechtigkeit das Teilhabe-Konzept um die Dimension der Anerkennung erweitert (Fraser/Honneth 2003). Anerkennung in diesem Sinne bedeutet, die Beteiligung der Anderen als potentiell Freie und Gleiche im Gemeinwesen zu achten; sie bezieht sich auf die Integrität der Person, ihres Denkens, Handelns und auch ihres Körpers. Nicht zufällig leitet Fraser die Forderung nach Anerkennung aus den feministischen und antirassistischen Bewegungen her (ibid.).

Die Debatte um Citizenship hat weitere Dimensionen von komplexer sozialer Ungleichheit aufgezeigt: Sie fragte, welchen Zugang und welche Beteiligung die Menschen als Mitglieder eines modernen Gemeinwesen, die in einem gemeinsamen sozialen Raum leben und dazu beitragen, einfordern und erhalten. In diesem Sinne fokussiert Citizenship die Beteiligungsrechte und -möglichkeiten; nicht mehr die Staatsangehörigkeit, die etwa durch den Pass bekundet ist, ist wesentlich dafür. Vielmehr wird die Existenz als BürgerInnen in einem gemeinsamen sozialen Raum zum entscheidenden Faktor von Partizipation und diese wiederum begründet die Integration der Einzelnen in das politische Gemeinwesen. Thomas H. Marshall führte das in seiner klassischen Studie zu *Citizenship and Social Class* (1950) am Beispiel der inneren Integration der Arbeiterschaft in die englische *Polity* aus: Sie erwarben zunächst im frühen 19. Jahrhundert den Zugang zum staatlichen Bildungswesen und konnten darauf wirtschaftliche Rechte wie die Koalitionsfreiheit und Tarifverhandlungen erreichen (1950; 1992). Dies begründete ihre allmähliche Integration in den sich herausbildenden Wohlfahrtsstaat.

Dieses Wechselverhältnis von Teilhaberechten und Inklusion/Exklusion lässt sich auch für die 'Achsen der Ungleichheit' nach Geschlecht, Klasse und Migration analytisch weiterentwickeln. Der Debatte um Citizenship lassen sich zwei weitere grundlegende Dimensionen der Inklusion/Exklusion entnehmen: Zunächst stellt Bildung eine Grundlage der Entwicklung von individueller Autonomie dar (vgl. auch Vester 2001). Sie gestaltet sowohl die Fähigkeit (*capacity*), sich eigenständig in seinem Wissen, seinen Gefühlen und Interaktionen zu orientieren und so in der Gesellschaft zu leben, als auch die Qualifikationen für den Arbeitsmarkt (*kulturelles Kapital*). Bildung vermittelt also sowohl Subjektpotentiale und Autonomie wie auch marktorientierte Kompetenzen. Die weitere Dimension der politischen Partizipation betrifft die Teilhabe an Macht und Entscheidungen. Waren einheimische Frauen historisch vom Wahlrecht und der politischen Öffentlichkeit

ausgegrenzt, so gilt diese Exklusion auch gegenwärtig für die MigrantInnen (außer für EU-BürgerInnen bei Kommunalwahlen).

Die vier folgenden Dimensionen werden also als grundlegend für Inklusion/Exklusion angesehen: 1. Verteilung, 2. Anerkennung, 3. Bildung, 4. soziale und politische Partizipation. Bevor sie im Einzelnen diskutiert werden, soll zunächst versucht werden, ein generelles Schema für die unterschiedlichen Strukturen und Praktiken von Inklusion/Exklusion zu entwerfen, das auch für die Wechselwirkungen von Geschlecht, Klasse und Migration relevant ist. Die Leitfrage für diese unterschiedlichen Strukturen und Praktiken lautet: Für welche Gruppen werden welche Chancen und Nachteile im Rahmen dieser Strukturen und Praktiken zugänglich und wie geschieht dies? Sie wird in zwei weitere Fragen aufgeschlüsselt: 1. Welchen Zugang haben einzelne Personen/Gruppierungen zu wesentlichen gesellschaftlichen Chancen und Gütern (Bildung, Einkommen, Partizipation)? 2. Wie werden sie als Personen im gemeinsamen sozialen Raum wahrgenommen und anerkannt? Werden sie als vorrangig als gleich oder als marginalisiert einklassifiziert und behandelt, oder wird bereits ihre Existenz ignoriert?

Generell lässt sich daraus eine Staffelung von Inklusion/Exklusion entwickeln, die nach deren Grad und Qualität gestuft ist. Sie lässt sich wie folgt skizzieren:

1. Privilegierte Inklusion bezieht sich darauf, dass die so Inkludierten einen vorrangigen Zugang zu gesellschaftlichen Chancen und Gütern im gemeinsamen sozialen Raum haben. Wirtschaftliche oder politische Eliten haben etwa vorrangige Chancen, über finanzielle Ressourcen und Entscheidungen zu verfügen. In der Bundesrepublik sind sie überwiegend einheimische Männer aus der Oberschicht (Geißler 2006: 126).
2. Inklusion bedeutet, dass für die so Inkludierten der Zugang zu diesen Chancen und Gütern gewährleistet sowie dass ihre Existenz im sozialen Raum sichtbar und anerkannt ist und ihre Zustimmung grundsätzlich gesucht wird. Ihnen werden also sowohl eigenständige Interessen und Lebensentwürfe als auch eine eigene Stimme zuerkannt. Beispiele sind die geflügelten Worte vom 'Familienernährer', der deswegen seine Arbeit braucht, oder vom 'kleinen Mann auf der Straße'. Allerdings wird in den alltäglichen Praktiken der 'Familienernährer' allmählich von doppelter Erwerbstätigkeit – wenn auch oft mit weiblicher Teilzeitarbeit – abgelöst und einheimischen Frauen wird eine eigenständige politische Meinung zugesprochen. Es ist anzunehmen, dass diese Inklusion zumindest auf erwerbstätige, gut qualifizierte einheimische Frauen ausgeweitet wurde.
3. Marginalisierung beinhaltet eingeschränkten, häufig abhängigen Zugang zu Chancen und Ressourcen und/oder Abwertung. Ihre Präsenz im sozialen

Raum wird angenommen, aber ihre Stimme oder Sichtbarkeit wird ignoriert oder missachtet. So hatten Hausfrauen lange nur einen prekären oder abhängigen Zugang zur Erwerbstätigkeit und ihre unbezahlte Versorgungsarbeit wurde nicht anerkannt.

4. Exklusion bedeutet Ausgrenzung vom legitimen Zugang zu Chancen und Ressourcen und Abwertung, ohne dass die Präsenz der Gruppierungen oder Personen im sozialen Raum anerkannt wird; sie haben sozusagen keine 'Aufenthaltsberechtigung' als eigene Person. Dies gilt etwa für illegale MigrantInnen. Weitere eindrucksvolle Beispiele sind Opfer von Frauenhandel oder SklavInnen, die auch in der Moderne unter Missachtung ihrer Menschlichkeit zu 'sozialem Tod' verurteilt wurden. Sie werden zur Existenz als 'Schattenmenschen' gezwungen, die mit Kopf, Gefühlen und Körpern im gleichen sozialen Raum leben, aber Schattenarbeit leisten und denen – wie Schatten – keine individuelle Rechte, Bedürfnisse oder Wünsche zuerkannt werden.

Dieses allgemeine Schema von Inklusion/Exklusion soll nun auf ihre oben benannten vier Grunddimensionen in der Moderne bezogen werden, also auf Verteilung, Anerkennung, Bildung und soziale/politische Partizipation.

Für die Dimension der Verteilung lässt sich die folgende Staffelung entwerfen:

1. Privilegierte Inklusion: Zugang zu großen finanziellen Ressourcen und zu Entscheidungsmacht darüber. In Deutschland bilden einheimische Frauen eine kleine Minderheit im Umfang von 7,5% im Topmanagement von Großunternehmen und von 3% in Vorständen (vgl. Hoppenstedt 2007). In Nordeuropa und den USA ist der Anteil deutlich höher.
2. Inklusion: Zugang zu entlohnter Arbeit mit grundlegender sozialer Sicherung und zu anerkannten Präsenz und Stimme im Rahmen der Mitbestimmung. Diese Gruppierungen umschließen die qualifizierten Angestellten und die Facharbeiter. Diese können eine gewisse Primärmacht als anerkannte Mitglieder des Betriebs oder Sekundärmacht als Gewerkschaftsangehörige ausüben. Aufgrund der wachsenden weiblichen Erwerbstätigkeit und gewerkschaftlichen Organisation haben viele einheimische Frauen sich einen solchen Zugang erschlossen, wenn sie auch noch weiterhin eine Minderheit darstellen. Unter den MigrantInnen war dies nur für eine kleine Gruppe möglich, die die Selbständigkeit oder qualifizierte Berufe für sich erschließen (oder auch eine Gewerkschaftskarriere machen) konnten.
3. Marginalisierung: Zugang zu Lohnarbeit mit restriktiven Arbeitsbedingungen oder irregulärer, ungesicherter Beschäftigung und ohne Stimme im Betrieb. Dies traf herkömmlich für Frauen und Männer in der fordistischen Massenar-

beit und besonders auf junge Frauen und Hausfrauen auf den unstrukturierten Arbeitsmärkten zu. Die Mehrheit der Arbeitsmigranten und -migrantinnen nach dem 'Gastarbeiter-Modell' fanden sich zunächst in dieser Lage wieder.

4. Exklusion: Zugang zu informeller bezahlter Arbeit ('Schattenarbeit'), oft in persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen etwa als unbezahlte Familienarbeitskräfte oder Klientelbeziehungen zu Patronen. Dazu gehören illegale MigrantInnen. Die Exkludierten umfassen aber auch weitere von Zwang betroffene Gruppen wie ZwangsarbeiterInnen oder Opfer des Menschenhandels. Die Exkludierten haben häufig weder ein Recht auf Arbeit noch sogar auf Aufenthalt im gemeinsamen sozialen Raum (etwa wegen illegaler Einreise und fehlender Arbeitserlaubnis). Sie müssen sich unsichtbar verhalten, wie etwa die Berichte von illegalen Bauarbeitern zeigen, die fürchten auf der Straße aufgegriffen oder aber in ihrer Gruppenunterkunft aufgespürt zu werden (Alt 1999). Eine Stimme im Betrieb wird ihnen in der Regel abgesprochen, auch wenn sie Proteste äußerten und Netzwerke bildeten (Schwenken 2006).

Diese Staffelung mag etwas schematisch erscheinen, aber sie ermöglicht eine deskriptive vergleichende Positionierung von Einzelnen und Gruppierungen, wie sie im Folgenden skizziert wird. Ferner lässt sich auch der soziale Wandel festhalten. Um 1970 zählte die Mehrheit der einheimischen Frauen in der Verteilungsdimension noch zu den Marginalisierten, da sie vor allem unbezahlte Hausarbeit leistete und eher nur in der Jugendphase erwerbstätig war. Aber nach ihrer wachsenden Integration in berufliche Bildung und den Arbeitsmarkt nach 1970 stehen sie nun sowohl in Verhältnissen von Inklusion wie auch von Marginalisierung. Migrantinnen sind eher in der Marginalisierung oder in der Exklusion verortet.

Nun soll die zweite Dimension der Anerkennung auf die Stufen von Inklusion/Exklusion bezogen werden (vgl. u.a. Heitmeyer 2002-2007; Geißler 2006; Vester 2001).

1. Privilegierte Inklusion: Hohe Anerkennung oder Deferenz vonseiten der anderen Gruppen. Während die wenigen Elite-Frauen aus der einheimischen Gruppe kommen, rekrutieren sich politische oder wirtschaftliche männliche Eliten aus einheimischen, aber auch in wenigen Fällen aus internationalen Kreisen. Sie folgen Praktiken der hegemonialen Männlichkeit (Connell 1998). Sie erwarten und erhalten dementsprechend meist Achtung oder Ehrerbietung vor ihrer Macht, ihrem Prestige oder ihrem finanziellen Status. Bei den einheimischen Frauen in den Eliten ist diese Achtung eher umstritten, was sich in Medien-Kommentaren z.B. über Figur und Frisur, über fehlende Weiblichkeit oder ihr Durchsetzungsvermögen ('Gnadenlosigkeit', 'Zickigkeit' usw.) aus-

Tafel 1: Inklusion/Exklusion in der Verteilungsdimension nach Geschlecht und Migration

Stufen der Inklusion/ Exklusion	*Männlich*	*Weiblich*
Privilegierte Inklusion	Wirtschaftliche Elite	Einheimische kleine Minderheit
Inklusion	Einheimische Angestellte und Facharbeiter mit Stimme EU-Migranten Wenige Migranten aus dem Osten und Süden	Einheimische Angestellte EU-Migrantinnen Wenige Migrantinnen aus dem Osten und Süden
Marginalisierung	Einheimische ungelernte/ angelernte Beschäftigte und Erwerbslose Migranten aus dem Osten und Süden	Einheimische ungelernte/ angelernte Beschäftigte und Erwerbslose EU-Migrantinnen Migrantinnen aus dem Osten und Süden
Exklusion	Illegale Migranten aus dem Osten und Süden (Bauarbeit usw.)	Exklusion: informell beschäftigte illegale Migrantinnen (Putzen, Pflege); Frauenhandel (u.a. Sexarbeit unter Zwang)

drückt. Sie tendieren dazu, Anerkennung über einen 'weichen' Macht- und Führungsstil und über 'doing feminity' anzustreben und so die privilegierte Inklusion zu verhandeln oder zu umschiffen.

2. Inklusion: Sichtbarkeit und deren Beachtung als Mitglieder des gemeinsamen sozialen Raums mit eigener Stimme. Der 'kleine Mann auf der Straße' oder die 'anständigen Leute' innerhalb der Grenzziehung der Respektabilität gegenüber den Unterschichten (Vester 2001: 26-8) stehen für solche Gruppierungen, die alltäglichen Respekt verdienen und deren Kollektivmeinungen bei der Entscheidungsfindung berücksichtigt werden sollten.
3. Marginalisierung: Unsichtbarkeit oder Alterisierung in dem gemeinsamen sozialen Raum und fehlende Stimmen. Unter Alterisierung werden Prozesse der Differenzzuschreibung verstanden, in denen Personen als 'Andere' ausgewiesen und deswegen nicht als potentiell Gleiche angesehen werden. Marginalisierte werden nicht beachtet und folglich übersehen oder ignoriert – oder sie werden als 'Andere' geachtet und zugleich tendenziell ausgegrenzt. So etwa bilden die vielfältigen Debatten zum Kopftuchtragen muslimischer Migrantinnen

Beispiele für die Alterisierungsprozesse, in denen sehr unterschiedliche Personen unter dem Zeichen einer grundlegenden Differenz in eine homogene Gruppe zusammengefasst werden. Weit verbreitet unter einheimischen und migrierten marginalisierten Gruppen ist aber auch die Gleichgültigkeit oder Ignoranz voneinander. Das Leben in parallelen Welten ist in Einwanderungsgesellschaften eine mögliche Spielart von vielen. Gleichgültigkeit muss nicht schon Abwertung oder Rassismus beinhalten.

4. Exklusion: Abwertung oder Stigmatisierung von Gruppierungen, die als weniger wertvoll oder menschlich, als gefährlich oder bedrohlich deviant repräsentiert werden. Ein Beispiel bildete die pauschale Dämonisierung junger männlicher islamischer Migranten als potentielle Terroristen nach dem 11.9.2001 in vielen Massenmedien.

In einigen antirassistischen Ansätzen wurde die Unterscheidung zwischen Marginalisierung und Exklusion verwischt. So wurden bereits Unkenntnis über oder Gleichgültigkeit vor der Herkunftskultur von MigrantInnen als rassistisch angegriffen. Doch zeichnet sich das urbane Leben gerade durch die Gleichgültigkeit aller gegenüber den anderen aus, die füreinander Unbekannte sind, wie schon Georg Simmel in seinem Aufsatz über den Fremden festhielt (1908). Eine Distanzhaltung zwischen einheimischen und migrierten Marginalisierten kann auch ein Fundament zu Annäherungen in alltäglichen Interaktionen bedeuten und muss nicht notwendig ausgrenzend wirken. Diese Verwischung erschwert es, zwischen Marginalisierung durch Gleichgültigkeit – die oft von einheimischen Marginalisierten mitgetragen wird – und Abwertung und Ausgrenzung zu unterscheiden. Doch besteht ein Unterschied zwischen Unwissen, z.B. über Geschlechter- oder Familienwerte in türkischen Familien in Deutschland, und Rassismus, der sich in Abwertung und Stigmatisierung von türkischen Ehefrauen ausdrückt, wenn sie etwa pauschal als abhängig und hilflos beschrieben werden.

In der Bildungsdimension haben sich Muster von Inklusion/Exklusion rasch verschoben.[4] Jedoch zeigen sie in Deutschland weiterhin markante Inklusions-/Exklusionsmuster nach Migration. Demgegenüber hat sich der Geschlechtereffekt in den oberen Stufen eher nivelliert. In den Stufen der Marginalisierung und Exklusion ist er instabil und betrifft nun auch männliche jugendliche Migranten[5].

---

4 U.a. wegen der komplexen Veränderungen kann in diesem Rahmen nicht im Detail darauf eingegangen werden.

5 Dies zeigt sich z.B. in Mediendiskursen, die junge Migranten pauschal als potentielle Gewalttäter darstellen.

*Tafel 2: Inklusion/Exklusion in der Anerkennungsdimension nach Geschlecht und Migration**

Stufen der Inklusion/ Exklusion	*Männlich*	*Weiblich*
Privilegierte Inklusion	Hegemoniale einheimische und internationale Eliten	— ? (Widerspruch zwischen Machtprestige und doing feminity)
Inklusion	Einheimische Bürger, Familienväter, leistungsorientierte Mitte (unter Einschluss der Arbeiterschaft) EU-Migranten	Einheimische Bürgerinnen, leistungsorientierte Mitte (unter Einschluss der Angestelltenmilieus) Einheimische Hausfrauen
Marginalisierung	Traditionslose Arbeitermilieus/'Unterschicht' Erwerbslose EU-Migranten Migranten aus dem Osten und Süden	Einheimische oder migrierte Hausfrauen Erwerbslose EU-Migrantinnen Migrantinnen aus dem Osten und Süden
Exklusion	Migranten aus dem Osten und Süden (sog. Problemgruppen: (Vertreter von Fundamentalismus, Gewalttäter) Illegale Migranten aus dem Osten und Süden	Migrantinnen aus dem Osten und Süden (Vertreterinnen der sog. Tradition und von Fundamentalismus) Illegale Migrantinnen aus dem Osten und Süden

* Mehrfachangaben in mehreren Stufen (z.B. bei Hausfrauen) weisen auf die Streuung der betreffenden Personen/Gruppierungen über die Stufen hin.

Die Dimension der sozialen und politischen Partizipation lässt sich schließlich wie folgt skizzieren:

1. Privilegierte Inklusion: Zugang zu politischer oder sozialer Definitionsmacht über die Bedeutung und Ursachen von Erscheinungen und Entscheidungsmacht. Beide Formen der Macht zeigten sich in Deutschland in konservativen Diskursen über das 'Asylproblem': Seit den 1980er Jahren wurde es von führenden CDU/CSU-Politikern als 'Überfremdung' und 'Überforderung des deutschen Volkes' definiert (und nicht etwa als Frage der effektiven Gewährleistung von Asyl entsprechend dem Anspruch des Grundgesetzes von 1949). Im sogenannten Asylkompromiss vom 26.5.1993 beschlossen CDU/

CSU zusammen mit der SPD und FDP eine Veränderung des Grundgesetzes mit einer Relativierung des Asylschutzes. So verfügten die einheimischen politischen Eliten über sowohl die hegemoniale Definitionsmacht als auch die Entscheidungsmacht in dieser Kernfrage politischer Migration, während weder MigrantInnen oder Asylsuchende beteiligt wurden. Die Definitionsmacht liegt weiterhin vorrangig bei männlichen einheimischen Eliten oder den 'Führungsmannschaften'. Die einheimischen Frauen bilden aber seit den freiwilligen Quotenbeschlüssen der Parteien in den 1980er und 1990er Jahren (vgl. Lenz 2008) eine bedeutende Minderheit bei der Entscheidungsmacht.

2. Inklusion: Zugang zu Verbänden und Parteien, zu Wahlen und öffentlichen Debatten und Anerkennung von eigener Stimme. Dazu gehören die einfachen Mitglieder in Parteien und Verbänden, ferner die mobilisierbaren WählerInnen. So werden diese Gruppierungen auch als 'Mann auf der Straße' oder auch als 'schweigende Mehrheit' wahrgenommen. Ihre Einstellungen werden teils politischen Strategien von Parteien und Verbänden zugrundegelegt.
3. Marginalisierung: Unsichtbarkeit und keine öffentliche Stimme. Dies betrifft in Deutschland die nicht oder nur teils Wahlberechtigten: So haben MigrantInnen aus der EU kommunales aktives Wahlrecht und die von außerhalb der EU kein Wahlrecht. Auch die Nichtwähler, die dem politischen System aus Frustration und Resignation den Rücken kehren, könnten hier eingestuft werden.
4. Exklusion: Da die legitime Präsenz im sozialen Raum nicht anerkannt wird (s.o.), haben diese Gruppierungen wie z.B. illegale MigrantInnen in der Regel weder Zugang zu Öffentlichkeit noch Stimme. Dennoch kann es ihnen gelingen, für ihre Interessen und Anliegen zu mobilisieren und Bündnisse aus der Exklusion heraus zu schließen (vgl. Laubenthal 2007; Schwenken 2006).

Diese noch recht schematischen Übersichten dienten zur Illustration, dass komplexe soziale Ungleichheiten nach Geschlecht und Migration nach Mustern der Inklusion/Exklusion beschrieben und verglichen werden können. Eine Reihe von Zwischenbemerkungen scheinen angebracht. Zum Ersten konzentrierte sich die bisherige Darstellung zwangsläufig auf die Bundesrepublik Deutschland, um ihre Brauchbarkeit im Rahmen einer Gesellschaft abzuschätzen, und blieb bei der Betrachtung der komplexen sozialen Ungleichheit deswegen in gewissem Umfang im 'methodischen Nationalismus' stecken. Fokussieren wir die transnationale Migration als Ensemble flexibler Wanderungsprozesse zwischen zwei oder mehreren Gesellschaften, so ist bei vielen Menschen von einem Wechsel z.B. zwischen Marginalisierung in der Herkunftsgesellschaft und Inklusion im

Tafel 3: Inklusion/Exklusion in der Partizipationsdimension nach Geschlecht und Migration

Stufen der Inklusion/ Exklusion	*Männlich*	*Weiblich*
Privilegierte Inklusion	Politische und soziale einheimische Elite	Bedeutende einheimische Minderheit in der Elite (15-35%)
Inklusion	Einheimische Mitglieder von Verbänden/Parteien 'Mann auf der Straße' EU-Migranten Einzelne Migrantensprecher	Einheimische Mitglieder von Verbänden/Parteien 'Schweigende Mehrheit' EU-Migrantinnen Einzelne Migrantinnensprecher
Marginalisierung	Einheimische Resignierte und Randgruppen EU-Migranten Migranten aus dem Osten und Süden	Einheimische Hausfrauen Einheimische Resignierte und Randgruppen EU-Migrantinnen Migrantinnen aus dem Osten und Süden
Exklusion	Migranten aus dem Osten und Süden Illegale Migranten aus dem Osten und Süden	Migrantinnen aus dem Osten und Süden Illegale Migrantinnen aus dem Osten und Süden

Zielland – oder aber umgekehrt von Inklusion zu Marginalisierung auszugehen. D.h. die Inklusions-/Exklusionsmuster wechseln fortlaufend und diese Dynamik kann zusätzliche Spannungen, Konflikte, aber auch Innovationskräfte in beiden Gesellschaften mit sich bringen.

Weiterhin ergab sich bei kaum einer Gruppe eine eindeutige Zuordnung zu nur einer Stufe dieser Staffelung, etwa in dem Sinne, dass sie nur von Exklusion betroffen wäre. Die Ausnahme bilden allerdings die illegalen MigrantInnen, die umfassend nur in Exklusionsverhältnissen stehen. Die einheimischen Gruppen verteilen sich über die privilegierte Inklusion bis zur Marginalisierung: Privilegierte Inklusion ist überwiegend für Männer zugänglich. Unterschiedlich nach Dimension öffnet sie sich aber auch allmählich für einheimische Frauen, die vor allem in die Dimension der sozialen und politischen Partizipation eingedrungen sind. Auch bei den MigrantInnen zeichnen sich über die Zeit Verlagerungen

zwischen den Stufen ab: Waren sie zunächst wohl eher in der Marginalisierung und Exklusion verortet, so haben sich einzelne Gruppierungen wie ein Teil der EU-MigrantInnen und ein kleinerer Teil derer aus dem Süden und Osten in Verhältnisse der Inklusion bewegt. Wesentlich waren dafür sowohl die Verstetigung der Migration, die sich mit einer allmählichen Öffnung von Chancen und Anerkennung verband, und die zunehmende Qualifikation eines Teils der Zuwanderer und zumindest einer dünnen Säule in der zweiten und dritten Generation, sowie die rechtliche Gleichstellung von EU-MigrantInnen im Beruf. Wie erklärt sich die Verteilung von Gruppierungen von MigrantInnen aus dem Süden oder Osten, die bisher weitgehend als homogen gesehen wurden wie z.B. 'die Türken', über die Stufen der Inklusion/Exklusion? Sie dürfte einerseits mit der jeweiligen Klassenposition, also dem jeweiligen ökonomischen und kulturellen Kapital, zusammenhängen, auf die hier nicht hinreichend eingegangen werden konnte. Sie verbindet sich aber zugleich mit symbolischen und kulturellen Differenzen nach Geschlecht und Kultur. Darauf verweist etwa die Minimierung und Vergeschlechtlichung der Macht bei einheimischen Frauen im Fall der privilegierten Inklusion zu Anerkennung: Ihrer Macht wird nicht mit Deferenz begegnet, sondern sie unterlaufen und verhandeln sie vielmehr eher mit 'weiblichen Politikstilen'. Im Gegensatz dazu stellen einheimische Frauen zugleich eine bedeutende Minderheit bei der privilegierten Inklusion zu Partizipation dar. Dieses Beispiel verdeutlicht auch, dass die Muster von Inklusion/Exklusion in den einzelnen Dimensionen keineswegs kongruent verlaufen, sondern voneinander divergieren und sich widersprechen können.

In diesem Abschnitt wurden die Muster von Inklusion/Exklusion nach Geschlecht und Migration in den Dimensionen von Verteilung, Anerkennung, Bildung und Partizipation skizziert. Der bisher entworfene Ansatz einer beschreibenden Topograhie sozialer Positionierungen nach Geschlecht und Migration ging von Inklusion/Exklusion in den Dimensionen der Teilhabe aus. Es wurde damit eine Art Topographie der komplexen sozialen Ungleichheit entworfen, die die Positionierung von Personen und Gruppierungen vergleichend anzeigen könnte. Dies bedeutet nun nicht, dass diese Personen und Gruppierungen aufgrund dieser geteilten Positionen auch ein gemeinsames Bewusstsein hätten oder sich deswegen zu Gruppen zusammenschließen würden.

Für Gruppenbildung aufgrund von gemeinsamen Positionen und Bewusstsein wird indes die andere Bedeutung von Inklusion/Exklusion relevant: nämlich die Einbindung in Sozialbeziehungen mit ihrer wechselseitigen, wenn auch ungleichen Abhängigkeit in geregelten Kooperationsverhältnissen oder in informellen Verpflichtungen im Nahbereich (vgl. oben; Kronauer 2002: 44). Diesem Denken

entstammt letztlich auch der Ansatz von sozialen Milieus, den Michael Vester in seiner Untersuchung fruchtbar entfaltet hat, wenn er sie auch nicht umfassend für Geschlecht und Ethnizität geöffnet hat (2001). Die sozialen Milieus – und damit die Wert- und Handlungsperspektiven der Individuen und Gruppen – von den 'Achsen der Ungleichheit' nach Geschlecht, Klasse und Migration her zu denken, stellt eine Zukunftsaufgabe für eine Sozialstrukturforschung dar, die soziale Strukturen, Prozesse und Mentalitäten im Wechselverhältnis betrachten und verstehen will.

Literatur

Alt, Jörg (1999): Illegal in Deutschland. Forschungsprojekt zur Lebenssituation 'illegaler' Migranten in Leipzig. Karlsruhe: Loeper Literaturverlag.

Aulenbacher, Brigitte u.a. (Hg.) (2006): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Baumert, Jürgen (Hg.) (2006): Herkunftsbedingte Disparitäten im Bildungswesen. Differenzielle Bildungsprozesse und Probleme der Verteilungsgerechtigkeit. Vertiefende Analysen im Rahmen von PISA 2000. Wiesbaden: VS-Verlag.

Boos-Nünning, Ursula und Yasemin Karakaşoğlu (2005): Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Münster u.a.: Waxmann.

Bukow, Wolf-Dietrich u.a. (Hg.) (2007): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS-Verlag.

Connell, Robert (1998): Der gemachte Mann. Opladen: Leske+Budrich.

Fraser, Nancy und Axel Honneth (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Femina Politica (2008): 'Migration und Geschlechterkritik. Feministische Perspektiven auf die Einwanderungsgesellschaft', Femina Politica Heft 1.

Geißler, Rainer (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands. Wiesbaden: VS-Verlag.

Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2002, 2004, 2006, 2007): Deutsche Zustände. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hoppenstedt (2007): Hoppenstedt-Studie 'Frauen im Management 2007'. http://www.presseportal.de/pm/65453/971171/hoppenstedt_holding_gmbh, Abruf 17.11.2007.

Kalter, Frank (Hg.) (2008): 'Migration und Integration', Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 48.

Klinger, Cornelia et al. (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

Knapp, Gudrun-Axeli und Angelika Wetterer (2001): Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Knapp, Gudrun-Axeli und Angelika Wetterer (2003): Soziale Verortung der Geschlechter. Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Laubenthal, Barbara (2007): Der Kampf um Legalisierung. Soziale Bewegungen illegaler Migranten in Frankreich, Spanien und der Schweiz. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.

Lenz, Ilse (1996): 'Grenzziehungen und Öffnungen: Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung', In: I. Lenz, A. Germer und B. Hasenjürgen (Hg.): Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perpspektive. Opladen: Leske+Budrich, S. 200-229.

– (2008): Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung. Wiesbaden: VS Verlag.

Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Opladen: Barbara Budrich.

Marshall, Thomas H. (1950): Citizenship and Social Class and Other Essays. (Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates 1992). Cambridge: Cambridge University Press.

Schwenken, Helen (2006): Rechtlos, aber nicht ohne Stimme. Politische Mobilisierungen um irreguläre Migration in die Europäische Union. Bielefeld: Transcript.

Simmel, Georg (1908): 'Exkurs über den Fremden', In: Ders. Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Leipzig: Duncker & Humblot, S. 509-512.

Sinus Sociovision (2007): 20-jährige Frauen und Männern heute – Lebensentwürfe, Rollenbilder, Einstellungen zur Gleichstellung – Sinus-Milieustudie. Heidelberg.

Vester, Michael (2001): Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel: Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Weiß, Anja et al. (Hg.) (2001): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wetterer, Angelika (2008): 'Konstruktion von Geschlecht: Reproduktionsweisen der Zweigeschlechtlichkeit', In: R. Becker und B. Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 2. erweiterte und aktualisierte Auflage, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 126-137.

Yuval-Davis, Nira (2006): 'Intersectionality and Feminist Politics', European Journal of Women's Studies, 13, (3): S. 193-209.

Kyoko Shinozaki

Die 'Green Card' als Heilmittel für Arbeitskräfteknappheit?
Ein Vergleich der Migration von 'Hoch-' und 'Niedrigqualifizierten'[1]

Einleitung

Haushaltsarbeit sowie Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT) sind die beiden Sektoren, für die Deutschland zu Beginn dieses Jahrzehnts, 2000 bzw. 2002, seinen allgemeinen Anwerbestopp aufgehoben hat. Wie zu zeigen sein wird, hatten diese beiden Rekrutierungsprogramme unerwartete und paradoxe Konsequenzen. Der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder überraschte die Besucher der CeBIT in Hannover 2000 mit der Ankündigung, dass Deutschland die Anwerbung von IT-Fachkräften mit einem 'Green-Card'-Programm liberalisieren werde. Die rassistische Reaktion der Anti-Einwanderungs-Front gegen diese Politik bestand in der Forderung 'Kinder statt Inder'.

Ein Jahr später befeuerte eine Polizeirazzia[2] eine hoch emotionale politische Debatte über die Vereinbarkeit von Arbeit, Familienleben und der häuslichen Pflege alter Menschen mithilfe *bezahlbarer* osteuropäischer Migrantinnen. 'Der Spiegel' (2001) veröffentlichte einen Artikel unter dem Titel 'Green Card für Polinnen?' (Hielscher). 'Polinnen' war und ist ein Synonym für migrierende Pflegekräfte in Deutschland (Lutz 2007a), oft in undeklarierten Beschäftigungsverhältnissen bzw. mit irregulärem Aufenthaltsstatus. Als dieser Artikel erschien,

---

1 Ich danke Helma Lutz, Mirjana Morokvasic und Helen Schwenken für ihre konstruktiven Kommentare zu früheren Versionen dieses Manuskriptes. Der Zusammenarbeit mit Maria Kontos im Rahmen des EU-Projekts 'Integration of Female Migrants in Labour Market and Society' verdanke ich die Gelegenheit, den Zusammenhang zwischen der Arbeit von MigrantInnen in den Sektoren Haushalt und Pflege und dem Thema Qualifikation zu untersuchen.

2 Ein Hinweis von einer deutschen Pflegedienstleistungsagentur, dass einige ihrer ehemaligen KundInnen von Migrantinnen offenbar 'illegal' betreut seien, hat im Juli 2001 die Frankfurter Staatsanwaltschaft zur Durchführung einer Razzia veranlasst (Interview mit dem Arbeitsamt, 10.11.2003). Insgesamt wurden 350 Haushalte durchsucht und dabei wurden 200 'illegal' beschäftigte osteuropäische Pflegekräfte entdeckt und abgeschoben (Gaserow 2001).

gab es noch kein Vermittlungsprogramm für 'Haushaltshilfen'. Der Tropus 'Green Card' wurde in dieser Reportage benutzt, um bei den LeserInnen eine Assoziation mit der Liberalisierung von Mobilität im IKT-Sektor hervorzurufen. Die Parallele, die der Spiegel-Autor Hielscher zwischen MigrantInnen im Haushaltssektor und angeworbenen IKT-SpezialistInnen zieht, ist interessant. Die Aspekte Gender und Klassendifferenz, die in beiden Sektoren unterschiedlich sind, entgehen allerdings letztlich der Aufmerksamkeit des Autors.

MigrantInnen, seien sie Haushalts- oder IKT-Kräfte, bieten Lösungen für das vermeintliche Defizit in der Pflege und in der Wissensökonomie. Sie überweisen einen nicht zu vernachlässigenden Teil ihres Einkommens nach Hause oder investieren ihn in ein neues Gewerbe; auf diese Weise verbessern sie den Lebensstandard von Haushalten und geben den jeweiligen nationalen und lokalen Ökonomien Auftrieb. Der letztgenannte Aspekt ist besonders relevant für die jüngste Euphorie über die positive Auswirkung transnationaler Migration auf die Entwicklung, insbesondere was Rücküberweisungen und die Zirkulation von Wissen betrifft (vgl. FAZ 2008; Mansoor/Quillin 2006; Ratha 2003; Rodriguez 2002; World Bank 2006). Somit werden transnationale MigrantInnen als potenzielle AkteurInnen für die ökonomische Entwicklung *(wieder-)entdeckt*; über die Zusammenhänge von Entwicklung und Migration wurden Migrantinnen ein Thema im neoliberalen Diskurs (Schwenken 2008; vgl. Morrison et al. 2007; UNFPA 2006). Trotz der eventuellen Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der Migrationsströme von 'Hoch-' und 'Niedrigqualifizierten' neigt die bisherige Literatur dazu, diese beiden Ströme als *separate* Forschungsgegenstände zu behandeln, weshalb einige Autoren von einer 'paradigmatischen Trennung (paradigmatic separation)' sprechen (Kofman/Raghuram 2005). Dieses Kapitel ist ein explorativer Versuch, diese Trennung zu überwinden, indem es die Konstruktion der beiden Ströme innerhalb der regulatorischen Rahmenbedingungen gegenüberstellt. Dabei dienen Haushalts-/Pflegekräfte einerseits und IKT-Fachkräfte andererseits als Beispiel. Insbesondere untersuche ich, welche – zuweilen sehr subtile – Rolle Gender und Klasse in der gesellschaftlichen Konstruktion des Qualifikationsniveaus beider Gruppen haben.

Die 'paradigmatische Trennung' der Migration 'Hoch-' und 'Niedrigqualifizierter'

Qualifikation ist in zahlreichen Ländern zu einem wichtigen Kriterium für die Selektion von MigrantInnen geworden. Salt (1997) identifiziert zwölf Kategorien internationaler MigrantInnen: z.B. versetzte Beschäftigte internationaler Konzerne,

Fachkräfte, BeraterInnen, EntertainerInnen, Geschäftsleute, AkademikerInnen, ForscherInnen und StudentInnen sowie die EhepartnerInnen und Kinder von Angehörigen dieser Kategorien. Trotz der Heterogenität der Migrationsströme von 'Hochqualifizierten' hat – worauf Eleonore Kofman (2000) aufmerksam gemacht hat – praktisch nur einer dieser Ströme größere wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen: jener von Fachkräften, die innerhalb eines transnationalen Konzerns versetzt werden. Angesichts des hohen Wertes, der in der postindustriellen Wissensökonomie auf technischen Fortschritt gelegt wird, handelt es sich bei 'Hochqualifizierten' größtenteils um Personen, die in Wissenschaft und Technologie qualifiziert sind (OECD 2002). Diese Definition birgt einen tiefsitzenden Gender-Bias in sich: 'Hochqualifizierte' werden oft mit Fachkräften im IKT- und Finanzsektor gleichgesetzt, die überwiegend männlich sind. Dadurch wird die Migration von Qualifizierten in den Sektoren Bildung und Wohlfahrt verdeckt, in denen Frauen eindeutig die Mehrheit stellen (Kofman 2000). Die in diesen Sektoren gefragten Fähigkeiten werden schon an sich als weibliche, *natürliche* Eigenschaften von Frauen angesehen; die Folge ist, dass pflegerische und pädagogische Fähigkeiten als eher 'semi-qualifiziert' denn als qualifiziert oder gar 'hochqualifiziert' betrachtet werden (Kofman/Raghuram 2005). Obwohl sich die Aufmerksamkeit – insbesondere in der Frühphase der Erforschung der Migration 'Hochqualifizierter' – vorrangig auf Fachkräfte von Großunternehmen konzentrierte, hat die Mobilität von WissenschaftlerInnen und StudentInnen das entsprechende Forschungsfeld in letzter Zeit erweitert (Ackers 2005; Findlay et al. 2006).

Zudem beeinflusst der Arbeitskräftemangel in den Aufnahmeländern oftmals die Selektivität von MigrantInnen. Sobald in bestimmten Bereichen ein Arbeitskräftemangel festgestellt wird, erfahren die darin erforderlichen Fähigkeiten eine Aufwertung. Somit ist die Definition von Qualifikation ständig im Fluss (Erel 2003) – wer Fähigkeiten und Qualifikationen besitzt, die in unterversorgten Bereichen gefragt sind, gilt daher als qualifiziert (Kofman/Raghuram 2005). Außerdem muss eine wichtige Unterscheidung an dieser Stelle getroffen werden: Migration in sogenannte 'unqualifizierte' Tätigkeiten bedeutet keineswegs, dass die MigrantInnen tatsächlich unqualifiziert sind (Kofman 2000). Es gibt reichhaltige empirische Nachweise dafür, dass MigrantInnen mit hoher Qualifikation und hohem formellen Bildungsniveau in 'un-' oder 'niedrigqualifizierten' Sektoren tätig sind (Lutz 2007a, 2007b; Parreñas 2001; Shinozaki 2005; Yeoh/Huang 2000). Nach Kofman (2000) bezieht sich die Bezeichnung 'qualifizierte Migration' daher auf Migrationsströme, die in qualifizierte Arbeitsmarktsektoren führen, 'niedrigqualifizierte Migration' auf solche in unqualifizierte Sektoren, wobei Qualifikationen jeweils vergesellschaftlichte Konstrukte sind.

Während die Zuwanderungspolitik in Westeuropa, einschließlich Deutschland, Großbritannien und Frankreich, selektiv den Einstrom qualifizierter MigrantInnen in Bereiche mit Arbeitskräftemangel fördert, richtet sich ein Großteil der Aufmerksamkeit der Migrationsforschung auf die Untersuchung weniger privilegierter MigrantInnen und der sie betreffenden Politik. Das Thema Integration spielt tendenziell eine zentrale Rolle in der Debatte über die ArbeitsmigrantInnen seit den Fünfzigerjahren und deren Folgegenerationen. Die konventionelle Migrationsforschung und -politik geht davon aus, dass diese ArbeitsmigrantInnen dauerhaft im Einwanderungsland bleiben. Der normative Gebrauch des Wortes *Integration* trifft somit kaum auf Beschäftigte multinationaler Konzerne zu, die in kurzen Abständen ihren Wohn- und Arbeitsort wechseln. Aufgrund des Interesses vieler SozialwissenschaftlerInnen an Ungleichheiten konzentriert sich ein großer Teil der vorliegenden Mainstream-Literatur über Migration auf die Erfahrungen weniger privilegierter ArbeitsmigrantInnen (Kolb 2006). Trotz der gut gemeinten Absicht, die schwierigen Situationen zu thematisieren, denen sich MigrantInnen gegenübersehen, hat der 'problemzentrierte' Ansatz in der Migrationsforschung ironischerweise dazu beigetragen, ein Bild von MigrantInnen als 'defizitäre Wesen' zu zeichnen (Thränhardt 2005).[3]

Gleichwohl werden nicht allen MigrantInnen dieselben Arten von 'Defiziten' zugeschrieben; es ist daher wichtig, die sozialen Trennlinien *innerhalb* der MigrantInnen hervorzuheben, die eine Vielschichtigkeit in der Repräsentation von MigrantInnen hervorrufen. So haben Helma Lutz und Christine Huth-Hildebrandt (1998) gezeigt, dass Migrantinnen im deutschen akademischen Diskurs nicht nur gegenüber der Aufnahmegesellschaft, sondern auch gegenüber ihren jeweiligen männlichen Landsleuten als 'hilflos' dargestellt werden. Dies entsprach einem breiteren Trend in der Gender- und Migrationsforschung seit den Achtzigerjahren, die die Überschneidung sozialer Ungleichheiten aufgrund von Gender, Ethnizität/'race' und Klasse zum Thema der Theoriebildung gemacht hat (Anthias/Yuval-Davis 1983).[4]

---

3 Thränhardt (2005) betont zudem das Potenzial von MigrantInnen, zur ökonomischen und sozialen Entwicklung in den Herkunfts- und Aufenthaltsländern beizutragen, dass für alle Beteiligten eine 'Win-Win-Situation' schaffe. Damit unterstützt er einen neuen Forschungsansatz – 'Entwicklung durch Migration', bei dem es sich um eines der viel versprechenden Argumente in der sogenannten 'Entwicklungs-Migrations-Debatte' handelt. Für kritische Auseinandersetzungen mit dieser Debatte vgl. Castles/Delgado Wisc (2008), Faist (2008), Schwenken (2008).

4 Obwohl sie das Wort intersectionality in ihrem Artikel nicht verwendeten, haben Anthias/Yuval-Davis (1983) bereits in den frühen Achtzigerjahren eine 'intersektionale' Perspektive eingenommen.

Zum einen werden Forschungen aus einer Gender-Perspektive im Rahmen des neueren Backlash gegen den Feminismus offen zurückgewiesen. Ihre jahrzehntelange Arbeit wird schlicht als 'nicht wissenschaftlich' abgetan und auf einen bloßen 'politische[n] [...] Impuls' zurückgeführt (Kolb 2006: 160). Dieses Argument basiert auf der *naiven* Annahme, dass Wissenschaft objektiv und wir WissenschaftlerInnen bei der Produktion von Wissen neutral seien. Der jeweilige Standpunkt der WissenschaftlerInnen wird dabei nicht hinterfragt – gerade dieser hat jedoch eine profunde Wirkung auf die Art des produzierten Wissens, wie in epistemologischen Debatten weithin diskutiert wird (vgl. Harding 1991). Das kritische feministische Engagement in der Migrationsforschung reflektiert die Repräsentation marginalisierter Gruppen ebenso wie seine eigene Positionierung und Einbeziehung in die Machtverhältnisse.

Zum anderen haben einige feministische MigrationsforscherInnen in letzter Zeit ihre eigenen wissenschaftlichen Bemühungen kritisch betrachtet und dabei eine bestimmte Unausgewogenheit aufgezeigt: eine Konzentration auf ökonomische und familiäre Imperative in der Arbeitsmigration von Frauen, die deren individuelle und karrierebezogene Aspirationen größtenteils ausblendet (Raghuram 2008). Darüber hinaus haben sie sich weitgehend auf den als gering qualifiziert gekennzeichneten Sektor konzentriert (z.B. Haushaltsarbeit), in dem überproportional viele Frauen beschäftigt sind (Kofman/Raghuram 2005; Raghuram 2008). In diesem Zusammenhang sprechen Kofman/Raghuram (2005) von der 'paradigmatischen Trennung' zwischen 'qualifizierter' und 'niedrigqualifizierter' Migration in der Forschung.

Die regulatorischen Rahmenbedingungen der Programme 'Haushaltshilfen' bzw. 'Green Card'

Die Polizeirazzia von 2001 und die darauf folgende intensive Debatte haben dazu beigetragen, die Verabschiedung des Programms zur Vermittlung von MigrantInnen als 'Haushaltshilfen' (§ 4 Abs. 9a ASAV) zu beschleunigen, das im Februar 2002 in Kraft trat. Diese Regelung wurde als Ausnahme und Maßnahme mit temporärem Charakter betrachtet: Als Ausnahme von dem seit dem Ende der *Gastarbeiter*-Politik offiziell geltenden Anwerbestopp; zugleich hielt man es aber damals auch für eine temporäre Maßnahme bis zum geplanten Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes zehn Monate später. Das Gesetz trat jedoch erst mit zweijähriger Verspätung in Kraft (Januar 2005), was bis heute die allgemeine Rechtsgrundlage dafür bildet, nicht deutschen Staatsangehörigen einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu gewähren. Dies gilt auch für HaushaltsarbeiterInnen; im Er-

gebnis hat dies dazu geführt, dass ein legaler Ausnahmekanal für den *Import* von Arbeitskraft (§ 4 Abs. 9a ASAV)[5] und formelle Beschäftigungsverhältnisse (§ 21 BeschV) im Haushaltssektor (wieder-)geöffnet wurde.[6] Wohlgemerkt darf nicht jeder Haushalt innerhalb dieses Programms MigrantInnen als 'Haushaltshilfe' einstellen: Dies gilt nur für Haushalte mit älteren und behinderten Menschen, die im Sinne des Pflegeversicherungsgesetzes als pflegebedürftig anerkannt sind. Anfänglich war dieses Programm an die damaligen fünf EU-Beitrittskandidaten Polen, Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn gerichtet; 2005 wurde es um zwei weitere mitteleuropäische Länder erweitert.[7] Die Beschränkung auf MOE-Staaten ergibt sich aus der Personenfreizügigkeit – *nicht* jedoch ArbeitnehmerInnenfreizügigkeit im Fall Deutschlands (und Österreichs) –, die den BürgerInnen der damaligen Beitrittsländer im Rahmen der jeweiligen bilateralen Abkommen nach und nach gewährt wurde. Die de facto zirkuläre Arbeitsmigration in Europa nach dem Mauerfall hatte dies bereits erleichtert (Morokvasic 2003).

Das Programm führte jedoch zu überraschend wenigen Einstellungen – 2002 waren es nur 1.281. Diese Zahl ist seither nur leicht angestiegen: in den Jahren 2005, 2006 und 2007 waren es jeweils 1.667, 2.241 bzw. 3.032.[8] Wie kommen diese geringen Zahlen trotz einer großen Nachfrage nach Arbeitskraft zustande? Zu den Gründen dafür gehören die komplizierten, langwierigen bürokratischen Verfahren, das Verlangen der ArbeitgeberInnen nach flexiblen, rund um die Uhr verfügbaren de-facto-Pflegekräften[9] und das Verbot, Pflegetätigkeiten zu leisten (Kontos/Shinozaki 2009; Lutz 2008). Unter den vermittelten HaushaltsarbeiterInnen sind Frauen aus allen Herkunftsländern überrepräsentiert, mit Anteilen von 94 bis 100%. Unter den offiziell angeworbenen Haushaltsarbeiterinnen kommt die eindeutige Mehrheit aus Polen, die konstant mehr als drei Viertel von ihnen stellt.

Es ist vielfach kommentiert worden, dass die Zahl der offiziellen Einstellungen nur die Spitze des Eisbergs ist und nicht das tatsächliche Ausmaß widerspiegelt, in dem Haushalts- und Pflegekräfte eingestellt werden (Lutz 2007b, 2008; Rerrich 2006; Schupp 2002; Shinozaki 2004). Autobiographische Berichte (Anonymus 2007), diverse Medienberichte seit der Polizeirazzia von 2001 sowie die wissen-

5 Korrespondenz mit der Bundesagentur für Arbeit (BA), 4.4.2008.

6 BAMF (2008).

7 Bulgarien und Rumänien.

8 Korrespondenz mit der BA, 4.4.2008.

9 Was gegen das Gesetz verstößt, das vergleichbare Arbeitsbedingungen wie die von deutschen ArbeitnehmerInnen garantiert, u.a. eine 38,5-Stundenwoche.

schaftliche Forschung (vgl. Lutz 2008) zeigen deutlich, dass Altenpflege von Migrantinnen – primär, jedoch nicht ausschließlich aus MOE-Ländern – geleistet wird. Das viel diskutierte Anwerbeprogramm stellte sich dabei als *nur einer von verschiedenen Kanälen* für reproduktive Arbeitsmigration heraus. Selbstständigkeit in EU-Mitgliedsstaaten stellt einen anderen solchen Kanal dar, über den Arbeitsmigration in den Pflegesektor ermöglicht wird. Obwohl dies – anders als das oben diskutierte Anwerbeprogramm für 'Haushaltshilfen' – nie öffentlich gefördert wurde, haben private Agenturen in großem Maßstab osteuropäische Pflegekräfte vermittelt, die auf selbstständiger Basis Pflegearbeit leisten (Kastner 2008; Lutz 2008). Die Selbstständigkeitsregelung haben auch individuelle Osteuropäerinnen als Möglichkeit entdeckt, aus der Illegalität herauszutreten und sich ohne Vermittlung einer Agentur als selbstständige Pflege- und Haushaltsarbeiterinnen zu etablieren (Kontos/Sacaliuc 2008). Dennoch urteilte ein Gericht kürzlich, dass von MigrantInnen auf Basis einer Selbstständigkeit erbrachte Pflegearbeit illegal ist. Diese Entscheidung wird wahrscheinlich weitreichende Folgen für tausende deutsche Haushalte haben (Kastner 2008). Neben diesen Formen der Arbeitsmigration leisten MigrantInnen aus MOE auch undeklarierte Pflegearbeit. Einige MigrantInnen *teilen* sich in einem dreimonatigen Rotationssystem einen Arbeitgeber mit Bekannten aus dem Herkunftsland, während andere den visumsfreien Aufenthalt überziehen (Cyrus 2000a, 2008; Irek 1998; Morokvasic 1994).

Das 'Green-Card'-Programm ermöglichte es 'hochqualifizierten' SpezialistInnen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologie, in Deutschland zu leben und zu arbeiten (IT-AV bzw. IT-ArGV). Ähnlich wie das Programm für 'Haushaltshilfen' wurde die 'Green Card' als kurzfristige Maßnahme zwischen August 2001 und Dezember 2004 eingeführt, um einem akuten Arbeitskräftemangel zu begegnen. Während Berufsverbände des Pflegebereichs von Anfang an stark gegen die Anwerbung von Pflegekräften opponierten (Hielscher 2001), da sie angeblich die Löhne drückten und die Professionalität der Pflegearbeit beeinträchtigten (Lutz 2008), war es gerade die Kritik der IKT-Branche an der protektionistischen Haltung des deutschen Staates, die eine Schlüsselrolle bei der Realisierung der 'Green Card' spielte (Kolb 2004). Anders als bei der Vermittlung der 'Haushaltshilfen' spezifizierte das 'Green-Card'-Programm keine Herkunftsländer und liberalisierte daher globaler die Mobilität, über den EU-Erweiterungsprozess hinaus. Das Programm wurde beendet, als das Zuwanderungsgesetz in Kraft trat. IKT-Kräfte können nach den neuen Regelungen (§ 18 AufenthG i.V.m. § 27 Nr.1 BeschV) weiterhin befristet eingestellt werden. Mit dem Zuwanderungsgesetz artikulierte Deutschland eine

selektive Einwanderungspolitik, die 'hochqualifizierte' Kräfte in Professionen über den IKT-Sektor hinaus positiv diskriminiert (BAMF 2008). Im Folgenden konzentriere ich mich jedoch hauptsächlich auf die 'Green Card'.

Das 'Green-Card'-Programm zog nicht so viele ausländische Fachkräfte an wie erhofft. 4.341 Arbeitserlaubnisse wurden im ersten Jahr (von August bis Dezember 2000) zugesichert; ein Jahr später erreichte die Zahl mit 6.409 ihren Höchststand. Im folgenden Jahr fiel die Zahl der zugesicherten Arbeitserlaubnisse auf 2.623 und ging in den Jahren 2003 und 2004 weiter zurück (auf 2.285 bzw. 2.273) (BAMF 2006: 91). Aufgrund dessen wurde das 'Green-Card'-Programm oft als 'gescheitert' etikettiert; einige sind jedoch der Ansicht, dass es für kleine und mittlere Unternehmen (KMU) durchaus als wichtiges Instrument fungierte, um rasch ausländische IT-SpezialistInnen neu einstellen zu können (Kolb 2004). Anders als große Global Player, die ExpertInnen aus dem Ausland innerhalb des eigenen Unternehmens versetzen können, verfügen KMU über keine solche interne Struktur, um sich an die sich rasch verändernde Nachfrage nach Fachkräften anzupassen. Im Gegensatz zu dem weitgehend feminisierten Sektor der Haushaltsarbeit (bei der es sich faktisch um Pflegearbeit handelt), ist der IKT-Sektor eindeutig ein männlich dominierter. In dem Zeitraum von fünf Jahren wurden nur 12% aller Arbeitserlaubnisse für Frauen ausgestellt (2.158 absolut). Zu erwähnen ist jedoch, dass der Anteil weiblicher IKT-Fachkräfte für verschiedene Entsendeländer beträchtlich variierte, wobei Bulgarien den höchsten Frauenanteil aufwies (20,5%), Pakistan den geringsten (2,1%).[10] Innerhalb der gesamten fünf Jahre entsandte Indien kumulativ die meisten weiblichen und männlichen Fachkräfte nach Deutschland (433 bzw. 5.307). Ein bestimmtes Geschlecht ist in den beiden hier verglichenen Anwerbeprogrammen keine Bewerbungsvoraussetzung; dennoch wird jedes der beiden Programme überproportional von einem Geschlecht dominiert. Die Sektoren werden jeweils von Anforderungsprofilen reguliert, die auf geschlechts-, ethnizitäts- und klassenspezifisch konstruierten Annahmen basieren.

10 Eigene Berechnung anhand von Angaben der BA (2004). Hinweis: Die vorhandenen Statistiken weisen nicht alle Länder einzeln aus.

Die unterschiedliche Bewertung von Qualifikationsniveaus und das Familienleben

Der Staat spielte nicht nur bei dem Versuch, den Einstrom von Arbeitskraft in das Land zu regulieren, eine bedeutende Rolle, sondern auch bei den unterschiedlichen Definitionen von Qualifikationsniveaus von 'Haushaltshilfen' und 'IKT-Fachkräften'. Was das ganze Anwerbeprogramm für 'Haushaltshilfen' überhaupt erst in Gang brachte, war der Hilferuf der ArbeitgeberInnen-Familien nach bezahlbaren Pflegekräften aus dem Ausland. Während des Gesetzgebungsprozesses wurde der Begriff 'Pflegekräfte' jedoch durch 'Haushaltshilfen' ersetzt – trotz der Tatsache, dass nur Haushalte mit Pflegebedürftigen die notwendigen Voraussetzungen erfüllen: Paradoxerweise dürfen von solchen Haushalten angeworbene MigrantInnen lediglich Haushaltsarbeit leisten, nicht jedoch Pflegearbeit. Laut der Bundesagentur für Arbeit (BA) sind '[b]erufliche, sprachliche und sonstige Qualifikationen [...] nicht Bedingung für die Zulassung als Haushaltshilfe. Sie können jedoch von Vorteil sein, wenn sie von den Arbeitgebern erwünscht werden' (BA 2007: 4). Somit werden den 'Haushaltshilfen' keinerlei professionelle oder sprachliche Fähigkeiten abverlangt. Diese Nicht-Anforderungen verdecken jedoch die Tatsache, dass diese MigrantInnen kommunikative und andere tätigkeitsbezogene Fähigkeiten haben müssen, um mit älteren oder behinderten Menschen zumindest umgehen zu können, selbst wenn sie sie nicht pflegen. Somit wird die von MigrantInnen erbrachte Haushaltsarbeit – bei der es sich nicht selten um Pflegearbeit handelt – per Gesetz als 'unqualifiziert' definiert.

Das so diktierte niedrige Qualifikationsniveau fällt nicht zufällig mit der Überrepräsentation von Frauen in diesem Sektor zusammen. Der Ausdruck 'Haushalts*hilfen*', der in juristischen Texten und Broschüren des Vermittlungsprogramms auftaucht, ist exemplarisch für die Annahme des Staates, dass es sich bei dieser Arbeit nicht um wirkliche Arbeit handele (Morokvasic 2007). Obwohl die Haushaltsarbeiterinnen eine Arbeitserlaubnis benötigen, gilt ihre Tätigkeit offiziell nicht als 'Arbeit'. Dies zeigt deutlich, dass die ausländischen de-facto-Pflegekräfte lediglich qua Geschlecht und Ethnizität als *natürlich* zugeschriebene Eigenschaften besitzen sollen, ohne jegliche formelle Ausbildung und Qualifikationen.

Im Gegensatz zu den 'Haushaltshilfen', an deren Qualifikation keinerlei Anforderungen gestellt werden, ist eine akademische Ausbildung für 'Green-Card'-InhaberInnen von entscheidender Bedeutung. Sie mussten entweder nachweisen, einen einschlägigen Hochschulabschluss zu besitzen, etwa in Informatik, oder ein Jahresgehalt von 51.000 Euro brutto pro Jahr zu verdienen. Interessanter-

weise zeigt eine im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit durchgeführte Studie (Venema 2004), dass das letztere Kriterium nur auf 9,1% der 514 von ihm befragten 'Green-Card'-InhaberInnen zutrifft (Venema 2004: 23). Trotzdem steht das Gehaltsniveau, das von IKT-Kräften erwartet wurde, im krassen Gegensatz zu dem der de-facto-Pflegekräfte, deren Mindestbruttogehalt bei 13.200 bis 15.600 Euro liegt.[11] Selbst im internationalen Vergleich ist das von der deutschen Regelung vorausgesetzte Gehalt für ausländische IKT-Kräfte sehr hoch – im britischen 'Highly Skilled Migrant Programme' liegt es z.B. zwischen 4.400 und 50.000 Euro, je nach dem vorherigen Aufenthaltsland der BewerberInnen.[12] Somit werden die im IKT-Sektor verlangten Fähigkeiten auf zweierlei Weise definiert: entweder als durch tertiäre Bildung in Natur- und Ingenieurwissenschaften *erworben* oder aber durch ein sehr hohes Einkommensniveau kompensiert. Die Zahl der Frauen in männlich dominierten Disziplinen mag zunehmen. Aber die Tatsache, dass Frauen insgesamt ein geringeres Einkommen haben, kann sich dahingehend auswirken, dass potenzielle weibliche Fachkräfte aus dem Ausland von vornherein von den Migrationsströmen der 'Hochqualifizierten' ausgeschlossen bleiben – insbesondere angesichts der noch höheren Einkommensanforderung, die die neue deutsche Regelung für SpezialistInnen vorsieht.

ArbeitsmigrantInnen, ob es sich um Haushalts- oder IKT-Kräfte handelt, sind gleichzeitig soziale Wesen – die Familie bildet hier ein wichtiges Setting. Offiziell haben ausländische 'Haushaltshilfen' vergleichbare Rechte wie ihre deutschen KollegInnen. Wie aber steht es um Mutterschutz, Elternzeit oder Freistellung bei Erkrankung eines Familienmitglieds? Sind diese Rechte, die ihnen angeblich zustehen, in der Praxis einforderbar? Darüber hinaus besteht an 'Haushaltshilfen' oftmals eine hohe Erwartung, im Haushalt der von ihnen betreuten Person zu arbeiten und zu *wohnen* (Lutz 2008). Die rund um die Uhr gegebene Verfügbarkeit in einer 'Live-in' Situation erschwert ihnen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, ganz zu schweigen von der Möglichkeit, sich mit Familienangehörigen oder FreundInnen zu umgeben. Diese Arbeits- und Lebensbedingungen haben unter Pflege- und Haushaltsarbeiterinnen in Deutschland (Lutz 2007b; Rerrich 2006; Shinozaki 2003) und darüber hinaus (Hondagneu-Sotelo/Avila 1997; Parreñas 2001) zur Entstehung transnationaler Familien geführt.

---

11 Korrespondenz mit der BA, 4.4.2008.

12 http://www.skillclear.co.uk/hsmp-highly-skilled-migrant-programme-further-information.asp#earnings, Abgerufen am 11.6.2008.

'Green-Card'-InhaberInnen konnten hingegen ihre Familien mitbringen. Die Studie von Venema (2004) beleuchtet die sozialen Beziehungen und das Umfeld von 'Green-Card'-MigrantInnen – und kompensiert so das überraschende Fehlen von Angaben zu deren Familienstand in den offiziellen Statistiken. Seine Stichprobe bestand überwiegend aus Männern (85,2%) relativ jungen Alters (27,4% waren unter 27, 28,2% zwischen 28 und 30; Venema 2004: 14). Ca. 70% gaben an, verheiratet zu sein oder in einer festen Beziehung zu leben (61,1% bzw. 6,2%; ebd.: 16). Die Paare leben dazu meist zusammen (90,2%; ebd.: 17). Bei der überwiegenden Mehrheit derer, die Kinder haben, leben diese im Haushalt (92,6%; ebd.: 20). Es besteht also für die meisten 'Green-Card'-InhaberInnen kein Hindernis für das Zusammenleben mit der Familie, was am relativ jungen Durchschnittsalter der Kinder liegt (Venema 2004) – sowie vermutlich auch an deren relativ guten Arbeitsbedingungen (z.B. hohes Einkommensniveau, keine Schichtarbeit) und der Tatsache, dass die (überwiegend weiblichen) EhepartnerInnen zuhause bleiben, um die Kinder zu betreuen. Tatsächlich beklagen einige der Befragten, dass ihre ebenfalls 'hochqualifizierten' PartnerInnen Schwierigkeiten haben, eine Arbeitserlaubnis zu erhalten (ebd.: 94). Dies scheint einerseits das Phänomen zu bestätigen, dass die Qualifikationen 'mitreisender Ehefrauen (trailing wives)' durch deren fehlende Nutzung entwertet werden ('deskilling'), was Man (2004) in Kanada sowie Yeoh/Willis (2005) in China beobachtet haben. Andererseits leben interessanterweise bei denen, die nicht mit ihren PartnerInnen in einem Haushalt wohnen, die PartnerInnen zu zwei Dritteln ebenfalls in Deutschland (ebd.: 17); dies könnte auf Doppelkarrierepaare hindeuten (in einigen Fällen besaßen beide PartnerInnen eine 'Green-Card'; ebd.: 94). Wenn wir den IKT-Beruf in Zusammenhang mit dem familiären Umfeld der Beschäftigten betrachten, lässt sich erkennen, dass die Geschlechterordnung den Karriereweg beeinflusst (Raghuram 2004). Die oben zitierte Studie von Venema deutet auch darauf hin, dass die geographische Hyper-Mobilität und die Flexibilität, die den IKT-Sektor kennzeichnen, die Berufsaussichten von IKT-Spezialistinnen bzw. Ehepartnerinnen von 'Green-Card'-Inhabern einschränken können, insbesondere wenn sie Kinder haben.

Schlussfolgerungen

Ziel dieses Artikels war es, die durch eine Gegenüberstellung der Programme 'Green Card' und 'Haushaltshilfen' einen Beitrag zur Überwindung der 'paradigmatischen Trennung' zwischen 'hoch-' und 'niedrigqualifizierten' Migrationen zu leisten. Die Analyse hob die sehr verschiedenen Rahmenbedingungen dieser

beiden Programme hervor, die trotz einiger Gemeinsamkeiten bestehen – so etwa der temporäre Charakter der Arbeitsmigration (genauer gesagt: der Versuch des deutschen Staates, diesen sicherzustellen), die Flexibilität und die Funktion der MigrantInnen zur Kompensation eines Arbeitskraftdefizits. Obwohl Geschlecht in beiden Anwerbeprogrammen kein explizites Kriterium ist, wurde Gender – ebenso wie der Aspekt Klasse – dennoch so instrumentalisiert, dass es zur Entstehung des einerseits von weiblichen Migrantinnen dominierten Sektors 'Haushaltsarbeit' (bei dem es sich de facto um Pflegearbeit handelt) sowie andererseits des männlich dominierten IKT-Sektors beitrug. Anders formuliert: Die Art, wie Qualifikationsniveaus innerhalb der Migrationspolitik in Bezug auf IKT- und Haushaltskräfte definiert und konstruiert werden, sind unauflöslich mit Gender und Klassenstatus verflochten.

Es hätte den Rahmen dieses Artikels gesprengt, die Analyse auch auf die subjektiven Erfahrungen der beiden MigrantInnengruppen auszudehnen. Eine solche Erweiterung wäre freilich hochinteressant; insbesondere würde sie dazu beitragen, die eigene Handlungsfähigkeit von MigrantInnen sichtbar zu machen. Die Erforschung von Migrantinnen in männlich dominierten Sektoren wie IKT (vgl. Raghuram 2004) sowie von Migranten in weiblich dominierten wie Haushaltsarbeit und Pflege (vgl. Kilkey 2008; Shinozaki 2005) scheint zudem Fragen anderer Art aufzuwerfen. Die 'feminising imperatives' – um Parvati Raghurams (2008) Formulierung zu benutzen – in der Gender- und Migrationsforschung zu transzendieren, ist ein innovativer Ansatz, um unser Wissen über Migration noch zu erweitern. Die gleichzeitige Berücksichtigung der Aufenthalts- und Herkunftsländer könnte uns schließlich dazu veranlassen, die beiden Migrationsströme stärker aus einer transnationalen Perspektive und in ihrem Zusammenhang mit regionalen Entwicklungen zu betrachten.

Literatur

Ackers, Louise (2005): 'Moving People and Knowledge: Scientific Mobility in the European Union', International Migration, 43 (5): S. 99-131.

Anonymus (2007): Wohin mit Vater? Ein Sohn verzweifelt am Pflegesystem. Frankfurt a. M.: Fischer.

Anthias, Floya und Nira Yuval-Davis (1983): 'Contextualizing Feminism: Ethnic, Gender and Class Divisions', Feminist Review 15: S. 62-75.

BA (2007): Merkblatt zur Vermittlung von Haushaltshilfen in Haushalte mit Pflegebedürftigen nach Deutschland. Hinweise für Arbeitgeber.

BA (2004): Statistik über die Zusicherung/Ablehnung von Arbeitserlaubnissen für ausländische IT-Fachkräfte.

BAMF (2008): Migrationsbericht 2007, Nürnberg.

BAMF (2006): Migrationsbericht 2005, Nürnberg.

Castles, Stephen und Raúl Delgado Wise (2008): 'Introduction', In: S. Castles und R. Delgado Wise (Hg.) Migration and Development: Perspectives from the South, Geneva: International Organization for Migration, S. 3-13.

Cyrus, Norbert (2000a): 'Mobile Migrationsmuster. Zuwanderung aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland', Berliner Debatte Initial 11 (5-6): S. 95-103.

– (2008): 'Managing a Mobile Life: Changing Attitudes among Illegally Employed Polish Household Workers in Berlin', In: S. Metz-Göckel, M. Morokvasic und A. S. Münst (Hg.) Migration and Mobility in an Enlarged Europe. A Gender Perspective, Opladen: Barbara Budrich, S. 179-202.

Erel, Umut (2003): 'Skilled Migrant Women and Citizenship', In: M. Morokvasic-Müller, U. Erel und K. Shinozaki (Hg.) Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. I Gender on the Move, Opladen: Leske und Budrich, S. 261-283.

Faist, Thomas (2008): 'Migrants as Transnational Development Agents: An Inquiry into the Newest Round of the Migration-Development Nexus', Population, Space and Place 14: S. 21-42.

Findlay, Allan et al. (2006): 'Ever Reluctant Europeans', European Urban and Regional Studies, 13 (4): S. 291-318.

Frankfurter Allgemeine Zeitung (2008): „Marokkaner im Ausland als '17. Region'", 10.2.2008.

Gaserow, Vera (2001): 'Kaum Kritik an neuer Green Card', Frankfurter Rundschau, 29.12.2001, S. 4.

Harding, Sandra (1991): Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives. Ithaca: Cornell University Press.

Hielscher, Almut (2001): 'Pflegenotstand. 'Green Card' für Polinnen?' Der Spiegel 37: S. 50-52.

Hondagneu-Sotelo, Pierrette und Ernestine Avila (1997): „'I'm Here, but I'm There' The Meanings of Latina Transnational Motherhood", Gender & Society, 11 (5): S. 548-571.

Irek, Malgorzata (1998): Der Schmugglerzug. Warschau-Berlin-Warschau. Berlin: Das Arabische Buch.

Kastner, Bernd (2008): 'Tausende Pflegehilfen arbeiten illegal', Süddeutsche Zeitung, 11.11.2008. http://www.sueddeutsche.de/muenchen/533/318406/text/(1.3.2009).

Kilkey, Majella (2008): 'Connecting Men in the Relationship between Globalisation, Migration and Social Reproduction: the Migrant Handyman Phenomenon', The European Social Science History Conference, Male Domestic Workers: Past and Present in Comparative Perspective, 1.3.2008, Lisbon.

Kofman, Eleonore (2000): 'The Invisibility of Skilled Female Migrants and Gender Relations in Studies of Skilled Migration in Europe', International Journal of Population Geography 6: S. 45-59.

Kofman, Eleonore und Parvati Raghuram (2005): 'Gender and Skilled Migrants: into and beyond the Work Place', Geoforum 36: S. 149-145.

Kolb, Holger (2004): Einwanderungspolitik zwischen wohlverstandenem Eigeninteresse und symbolischer Politik. Das Beispiel der deutschen 'Green Card'. Münster: Lit Verlag.

– (2006): 'Internationale Mobilität von Hochqualifizierten – (k)ein Thema für die Migrationsforschung', In: F. Swiaczny und S. Haug (Hg.) Neue Zuwanderergruppen in Deutschland, Materialien zur Bevölkerungswissenschaft, Heft 118, Wiesbaden: S. 159-174.

Kontos Maria und Ana Violeta Sacaliuc (2008): New Female Migrants: Biographical Processes, Integration Strategies and Social Policies. The German Case. Report WP6, unveröffentlichtes Manuskript.

Kontos Maria und Kyoko Shinozaki (2009 im erscheinen): 'Integration of New Female Migrants in the German Labour Market and Society', In: K. Slany und M. Kontos (Hg.) The New Female Migrants in European Societies – A State of the Art, Krakow: WUJ Publishing.

Lutz, Helma (2007a): „'Die 24-Stunden Polin.' Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen", In: C. Klinger, G. A. Knapp und B. Sauer (Hg.) Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 210-234.

– (2007b): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Münster, Opladen: Barbara Budrich.

– (2009 im erscheinen): 'Who cares? Migrantinnen in der Pflegearbeit in deutschen Privathaushalten', In: C. Larsen, S. Heid, und A. Joost (Hg.) Illegale Beschäftigung in Europa. Die Situation in Privathaushalten älterer Menschen. München/Mehring: Rainer Hampp Verlag.

Lutz, Helma und Christine Huth-Hildebrandt (1998): 'Geschlecht im Migrationsdiskurs. Neue Gedanken über ein altes Thema', Das Argument 224: S. 159-173.

Man, Guida (2004): 'Gender, Work and Migration: Deskilling Chinese Immigrant Women in Canada', Women's Studies International Forum 27 (2): S. 135-148.

Mansoor, Ali und Bryce Quillin (2006): Migration and Remittances: Eastern Europe and the Former Soviet Union. Washington DC: The World Bank.

Morokvasic, Mirjana (2007): 'Migration, Gender and Empowerment', In: I. Lenz, C. Ullrich und B. Fersch (Hg.) Gender Orders Unbound? Globalization, Restructuring and Reciprocity, Opladen: Barbara Budrich, S. 9-37.

– (2003): 'Transnational Mobility and Gender. A View from Post-Wall Europe', In: M. Morokvasic-Müller, U. Erel und K. Shinozaki (Hg.) Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. I Gender on the Move, Opladen: Leske und Budrich, S. 101-133.

– (1994): 'Pendeln statt auswandern. Das Beispiel der Polen', In: M. Morokvasic und H. Rudolph (Hg.) Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin: Sigma, S. 166-87.

OECD (2002): International Mobility of the Highly Skilled, Paris: OECD.

Parreñas, Rhacel Salazar (2001): Servants of Globalization: Women, Migration and Domestic Work. Stanford, CA: Stanford University Press.

Ratha, Dilip (2003): „'Workers' Remittances. An Important and Stable Source of External Development Finance", In: World Bank, Global Development Finance, Washington D. C., S. 157-175. http://siteresources.worldbank.org/INTRGDF/Resources/GDF2003-Chapter7.pdf (17.3.2009).

Raghuram, Parvati (2008): 'Migrant Women in Male-Dominated Sectors of the Labour Market: A Research Agenda', Population, Space and Place, 14: S. 43-57.

– (2004): 'Migration. Gender and the IT Sector: Intersecting Debates', Women's Studies International Forum 27: S. 163-176.

Rerrich, Maria S. (2006): Die ganze Welt zu Hause. Cosmobile Putzfrauen in privaten Haushalten. Hamburg: Hamburger Edition.

Rodriquez, Robyn M, (2002): 'Migrant Heroes: Nationalism, Citizenship and the Politics of Filipino Migrant Labor', Citizenship Studies 3 (3): S. 341-356.

Salt, John (1997): International Movements of the Highly Skilled, Occasional Paper 3. Paris: OECD.

Morrison Andrew R., Maurice Schiff und Mirja Sjoblom (2007): The International Migration of Women. Basingstoke: Palgrave Macmillan & World Bank.

Schupp, Jürgen (2002): 'Quantitative Verbreiterung von Erwerbstätigkeit in privaten Haushalten Deutschlands', In: C. Gather, B. Geissler und M. S. Rerrich (Hg.) Weltmarkt Privathaushalt: Bezahlte Hausarbeit im globalen Wandel, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 50-70.

Schwenken, Helen (2008): 'Beautiful Victims and Sacrificing Heroines: Exploring the Role of Gender Knowledge in Migration Policies', Signs, 33 (4): S. 770-776.

Shinozaki, Kyoko (2005): 'Making Sense of Contradictions: Examining Negotiation Strategies of 'Contradictory Class Mobility' in Filipina/Filipino Domestic Workers in Germany', In: T. Geisen (Hg.) Arbeitsmigration. WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft, Frankfurt a. M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation, S. 259-279.

– (2004): Negotiating Citizenship in Transnational Migration: The Case of Filipina and Filipino Migrant Domestic Workers in Germany, a Ph.D. Dissertation Submitted to Ochanomizu University, Tokyo, Japan.

– (2003): 'Geschlechterverhältnisse in der transnationalen Elternschaft: Das Beispiel philippinischer HausarbeiterInnen in Deutschland', Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 62: S. 67-85.

Thränhardt, Dietrich (2005) 'Entwicklung durch Migration: ein neuer Forschungsansatz', Aus Politik und Zeitgeschichte, 27: S. 3-11.

UNFPA (2006): State of World Population 2006: A Passage to Hope. Women and International Migration, New York. http://www.unfpa.org/swp/2006/pdf/en_sowp06.pdf (24.9.2008).

Venema, Mathias (2004): 'Green Card' für ausländische IT-Fachkräfte. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit, Offenbach.

World Bank (2006): 'The Potential Gains form International Migration', Global Economic Prospects, Washington D. C., S. 25-55.

Yeoh, Brenda S. A. und Shirlena Huang (2000): „'Home' and 'Away': Foreign Domestic Workers and Negotiations of Diasporic Identity in Singapore", Women's Studies International Forum, 23 (4): S. 413-429.

Yeoh, Brenda S. A. und Katie Willis (2005): 'Singaporeans in China: Transnational Women Elites and the Negotiation of Gendered Identities', Geoforum 36: S. 211-222.

II.
Identitäten in Bewegung

Ann Phoenix

Idealisierung emotionaler Bindung oder materielle Versorgung?
Transnationale Mutterschaft und Kettenmigration[1]

Einleitung

Die Familie ist heute symbolisch so mächtig, dass Gillis (2000: 2) davon spricht, dass Familien 'ihre eigenen Vorstellungswelten schaffen und leben' und dass 'eine wesentliche Dimension des Familienlebens heute als ein Traum erfahren wird (...) die Familie, von der wir glauben, dass wir sie haben könnten, wenn wir nur die Zeit und den Platz für sie hätten'. Die Familie kann daher als eine idealisierte Vorstellung betrachtet werden, die sich in Bewegung befindet – wie Familie erfahren wird, hängt davon ab, wie sie imaginiert wird. Es ist daher nicht überraschend, dass 'Die imaginierte Familie' auch als wichtiger Aspekt transnationaler Migration erkannt wurde – transnationale Familien halten gemeinsame Vorstellungswelten und Narrative der Zusammengehörigkeit durch Kontakte und Besuche in beide Richtungen (Yeoh et al. 2005) sowie durch 'virtuelle Intimität' (Wilding 2006) aufrecht. So sind sie in der Lage, durch gemeinsame Aktivitäten, Routinen und Institutionen eine Gleichzeitigkeit im Leben der Familienmitglieder zu generieren. Die Aufrechterhaltung dieser geographisch getrennten Gleichzeitigkeit erfordert Mühe, Ressourcen und Organisationsaufwand und ist emotional, kognitiv und finanziell kostspielig (Orellana et al. 2001). Transnationale Familien müssen daher Kreisläufe von Emotionen, materiellen Gütern und finanzieller Unterstützung aushandeln (Yeoh 2005). Wolf (2002: 257-258) hat den Begriff 'emotionale Transnationalität' geprägt, um die emotionalen Bindungen zu beschreiben, die trotz Migration und geographischer Trennung hervorgerufen werden.

---

1 Kettenmigration, die etwas unscharfe Übersetzung von 'serial migration', bezieht sich auf die sukzessive Migration von Mitgliedern einer Gemeinschaft innerhalb einer oder mehrerer Generationen.

Während die Kategorie Gender in der wachsenden Literatur über Transnationalität zuweilen völlig ignoriert wurde, entstehen inzwischen immer mehr Arbeiten, die die zentrale Bedeutung von Gender für transnationale Räume und Migration aufzeigen. Besonders augenfällig ist diese etwa, wenn Mütter über nationalstaatliche Grenzen hinweg migrieren, während ihre Kinder im Herkunftsland verbleiben (Hondagneu-Sotelo/Avila 2003; Lutz 2008; Parreñas 2005). In einer Studie über philippinische 'Kinder der Migration' hat Parreñas (2005) festgestellt, dass transnationale Mütter – im Gegensatz zu Vätern – sowohl vom philippinischen Staat als auch von Mitgliedern der philippinischen Gesellschaft in einer Weise missbilligt werden, die die Spannungen, die viele philippinische MigrantInnenfamilien bewältigen müssen, verschlimmert. Die Kinder, die in den Philippinen zurückblieben, während ihre Mütter und/oder Väter im Ausland arbeiteten, wussten die daraus resultierenden materiellen Vorteile durchaus zu schätzen und verstanden, warum ihre Eltern abwesend waren. Doch traurig waren sie besonders über die Abwesenheit ihrer Mütter. In einem gewissen Maße entspricht dies den Erwartungen, da Mütter – mit erwähnenswerten Ausnahmen, wie etwa in den skandinavischen Ländern – weiterhin als hauptverantwortlich für die Betreuung und Entwicklung der Kinder betrachtet werden (Azar 2008; Barrett 2006; Miller 2005). Daher machen Kinder, ebenso wie die Gesellschaft, mit größerer Wahrscheinlichkeit ihre Mütter als ihre Väter für ihr emotionales Wohlbefinden verantwortlich.

Der genderspezifisch konstruierte, praktische, ökonomische und organisatorische Aspekt sozialer Bindungen ist von zentraler Bedeutung für den Begriff *global care chains*, der von Rhacel Parreñas geprägt, jedoch von Hochschild (2000) popularisiert wurde. *Global care chains* demonstriert die Bedeutung von Intersektionalität für das gesellschaftliche Leben insofern, als Migrantinnen oft darauf angewiesen sind, dass andere Frauen sich um ihre Kinder und/oder andere Verwandte kümmern, und viele leisten in den jeweiligen Zielländern Betreuungsarbeit für andere, wohlhabendere Frauen (Lutz 2008; Yeates 2005).

Die in *global care chains* geleistete Arbeit dient sowohl zur Aufrechterhaltung emotionaler Bindungen und Beziehungen als auch dazu, verschiedene Familienmitglieder zu unterstützen. Allerdings verursachen sie auch Kosten – geographisch getrennte Gleichzeitigkeit kann ein Gefühl der Liminalität, Ambiguität, Offenheit und Unbestimmtheit der eigenen Identität hervorrufen, ein Gefühl 'zugleich hier und dort zu sein' (Hondagneu-Sotelo/Avila 2003). Mütter fühlen sich gegenüber den Frauen, die sich in den Herkunftsländern um ihre Kinder kümmern, oft moralisch dazu verpflichtet, das 'Geschenk der Gemeinschaftlichkeit' ökonomisch und anderweitig zurückzuzahlen (Carling 2008).

Mutterschaft ist immer relational – schließlich kann man nicht Mutter sein, ohne ein Kind zu haben. In den letzten Jahren ist aber auch der Frage, wie Kinder transnationale Mutterschaft erfahren, mehr Aufmerksamkeit zuteil geworden (Orellana et al. 2001; Parreñas 2005).

Dieses Kapitel stützt sich auf eine Studie über Kettenmigration, in der untersucht wird, wie Erwachsene, die in ihrer Kindheit KettenmigrantInnen waren, ihre Erfahrungen transnationaler Mutterschaft beschreiben. Es geht um die Frage, wie die Identitäten von Mutter und Kind nach einer Zeit transnationaler Trennung (re-)etabliert werden, und wie Erwachsene, die 'transnationale Kinder' gewesen sind, transnationale Mutterschaft und ihre eigenen Mütter beurteilen. Berücksichtigt werden dabei die sich daraus ergebenden Widersprüche, dass die ursprünglichen Zukunftsvorstellungen der Mütter für ihre Kinder (z.B. in Bezug auf Bildungs- und Berufsziele) mit den in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen sowie in Bezug auf die Identitätsverhandlungen der Gegenwart in Einklang gebracht werden müssen.

Zunächst beschreibt dieses Kapitel die zugrunde liegende Studie. Der Hauptteil beschäftigt sich dann mit der Erinnerung der (inzwischen erwachsenen) Kinder daran, wie es war, ihre Mütter nach einer Zeit transnationaler Trennung wiederzusehen, und was sie – wenn überhaupt – noch von der Zeit vor der Auswanderung ihrer Eltern (oder eines Elternteils) aus der Karibik wussten. Der Schlussteil befasst sich mit einer Mutter, die nach Großbritannien migrierte und später ihre Kinder nachholte; es geht um ihre (Re-)konstruktion dessen, was sie erreichen wollte, bevor sie ihre Kinder zu sich holte. Dieser Artikel erörtert die These, dass Erwachsene, die durch transnationale Migration von ihren Eltern getrennt waren, sich oft stärker auf ihre Mütter als auf ihre Väter konzentrieren, wenn sie über die Kettenmigration und deren Auswirkungen nachdenken. Sowohl die erwachsenen Kinder als auch die Mütter beschreiben die Kettenmigration als einen Versuch der Eltern, bestmöglich für ihre Kinder zu sorgen. Aus der Erwachsenenperspektive berichteten diese Kinder später jedoch, dass sie für ihre negativen Erfahrungen nicht angemessen entschädigt wurden, da sie nicht in der Lage waren, den künftigen Nutzen direkt zu antizipieren.

Die Studie

Die im Folgenden präsentierte Studie basiert auf Interviews mit 53 Erwachsenen (39 Frauen und 14 Männern), die aus der Karibik nach England ausgewandert sind, sowie zwei Müttern von Personen dieser Gruppe, die im Rahmen des For-

schungsprogramms 'Transforming Experience' [2] befragt wurden. Die Eltern der Frauen hatten die Karibik verlassen, als ihre Arbeitskraft in Großbritannien stark nachgefragt wurde (Bauer and Thompson 2006). Sie hofften, dort ein besseres Leben mit besseren Chancen für ihre Kinder führen zu können. Die damals zurückgebliebenen Kinder kannten viele andere Kinder, deren Eltern ebenfalls ins Ausland gegangen waren. Sie galten weder in ihren Geburtsländern noch in ihrem sozialen Umfeld als abnorm.

Seit der Zeit, in der ihre Eltern migrierten, hat sich die Einwanderungsgesetzgebung verändert, wodurch Migration aus der Karibik heute weit weniger verbreitet ist als früher. Die hier wiedergegebenen Erfahrungen unterscheiden sich daher von jenen in heutigen *global care chains*, in denen neue Kommunikationstechniken häufigere Kontakte ermöglichen und neue Möglichkeiten zur Gestaltung der Mutter-Kind-Beziehungen bieten (Hondagneu-Sotelo/Avila 2003; Lutz 2008; Parreñas 2005). Die Auswirkungen von Kettenmigration werden immer noch unzureichend verstanden (Arnold 2006); allerdings liegen aus Nordamerika Hinweise darauf vor, dass Kinder, die diese Erfahrung gemacht haben, zumindest bis zu einem gewissen Grad unglücklich sind, schwierige Beziehungen mit ihren Eltern haben und in der Schule Leistungsschwäche zeigen (Smith et al. 2004; Vickerman 2006).

Die Datenerhebung im Rahmen von 'Transforming Experience' ist noch nicht abgeschlossen, weshalb auch die Analysen vorläufigen Charakter haben. Dieser Artikel basiert hauptsächlich auf den Analysen von 17 Interviews mit erwachsenen Frauen und einem Interview mit einer Mutter, die bereits thematisch analysiert wurden.

Wiedervereinigung und Trennung: Die Aushandlung der Vergangenheit in der Gegenwart

Die Vorstellung, dass Mütter und Kinder von den ersten Lebensmonaten an eine starke, dauerhafte Bindung zueinander entwickeln sollten, ist seit dem Zweiten Weltkrieg allgemein verbreitet (Riley 1983). Bindung ist somit zu einem zentra-

2 ESRC Award Number: RES-051-27-0181. Die Interviews wurden von Ann Phoenix (Leiterin der Studie), den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen Elaine Bauer und Stephanie Davis-Gill (Institute of Education, University of London) sowie von Leandra Box (Race Equality Foundation) geführt. Die Forschung besteht aus drei Studien mit Erwachsenen, die als Kinder aus der Karibik emigriert waren, in Haushalten aufwuchsen, die (ethnisch) von der Mehrheitsgesellschaft differierten und als SprachvermittlerInnen für ihre Eltern fungierten.

len Topos in der sozialen Konstruktion des Familienlebens geworden, sowohl im akademischen als auch im populären Diskurs. So wird die frühkindliche Erfahrung als langfristig wirksam konstruiert und als entscheidend für die Entstehung von Bindungen betrachtet. Volkspsychologische Vorstellungen von Bindung suggerieren, dass bestimmte Bindungsmuster 'gesünder' seien als andere; dass sich hinter defizitärer sozialer Entwicklung und delinquentem Verhalten jeweils eine Geschichte der Trennung von Mutter und Kind verbirgt sowie dass Bindungsmuster von Generation zu Generation weitergegeben werden. Anhand einer sorgfältigen Durchsicht der Literatur gelangt Helen Barrett (2006) jedoch zu dem Schluss, dass diese populären Überzeugungen nicht durch empirische Forschung belegt sind und die Bindungstheorie Raum für Interpretation lässt. Tatsächlich gibt es inzwischen ein ganzes Forschungsfeld über Bindungsverhalten bei Erwachsenen, das in erster Linie nicht darauf Bezug nimmt, was in der Kindheit tatsächlich geschehen ist, sondern sich vielmehr darauf konzentriert, wie konsistent die Erzählungen von Erwachsenen über ihre Kindheitserfahrungen und die Beziehungen zu ihren Eltern sind (Main 2008).

Unabhängig von dem derzeit verfügbaren empirischen Material sind Diskurse über Bindungsverhalten von zentraler Bedeutung für die Konstruktion von Identität und Familie in Gesellschaften der westlichen und nördlichen Hemisphäre. Daher ist es auch wahrscheinlich, dass solche Vorstellungen in den Erzählungen von in Großbritannien lebenden Erwachsenen über ihre Kindheit auftauchen. Die Teilnehmerinnen unserer Studie betrachteten körperliche Zuneigung im Allgemeinen als gleichbedeutend mit Bindung und als Ausdruck einer richtigen Mutter-Kind-Beziehung. In den Erzählungen wurden Umarmungen und Küsse selbstverständlich als Zeichen von Wärme und Willkommensein gedeutet, das Fehlen körperlicher Zuneigung meist als Zeichen für das Fehlen einer engen Beziehung. Die Dauer der Trennung von den Eltern hat die Erzählungen der Erwachsenen über ihre Gefühle angesichts des Wiedersehens mit ihren Eltern in Großbritannien erwartungsgemäß stark beeinflusst. So war die Teilnehmerin Cheryl im Alter von acht bis neun Jahren ungefähr ein Jahr von ihrer Mutter getrennt. In ihrer Erzählung berichtet sie, dass sie sich damals bewusst war, dass ihre Mutter beschlossen hatte zu emigrieren, um ihnen ein besseres Leben zu ermöglichen, da ihr Vater im Jahr zuvor gestorben war. Cheryl hatte damit gerechnet, nach ungefähr sechs Monaten von ihrer Mutter nachgeholt zu werden. Zwar mochte sie die Freundin ihrer Mutter, bei der sie nach deren Abreise lebte, sehr; doch sie beschreibt auch, wie sie sich nach dem Verlust des Vaters ängstigte und sich Sorgen machte, dass ihrer Mutter etwas zustieße. Nach einer relativ kurzen Trennung – es handelte sich nicht um Jahre, sondern um Monate – war

sie überglücklich, wieder mit ihrer Mutter zusammen zu sein, auch wenn bei ihrer Ankunft niemand am Flughafen auf sie wartete.

> F: Also, es war deine Schwester, die dich abgeholt hat?
>
> Cheryl: Ja, meine Schwester hat mich abgeholt. Die Polizei hatte sie auf der Arbeit angerufen, und sie hat ihre Arbeit verlassen und ist gekommen und hat mich am Bahnhof abgeholt. Und, äh, sie hat beschlossen, es nicht meiner Mutter zu sagen – na ja, es ging nicht, damals gab es ja kein Telefon, man konnte nicht einfach auf der Arbeit anrufen oder so, man wartete einfach, bis die Leute nach Hause kamen. Also hat sie mich im Schrank versteckt, mmm, und ich konnte hören, wie meine Mutter reinkam, 'gibt's was Neues (...)' (lacht), und meine Schwester hat gesagt 'nein, Mama', na ja, tut mir leid, ich konnte das Spiel nicht mehr mitspielen, ich bin aus diesem Schrank gesprungen und meiner Mutter um den Hals gefallen, und weißt du, das war herrlich, das war wirklich herrlich!
>
> F: Entsprach die Realität deiner Erwartung von eurem Wiedersehen? War es so, wie du es dir vorgestellt hattest?
>
> Cheryl: Ja, ja, es war wirklich so.

Ganz im Gegensatz hierzu steht Marthas Fall. Ihr Vater hatte die Karibik verlassen, als ihre Mutter mit ihr schwanger war, ihre Mutter war ihm gefolgt, als Martha wenige Monate alt war. Sie selbst kam zu ihren Eltern, als sie sieben oder acht war, ohne diese jemals bewusst gekannt zu haben.

> F: Kannten sie dich, haben sie dich wieder erkannt?
>
> Martha: Sie haben mich von Fotos und so wieder erkannt, ich denke, ich habe sie auch wieder erkannt, aber sie waren trotzdem Fremde für mich, und so (...) (lange Pause) mmm (...) (Pause). Also, sie waren einfach, sie waren einfach fremd, wirklich (...) (sehr lange Pause). Ja, sie waren einfach Fremde, und ich denke (...) (Pause) und ich denke, weil ich einfach dieses (...) (Pause) dieses Kind bin, das da plötzlich vor ihnen auftauchte, sie haben es mir nicht gezeigt oder mich umarmt oder irgendwas. Da war nichts in der Richtung. Es war einfach nur 'Hallo', und damit hatte es sich.
>
> Q: War es bei deiner Cousine das Gleiche?
>
> Martha: Ja, die gleiche Art von Begrüßung. Und ich denke, für sie muss es auch seltsam gewesen sein. Für sie muss es auch seltsam gewesen sein, nehme ich an, aber sie sind die Erwachsenen, also sie müssen mir irgendwie zeigen, wie ich reagieren soll, und ich richte mich dann nach ihnen, also, weil, man hat sich nicht untergehakt, oder sich umarmt und geküsst und so, ich konnte nicht (...) (Pause). Also, ja, also so lief das ab, wirklich, weißt du (...) (lange Pause).

Auffällig ist, dass Martha den Begriff der Umarmung (oft zusammen mit 'Küssen') als Indikator für das Vorhandensein oder Fehlen einer liebevollen Bindung verwendet. Der Kontrast zwischen ihrer Beziehung mit ihren Eltern und der zu ihrer Großmutter, die sie als ihre eigentliche 'Mutter' betrachtet, zeigt sich zum Beispiel

darin, dass sie Umarmungen durch ihre Großmutter für selbstverständlich hielt, während sie deren Abwesenheit bei ihren Eltern hervorhob. Da es sich hier um eine retrospektive, im Kontext der westlichen Kultur entstandene Narration handelt, ist es nicht überraschend, dass körperliche Zuneigung und Bindung darin ein wichtiges Thema sind, das immer wieder auftaucht (McAdams 1997; Plummer 2001). Da die Kettenmigration Marthas Leben – wie das aller Befragten – entscheidend geprägt hat, überrascht es nicht, dass sie damit verbundene Schlüsselerzählungen entwickelt hat (Boenisch-Brednich 2002).

Martha macht deutlich, dass sie sich bewusst ist, dass es auch für ihre Eltern schwierig gewesen sein könnte, sie zum ersten Mal zu treffen. Doch auch wenn sie aus der Perspektive einer Erwachsenen Empathie für ihre Eltern zeigt, positioniert sie sich gleichzeitig als das Kind, von dem man nicht habe erwarten können, dass es von sich aus auf die ihm fremden Eltern zugeht. Sie wechselt von der Vergangenheit in die Gegenwart, wenn sie sagt: 'Und ich denke, für sie muss es auch seltsam gewesen sein. Für sie muss es auch seltsam gewesen sein, nehme ich an, aber sie sind die Erwachsenen, also sie müssen mir irgendwie zeigen, wie ich reagieren soll, und ich richte mich dann nach ihnen (...)'. Dieser Tempuswechsel macht uns darauf aufmerksam, wie unmittelbar die Kindheitserfahrung des Wiedersehens mit ihren Eltern immer noch ist, und bedeutet, dass die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig bleibt. Gleichzeitig zeigt Marthas Narration, dass sie sich selbst als jemand konstruiert, der in der Kindheit eine eingeschränkte Vision auf die Zukunft hatte. Aus ihrer Perspektive heute hätte sie gefragt werden müssen, ob sie nach Großbritannien kommen wollte – es war tatsächlich nicht ihr Wunsch. Sie hatte kaum eine Vorstellung von England und teilte die Hoffnung ihrer Eltern auf ein besseres Leben dort nicht. Mit anderen Worten, sie hatte keinerlei Vorstellung von der Zukunft und keinen Grund zu der Annahme, dass sich der schwierige Aufbau einer Beziehung zu ihren Eltern lohnen könnte.

Aus dem Interview mit Martha geht hervor, dass das Migrationsverhalten karibischer Frauen sich nicht an westlichen Mutterschaftsideologien orientiert, die die körperliche Nähe zu den Kindern als notwendige Voraussetzung für ein psychisch gesundes Aufwachsen der Kinder betrachten (wie z.B. von Chamberlain 1997 diskutiert). Die Hoffnung der Mütter auf ein besseres Leben ermöglichte ihnen überhaupt erst die Trennung von ihren Kindern. Ihre Kinder dagegen nehmen ihr Leben in der Gegenwart wahr und sind nicht in der Lage, nachzuvollziehen, was ihre Eltern motivierte.

Die erwachsenen Teilnehmerinnen dieser Studie blieben als Kinder bei verschiedenen Verwandten oder Freunden der Familie zurück, als ihre Eltern

migrierten. Allerdings waren diese Betreuungspersonen ausnahmslos weiblich. (Viele dieser Frauen hatten männliche Partner, die für einige Kinder sehr wichtig waren; in einem Fall war eine Tochter zunächst bei ihrem alleinstehenden Großvater geblieben, bevor sie zu anderen Verwandten kam). Darin zeigt sich der Genderaspekt transnationaler Migration (Parreñas 2005). Ebenso lebte die Mehrheit der Befragten, deren Interviews bisher analysiert wurden, letztlich zwar bei beiden Elternteilen (elf gegenüber sechs), doch waren es vornehmlich (wenn auch nicht ausschließlich) die Mütter, die die Verantwortung für die Kinder übernahmen, wenn die Eltern nicht zusammenlebten. Zudem waren viele der befragten Frauen der Ansicht, dass sie als Kinder in der Karibik mehr Pflichten im Haushalt übernehmen mussten als ihre Brüder. Für viele galt dies auch noch nach ihrer Ankunft in Großbritannien: Sie stellten fest, dass von ihnen mehr Mitarbeit im Haushalt erwartet wurde als von ihren Brüdern – und auch mehr, als von ihren in England geborenen Geschwistern beiderlei Geschlechts.

Wie in Marthas Fall betrachteten einige der Befragten zu dem Zeitpunkt, an dem sie wieder zu ihren Eltern kamen, ihre BetreuerInnen (oft ihre Großmütter) als die einzigen 'Mütter', die sie brauchten (ein Mann berichtete von entsprechenden Gefühlen für seinen Großvater). Dies könnte zum Teil erklären, warum mehrere der Befragten eine stärkere Antipathie gegen ihre Mütter zu empfinden scheinen, wenn sie in England nicht glücklich waren. Nur eine Minderheit berichtete, dass sie sich, anders als Martha, nicht den BetreuerInnen verbunden gefühlt haben, bei denen sie zurückgelassen worden waren – meist, weil diese sie nicht gut behandelt hatten. Das heißt jedoch nicht, dass sie sich bei ihrer Ankunft unbedingt ihren Eltern näher fühlten: Angelas Mutter z.B. war emigriert als sie vier oder fünf Jahre alt war. Sie sah sie erst mit vierzehn wieder. Damals kam sie nach England, um bei ihrer Mutter und ihren Geschwistern – und bei einem Stiefvater zu leben, den sie vorher nie gesehen hatte. In der Zwischenzeit war sie hauptsächlich für die Pflege ihrer Großmutter verantwortlich gewesen, die eine Teilbehinderung hatte und die Angela als streng und lieblos beschrieb; Angelas Bericht deutet darauf hin, dass sie selbst ebenfalls nichts für diese Großmutter empfand. Dennoch ist ihre narrative Rekonstruktion des Wiedersehens mit ihrer Mutter voller Bilder, die ein Gefühl des 'Unheimlichen' (im Sinne Freuds 1919/1955) angesichts ihrer Mutter, ihrer Brüder und ihres Stiefvaters entstehen lassen.

> Angela: Ich erinnere mich, dass ich irgendwie da gelandet bin (...) und diese schwerfällige Frau, diese große Frau, die da schwerfällig auf mich zukam, ich kann mich ja gar nicht erinnern, wie sie aussieht. (...) Es war einfach seltsam. Es war komisch. Es war anders, und dann gehst du nach Hause, du kommst an diesen Ort namens Zuhause. Dieses Haus und all diese Kinder kommen raus, weißt du. (...) Und das

> hier ist dein Stiefvater. (...) Er wusste nicht mal, dass ich nach England kommen würde. (...) Also, was sollte das alles eigentlich? Sehr seltsam. (3 Sekunden Pause). (...) Also, sie war 60 weggegangen, und ich sah sie 69 wieder. (...) Also, ich kannte diese Frau nicht, ich kannte diese Person nicht. (...) Ich kann mich erinnern, wie ich einmal (...) in der Küche zu ihr gegangen bin und sie umarmt habe, und sie hat mich so fest weggestoßen, dass ich fast zur Tür rausgeflogen bin, weißt du, was ich meine? Ich kann mich nicht erinnern, mal gehalten worden zu sein. (...)

Angelas Beschreibung, wie ihre Mutter 'schwerfällig auf sie zukam', zeichnet das Bild einer Person, die alles andere als zärtlich und warmherzig ist – dieses Motiv wird fortgeführt, wenn sie erklärt, wie ihre Mutter ihren Versuch, körperliche Zuneigung zu zeigen, zurückwies. Angela führt ihre tiefe Abneigung gegen ihre Mutter und ihr starkes Gefühl, nicht so behandelt worden zu sein, wie ein Kind es verdient, auf die lange Dauer ihrer Trennung zurück. Allerdings stellt sich das bei anderen Befragten des Samples anders dar. So verließ Rosalinds Vater die Karibik, als sie vier war, ihre Mutter folgte ihm, als Rosalind acht war, und sie selbst zog erst zu ihnen, als sie vierzehn war. Doch ihre Bewertung fällt anders aus als die von Martha und Angela: 'Man passt sich wirklich an, weißt du. Wir haben nicht lange gebraucht, und sie kümmern sich eigentlich ganz gut um uns. (...) Wir waren glücklich hier.' Ihre Geschichte handelt davon, wie sie trotz der langen Trennung von ihren Eltern und Geschwistern warmherzige Beziehungen zu ihnen aufgebaut hat. Allerdings tauchen Wörter wie 'umarmen', 'schmusen' oder 'küssen' in Rosalinds Darstellung nicht auf, was ungewöhnlich ist. Körperliche Zuneigung und Warmherzigkeit fehlen in ihrer Darstellung; wie die meisten TeilnehmerInnen beharrt sie darauf, dass sie ihre Kinder nie verlassen würde, da dies letztendlich zu Problemen führen werde.

Das Wiedersehen mit den Eltern ist natürlich erst der Beginn des Aufbaus von Beziehungen; viele der TeilnehmerInnen berichten davon, im Laufe der Zeit 'einigermaßen gute' Beziehungen zu ihren Müttern aufgebaut zu haben – manchmal erst dann, wenn sie selbst Kinder bekamen. Doch auch sie waren überwiegend der Ansicht, dass die langen Trennungen ihre Beziehungen belastet haben.

> Julia: Also, ich denke nicht, dass eine Bindung wie es sie zwischen einer Mutter und ihrer Tochter gibt, bei meiner Mama und mir so ist, obwohl es da schon eine Bindung gibt. Es ist halt nur nicht dasselbe wie bei mir und meinem Sohn.
>
> F: Verstehe.
>
> Julia: Weil ich meinen Sohn wirklich vermisse, und manchmal denke ich, 'ich muss ihn besuchen gehen', und dann muss ich ihn einfach besuchen gehen. Meine Mama, dieses 'ich muss meine Mama besuchen gehen' gibt es da nicht. Ich besuche meine Mama gern, ich liebe meine Mama, aber ich denke nicht, dass es da diese Art von (.)

> gibt, weil es da kein (unverständlich) du, ich denke, es ist in den Jahren gewachsen, in denen ich mit ihr zusammen aufgewachsen bin, aber es gibt einfach nicht dieselbe Art von Beziehung. (...)
>
> F: Ich meine, wenn du Leuten ganz allgemein davon erzählst, was würdest du sagen, was wäre das konkret?
>
> Julia: Ich würde sagen, dass sie die Kinder nicht zurücklassen sollten (lacht). Ich würde sagen, dass (...) versucht immer, eure Kinder mitzunehmen.

Julia erklärte auch, dass sie nie mit ihrer Mutter 'gekuschelt' habe, bis sie erwachsen war, als sie und ihre Geschwister ihrer Mutter die herzliche Umarmung schließlich beigebracht hätten.

Die TeilnehmerInnen erklärten das Fehlen körperlicher Zuneigung seitens ihrer Eltern mit der Generationen- und Kulturdifferenz zwischen den Beteiligten – so auch Martha:

> Q: Mich würde interessieren, wie du dir das erklärt hast (...)?
>
> Martha: Aus irgendeinem Grund denke ich, dass weil, irgendwie weiß ich nicht, was es ist, aber vielleicht für deine eigenen Kinder – aber ich habe das für mich und meine Tochter anders gemacht, weil ich nicht will, dass sie dasselbe durchmacht wie ich – aber ich denke, mit deinen Eltern in der Karibik, man hat dir beigebracht, wie, weißt du, du musst überleben, und da wird dem Kind an sich nicht viel Liebe und Zuneigung gezeigt. Aber ich nehme an, mit meiner Oma und ihrem Enkelkind, da konnte sie, ich weiß wirklich nicht, sie konnte mir diese Liebe zeigen vielleicht. Weißt du, irgendwie konnte sie das ihren Kindern nicht zeigen. Mmmm, ich weiß nicht, woran das liegt (...) aber es ist nicht gut für, für das Selbstwertgefühl deines Kindes, um es aufzubauen und, weißt du, und es irgendwie fühlen zu lassen, dass es etwas wert ist. Es hat sich wirklich nicht gut ausgewirkt.

Diese Darstellung von Martha verdeutlicht einen Aspekt, den die meisten TeilnehmerInnen gemein hatten: Sie erklärte ihr Verständnis für die Art, wie ihre Eltern sich verhielten, und manchmal bewunderte sie sie dafür, was sie geleistet hatten. Dass ihre Eltern bzw. Elternteile auf der Suche nach besseren Lebenschancen für sich selbst und ihre Kinder nach Großbritannien gekommen waren, wurde als selbstverständlich betrachtet, als ein unhinterfragtes, kanonisches Narrativ. Doch trotz dieses rückblickenden Verständnisses stimmen ihre Erfahrungen mit dem überein, was Parreñas (2005) als Belastung familiärer Intimität durch geographische Trennung interpretiert. Eltern und Kinder waren in Prozessen der Kettenmigration miteinander verbunden, aber sie lebten in verschiedenen zeitlichen Bezügen. Während die Eltern die Gratifikation für sich und ihre Kinder zugunsten einer besseren Zukunft verschoben hatten, lebten die Kinder in der Gegenwart und konnten oft nicht verstehen, dass die Trennung von den Eltern,

die zwischen einigen Monaten bis hin zu vierzehn Jahren dauerte, ursprünglich als vorübergehend intendiert war. Ein kurzer Blick auf den Bericht einer Mutter macht deutlich, dass sie während der gesamten Zeit, in der sie von ihren Kindern getrennt war, auf eine bessere Zukunft hin plante und arbeitete.

Arbeiten für eine lebenswerte Zukunft

'Bella', eine der beiden einzigen Mütter in der Studie, migrierte nach Großbritannien und ließ drei Kinder zurück. In Großbritannien bekam sie drei weitere Kinder und holte später alle ihre Kinder aus der Karibik nach, wodurch sie die Familie wieder zusammenführte. Das Interview fand kurz vor ihrem 80. Geburtstag statt. Sie konstruiert narrativ einen Prozess, in dem sie einen logischen Schritt nach dem anderen machte, hart arbeitete, um ihre Kinder so bald wie möglich bei sich haben zu können, und Entscheidungen revidierte (z.B. das Vorhaben, nach fünf Jahren zurückzukehren). Trotzdem schildert ihre Geschichte auch den Schmerz, den sie damals fühlte, und den Preis, den sie für die emotionale Distanz zu ihren Kindern gezahlt hat.

> F: OK. Also, vielleicht könnten wir einfach anfangen, indem Sie mir Ihre Geschichte erzählen, also wie Sie Ihre Emigration erfahren haben?
>
> Bella: Meine Geschichte ist keine sehr (lacht) gute Geschichte. Mmm. (.) Ich vermisse [sic] meine Kinder schrecklich, als ich kam und, mm, besonders, mm, ja, in den ersten fünf Jahren in diesem Land, fünf, sieben Jahre, es war schrecklich, weißt du. Mm. Einmal, weil ich sie vermisst habe, und, mm. Es war ein so anderer Lebensstil als in dem glücklichen, freien, weißt du, Jamaika, das du hinter dir lässt. (...) Du willst deine Kinder bei dir haben und manchmal wollten die Leute nicht, dass du da lebst. Also, das Erste, was du machst, du fängst an zu sparen, um einen Platz zum Wohnen zu kaufen, und das war nicht leicht. (...) Und es wäre unmöglich gewesen, sie zu holen, solange ich kein Haus hatte. Aber, mm, war so am Sparen, aber dann scheint es ewig zu dauern. Und in der Zwischenzeit musst du Geld zurückschicken, um sie zu unterhalten. (...)
>
> F: Also, wenn Sie an Betsy und Lizzie denken, haben Sie eine Vorstellung davon, wie sie es empfunden haben, dass Sie nach England kamen und von ihnen weg waren, und sie später geholt wurden?
>
> Bella: Neein. Neeein. (.) Nein. Sieh mal, wenn du ständig arbeitest und arbeitest und arbeitest, dann hast du keine Vorstellung davon. (.) Ich hatte keine Zeit, um auch nur anzufangen, daran zu denken. Weißt du, was ich meine. Aber jetzt, wenn du dich zurücklehnst, denkst du, dass du vielleicht manche Sachen hättest anders machen können.

Viele der Erwachsenen, die KettenmigrantInnen waren, wünschen sich, dass die Dinge hätten anders sein können; sie betrachteten ihre Beziehungen zu ihren

eigenen Kindern und oftmals schrittweise Verbesserungen in ihren Beziehungen zu ihren Eltern als Kompensation für die Schwierigkeiten, die die Migration ausgelöst hat. Bella, als Mutter, sträubt sich jedoch dagegen, über alternative Handlungsmöglichkeiten nachzudenken. Ein zentraler Topos ihrer Erzählung lautet 'Es ist erledigt. (...) Ich kann nichts mehr daran ändern'.

> F: Denken Sie, es gibt einen Zusammenhang zwischen der Tatsache, dass Sie und Betsy, keine gute Beziehung haben, und der Tatsache, dass Sie von ihr getrennt waren?
> Bella: Könnte sein. Könnte sein. Aber du (lacht) kannst nichts dran machen, oder? Und (...).
>
> F: Sie sagen 'könnte sein' – was könnte die Verbindung sein?
>
> Bella: Ich weiß nicht. Du kannst nichts dran machen. Und weißt du, eines will ich dir sagen – es ist, es ist so, ich hab's gemacht, wie ich's gemacht habe, und es ist erledigt, vorbei, ich kann nichts dran ändern – weil, ich kenne Leute, die Kinder zuhause zurückgelassen haben, und sie holen sie nicht, bis sie, weißt du, und sie haben trotzdem eine gute Beziehung. Und es gibt Kinder, Eltern, die Kinder hier haben, und sie verlassen sie nie, die haben keine gute Beziehung. (...) Weißt du, also du kannst nicht ständig. (...) Ah, ich kann nicht ständig zurückschauen, weil, es ist erledigt, es ist vorbei, und ich kann halt nichts dran ändern. (...) Weißt du, also fang ich gar nicht erst an, mir den Kopf zu zerbrechen. Sie ist gesund, sie kommt weiter in ihrem Leben, und, mm, die Enkelkinder kommen gut klar und, mm, es ist einfach so, wie es sein muss, weil ich jetzt keine (.) Wahl mehr habe.

Aus Bellas Interviewaussagen sprach ein Gefühl der Traurigkeit. Sie hat sich damit abgefunden, wenig Entscheidungsfreiheit im Umgang mit ihren Kindern gehabt zu haben – dies bewahrt sie davor, die Möglichkeit zu erwägen, dass ihre Mühen und Opfer vielleicht vergeblich waren. Nachdem sie sich aus dem Berufsleben zurückgezogen hatte, investierte sie ihre Energie in ehrenamtliche Gemeinschaftsarbeit, die ihr ermöglichte, normativen Konstruktionen zu widerstehen, nach denen ein kulturell legibles, lebenswertes und lebbares Leben im Sinne von Butler (2004) von Müttern verlangt, enge Beziehungen zu ihren Kindern und Enkelkindern zu unterhalten. Ihre ehrenamtliche Beschäftigung sowie die Tatsache, dass ihre Kinder alle Arbeit haben und gute Eltern sind – all das dient dazu, eine kompensatorische Erzählung zu produzieren, wie sie ab der Lebensmitte verbreitet ist (McAdams 2006).

Zweifellos hatte Bella als Mutter in einer durch Kettenmigration geprägten Beziehung zu ihren Kindern ihren Blick fest auf die Zukunft gerichtet; sie vermied es, sich auf den Schmerz in der Gegenwart zu konzentrieren, damit sie voll und ganz darauf hinarbeiten konnte, ihren Kindern in Großbritannien ein Zuhause zu schaffen. Bei der oben bereits vorgestellten Cheryl handelt es sich zwar nicht um Bellas Tochter; dennoch verdeutlicht der folgende kurze Ausschnitt aus dem

Interview mit ihr gut die andere Seite dieser Beziehung: Selbst jene Kinder, die wussten, dass ihre Mütter für die Verbesserung ihrer Zukunft arbeiteten, verstanden nicht völlig, was dies für ihre Mütter bedeutete; zudem machten sie in Großbritannien oft Erfahrungen, die jede optimistische Zukunftsvision Lügen zu strafen schienen.

> F: Hattest du eine Vorstellung davon, was England dir bieten könnte, bevor du herkamst?
>
> Cheryl: Nein, die hatte ich nicht, nein. Ich hatte so eine Ahnung, dass mmm, die Schulen gut sein könnten, denn das war es, warum meine Mutter wollte, dass ich kam – damit ich eine gute Bildung bekomme; also hatte ich so eine Ahnung, dass ich eine gute Bildung bekommen würde. Mmm (lange Pause). Ja (Pause).
>
> F: Du hast die Schule erwähnt, wie fandest du das andere Schulsystem, wie war die Schule im Vergleich mit zuhause?
>
> Cheryl: Die ersten paar Monate waren schrecklich (lacht), mmm, ich konnte die Leute nicht verstehen, weißt du, die Art, wie sie sprachen, und sie konnten mich nicht verstehen, mmm. (...) Und ich war eins der beiden einzigen schwarzen Kinder in der Schule (...) .

Die unterschiedlichen Erfahrungen von Müttern und Kindern könnten sich auch durch die Beobachtung von Lutz erklären lassen, dass surinamische Mütter, die in die Niederlande migrierten, dies nur deshalb tun konnten, weil sie sich weigerten, die Probleme zu antizipieren, die durch die Emotionen angesichts des Zurückbleibens ihrer Töchter entstanden. Sie mussten 'hart' sein, um überhaupt fortgehen zu können. Erst ihre Erfahrungen in den Niederlanden ermöglichten es ihnen, die komplexe Problemlage und die Widersprüche zu erkennen, denen sie gegenüberstanden (Lutz 1998). Diese Ergebnisse stehen im Einklang mit jenen der Studie 'Transforming Experience', wonach das Verstreichen der Zeit und spätere Erfahrungen bei den betroffenen Kindern und den beiden interviewten Müttern dazu beitrugen, die eigenen Erfahrungen neu zu interpretieren.

Abschließende Überlegungen

Die obige Diskussion hat gezeigt, wie Geschlechterbeziehungen sich mit der transnationalen Migration überschneiden, sodass den Müttern in den Erzählungen ihrer erwachsenen Kinder, die im Kinder- und/oder Jugendalter KettenmigrantInnen gewesen waren, eine zentrale Rolle zukommt. Populärpsychologische Varianten der Bindungstheorie, wie sie in westlichen Gesellschaften verbreitet sind, tauchen in solchen Narrativen immer wieder auf. In den Bewertungen des Wiedersehens nach der Trennung und später in der Kindheit ging es vor allem

darum, ob ihre Mütter ihnen körperliche Zuneigung zeigten. Zwar gaben die TeilnehmerInnen häufig an, dass sie verstanden, warum ihre Eltern sie zurückgelassen hatten, und dass sie ihre Leistungen bewunderten; andererseits erklärten sie auch, sich bewusst entschieden zu haben, ihren eigenen Kindern mehr körperliche Zuneigung zu zeigen. Sie führten dies auf einen kulturellen Wandel bzw. Generationenwandel zwischen ihren Eltern und ihnen selbst zurück.

Die Geschichten, die die TeilnehmerInnen (einschließlich der beiden befragten Mütter) erzählten, rekonstruierten meist ein Bild von hart arbeitenden Müttern (manchmal auch Vätern), die die Familie nach der Trennung wirtschaftlich absichern wollten – zuweilen mit drei Jobs. Die verschiedenen Arten der Zeitwahrnehmung bei Müttern und ihren Kindern sorgten jedoch ihrerseits für eine Kluft zwischen ihnen: Mütter betrachteten die Migration als Gratifikationsaufschub, um eine bessere Zukunft für ihre Kinder zu erreichen, während die erwachsenen TeilnehmerInnen ihre Kindheit als eine Zeit beschreiben, in der sie nur ihr gegenwärtiges Leben wahrnehmen konnten. Es bestand also eine Diskrepanz zwischen den Identitäten der Mütter, die diese für sich selbst und für ihre Kinder zu konstruieren versuchten, und den Ressourcen, die die Kinder als mögliche Bausteine ihrer Identität empfanden.

Sowohl Mütter als auch Kinder schienen Konzepte zu benutzen, die Gillis' (2002) Interpretation der 'Familie als einer idealisierten Vorstellung, die sich in Bewegung befindet' entsprechen. Allerdings können Familienmitglieder unterschiedliche idealisierte Vorstellungen konstruieren, je nachdem, wie sie im Generationenverhältnis positioniert sind. So sehr sich die Mütter auch um einen 'emotionalen Transnationalismus' (Wolf 2002) bemüht haben mögen, kann das Resultat dennoch negativ sein – die Kinder können keine Bindung aufbauen, empfinden das Fehlen mütterlicher körperlicher Zuneigung als schmerzhaft und entscheiden sich bewusst, dies mit ihren eigenen Kindern anders zu machen.

Übersetzung Thorsten Möllenbeck

Literatur

Arnold, Elaine (2006): 'Separation and loss through immigration of African Caribbean women to the UK', Attachment and Human Development, 8 (2): S. 159-174.

Azar, Beth (2008): 'The bond between mother and child', Journal. Retrieved from http://www.apa.org/monitor/sep95/attach.html (24 März 2009).

Barrett, Helen (2006): Attachment and the perils of parenting. London: Family and Parenting Institute.

Bauer, E. und P. Thompson (2006): Jamaican hands across the Atlantic. Jamaica: Ian Randle.

Billig, Michael et al. (1988): Ideological dilemmas. London: Sage.

Boenisch-Brednich, B. (2002): 'Migration and narration', Folklore 20: S. 64-77.

Butler, Judith (2004): Undoing gender. New York: Routledge.

Carling, Jørgen (2008): 'The human dynamics of migrant transnationalism', Ethnic and Racial Studies 31 (8): S. 1452–1477.

Chamberlain, M. (1997): Narratives of exile and return. London: MacMillan.

Freud, Sigmund (1919/1955): 'The uncanny (James Strachey, Trans.)', in: J. Strachey (Hg.) Standard edition vol. Xvii, London: Hogarth Press, S. 217-256.

Gillis, John (2000): 'Our virtual families: Toward a cultural understanding of modern family life', The Emory Center for Myth and Ritual in American Life, Working Paper (007-02).

Hochschild, Arlie R. (2000): 'Global care chains and emotional surplus value', in: W. Hutton und A Giddens (Hg.) On the edge: Living with global capitalism. London: Jonathan Cape. 130-46.

Hondagneu-Sotelo, Pierrette und Ernestine Avila (2003): „'i'm here, but i'm there': The meanings of latina transnational motherhood", in: P. Hondagneu-Sotelo (Hg.) Gender and U.S. Immigration: Contemporary trends, Berkeley, CA: University of California Press, S. 317-340.

Levitt, Peggy und Nina Glick-Schiller (2004): 'Conceptualizing simultaneity: A transnational social field perspective on society', International Migration Review, 38: S. 1002-1039.

Lutz, Helma (1998): 'The legacy of migration: Immigrant mothers and daughters and the process of intergenerational transmission', in: M. Chamberlain (Hg.) Caribbean Migration: Global identities. London: Routledge, S. 95-108.

– (Hg.) (2008): Migration and domestic work: A European perspective on a global theme. Farnham: Ashgate.

Main, Mary (1999): 'Epilogue: Eighteen points with suggestions for future studies', in: J. Cassidy und P. Shaver (Hg.) Handbook of attachment (Second ed.). New York: Guilford Press, 845-887.

– (2008): 'Epilogue', In: J Cassidy und P Shaver (Hg.) Handbook of attachment. 2. Auflage. New York: Guilford Press.

McAdams, Dan P. (2006): The redemptive self: Stories Americans live by. New York: Oxford University Press.

– (1997): The stories we live by: Personal myths and the making of the self. New York: The Guilford Press.

Miller, Tina. (2005). Making sense of motherhood: A narrative approach. Cambridge: Cambridge University Press.

Orellana, Marjorie et al. (2001): 'Transnational childhoods: The participation of children in processes of family migration', Social Problems 48 (4): S. 573-592.

Parreñas, Rhacel (2005): Children of global migration: Transnational families and gendered woes. Stanford: Stanford University Press.

Plummer, Ken (2001): Documents of life 2: An invitation to a critical humanism, (2nd edition). London: Sage.

Riley, Denise (1983): War in the nursery: Theories of the child and mother. London: Virago.

Smith, A, R. N. Lalonde und S. Johnson (2004): 'Serial migration and its implications: A retrospective analysis of the children of caribbean immigrants', Cultural Diversity and Ethnic Minority Psychology 10: S. 107-122.

Vickerman, Milton (2006): 'Non-Hispanic West Indians in New York city', in: C. Airriess und I. Mirayes (Hg.) Contemporary ethnic geographies. Lanham: Rowman and Littlefield, 151-173.

Wilding, Raelene (2006): „'Virtual' intimacies? Families communicating across transnational contexts", Global Networks: A Journal of Transnational Affairs 6 (2): S. 125-142.

Wolf, Diane L. (2002): 'There is no place like 'Home': Emotional transnationalism and the struggles of second-generation filipinos', in: P. Levitt und M. C. Waters (Hg.) The changing face of home: The transnational lives of the second generation, New York: Russell Sage, S. 255-294.

Yeates, Nicola (2005): 'Global care chains: A critical introduction', Journal, 44 (September): Retrieved from http://www.gcim.org/attachements/GMP%20No%2044.pdf (24 März 2009).

Yeoh, Brenda S.A., S. Huang und T. Lam (2005): 'Transnationalizing the 'Asian' family: Imaginaries, intimacies and strategic intents', (special issue on Asian transnational families) Global Networks 5 (4): S. 307-315.

María do Mar Castro-Varela/Nikita Dhawan

Queer mobil? Heteronormativität und Migrationsforschung

Queertheoretische Betrachtungen, die Migrationsräume und -prozesse in den Blick nehmen, vermögen, unserer Ansicht nach, dominante und mithin machtgesättigte Praxen im Einwanderungsland transparent zu machen und diese dadurch radikal infrage zu stellen (vgl. Manalansan IV). Dabei werden auch spezifisch migrantisch-queere Widerstandsstrategien nachgezeichnet.

In den letzten Jahrzehnten ist es feministischer Migrationsforschung gelungen, herauszuarbeiten, in welch' mannigfaltiger Art die Kategorie *gender* beim Studium der Migration relevant ist, diese aber auch im Mainstream der Migrationsforschung kontinuierlich – manchmal geradezu systematisch – vernachlässigt und unsichtbar gemacht wurde und wird (vgl. hierzu kritisch etwa Morokvasic 1984; Sharpe 2001; Lenz et al. 2002; Pessar/Mahler 2003; Metz-Göckel et al. 2008). Die feministische Forschung hat hier nicht nur eine Forschungslücke schließen, sondern auch die Mainstreamforschung im Feld der Migration als einseitig und stereotypisierend entlarven können. Es konnte aufgezeigt werden, dass sich eine hegemoniale Repräsentation von Migration – als grenzüberschreitende Wanderung junger, körperlich gesunder Männer – durchgesetzt hat, die nach wie vor die Mainstreamforschung dominiert. Für den deutschsprachigen Raum kann allerdings auf eine Vielzahl interessanter Veröffentlichungen verwiesen werden, die konsequent weibliche Migrationsbewegungen (mit-)fokussieren und damit den männlichen Blick auf transnationale Migrationsräume irritieren (vgl. Bednarz-Braun/Heß-Meining 2004; Metz-Göckel et al.2008).

In zahlreichen Analysen deutet Saskia Sassen (etwa 2001) darauf hin, dass MigrantInnen nicht in erster Linie aufgrund von Kosten-Nutzen-Kalkulationen die Entscheidung treffen, ihren Lebensmittelpunkt zu verändern, sondern dass vielmehr die zunehmenden ungleichen globalen Beziehungen, etwa ökonomische Ausbeutung, Imperialismus und militärische Interventionen, dafür verantwortlich zu machen sind. Sie widerspricht damit u.a. den vereinfachenden soziologischen Push-Pull-Theorien, bei denen Fragen der imperialen Beherrschung und der spezifischen Subjektformationen, die mit Globalisierungsprozessen verbunden sind, keine Rolle spielen.

Bereits 1991 hat beispielsweise die US-amerikanische Soziologin Silvia Pedraza vier Felder herausgearbeitet, in denen Migrationsforschung und *Gender Studies* sich Erkenntnis bringend überschneiden: Ihr zufolge spielt *gender* nicht nur bei der Entscheidung zur Auswanderung eine wichtige, strukturierende Rolle, sondern auch beim nachfolgenden Niederlassungsprozess. So werden Männer und Frauen in unterschiedlicher Art und Weise in den Arbeitsmarkt eingegliedert (vgl. etwa Castro Varela/Clayton 2003). Die aktuellen kapitalistischen Produktionsbedingungen drängen Frauen in einen geschlechtsspezifisch und ethnisch aufgeteilten Arbeitsmarkt, der nicht selten selber den Grund für die Aus- bzw. Einwanderung darstellt (vgl. etwa Lutz 2007). Zugleich beeinflusst der Migrationsprozess in entscheidender Weise die Beziehungen zwischen den Geschlechtern wie auch die geschlechtsspezifische (Selbst-)Positionierung. Allerdings bleibt auffallend, dass diese Studien der Kategorie *Sexualität* keine Beachtung schenken, womit sie unweigerlich heteronormative Grammatiken stabilisieren und *gender* auf ein Zweigeschlechtermodell verkürzen. Die seit den 1990er Jahren in den *Gender Studies* stark rezipierten queeren Ansätze werden hier nicht integriert, sodass sich in der Konsequenz ein eklatanter *bias* innerhalb dieser Studien ausmachen lässt. Migrierende Menschen werden zwar nicht mehr nur männlich repräsentiert, aber doch durchgängig als heterosexuell gedacht (vgl. kritisch Manalansan IV 2006: 224; Luibhéid 2004).

Wir plädieren deswegen für queer-theoretische Perspektiven in der Migrationsforschung. Zu selten geht die feministische Forschung der Frage nach, inwieweit Migrationsregime heteronormative Strukturen stützen und in welcher Beziehung Sexualität, *gender* und Migration zueinander stehen. Die meisten Arbeiten, die *gender* im Titel führen, sind im Grunde der Frauenforschung zuzurechnen. Und das, obschon bereits 1990 Eve K. Sedgwick (ebd.: 30) zu Recht bemerkt, dass die *gender*- und die Sexualitätsfrage zwar miteinander verkettetet seien und nur gemeinsam betrachtet werden können, sie aber dennoch nicht dieselben Fragen repräsentieren.

Queer-theoretische Forschungen analysieren Sexualität als konstitutiv für staatsbürgerliche und nationalstaatliche Konzepte (vgl. etwa Alexander 1998; El-Tayeb 2003). Wobei einschränkend gesagt werden muss, dass die simple Verweisung auf homosexuelle Identitäten und Praxen nicht gleich eine queere Perspektive ausmacht. Vielmehr gilt es, Normalisierungsprozesse zu hinterfragen und mithin die heteronormative Strukturierung der Gesellschaft in Frage zu stellen. Dabei ist es notwendig – insbesondere im Bereich der Migrationsforschung – auch die Verbindungen zwischen Rassifizierungs- und Sexualitätsdiskursen zu analysieren (El-Tayeb 2003: 129f.). Prämisse einer solchen Perspektive ist es, *gender* und

Sexualität, wie auch *race* als durch soziale Institutionen und Praxen konstruiert und diszipliniert zu betrachten und eben nicht als 'vorkulturelle Phänomene oder biologische Gegebenheiten' (Rauchut 2008: 8) anzunehmen. Queere Perspektiven verlangen insoweit danach, die üblichen Vorstellungen von Sexualität zu rekonzeptionalisieren. Hierfür ist es nicht ausreichend, queere Subjekte in den Forschungsblick zu nehmen. Vielmehr reflektieren queere Migrationsstudien die komplexe Spannung zwischen *gender* und Sexualität unter Beachtung anderer Unterdrückungsmomente, wie das etwa von Dietze et al. (2007) diskutiert wird. Auch Letztere beklagen, dass 'queere Perspektiven keinen entscheidenden Zugang zu feministischen *Gender Studies* gefunden haben' (ebd.: 108), was u.a. damit zu tun habe, dass die wichtige Heteronormativitätskritik an die *Queer Theory* delegiert wurde. Dietze et al. sehen eine Chance darin, *Queer Theory* und *Gender Studies* zusammenzudenken und betonen, wie schon Sedgwick, dass queere Perspektiven aber nicht in allgemeinen *Gender Studies* aufgehen. Darüber hinaus weisen sie auf die Notwendigkeit hin auch andere Intersektionen – etwa 'race', 'able-bodism' etc. – in den Blick zu nehmen.

Im Nachfolgenden wollen wir zeigen, welche Möglichkeiten eine queere kritische Migrationsforschung bereitstellt. Dafür ist es notwendig auch auf die bisherigen Lücken und Schieflagen hinzuweisen, die sich über eine Marginalisierung der Frage der Sexualität innerhalb der Migrationsforschung ausmachen lassen.

Sexualität und Migration – erste Ansätze

> 'Im Kontext der Queer Theorie verschieben sich politische Kämpfe um die gesellschaftliche Organisation der Sexualität vom Fokus auf Identitäts- und Minderheitenpolitiken hin zur Entprivilegierung und Destabilisierung der Heterosexualität. Es wird davon ausgegangen, dass die normative heterosexuelle Ordnung nicht allein Subjektivitäten, Beziehungsformen und Begehrensrelationen, sondern gesellschaftliche Institutionen und Organisationsformen strukturiert' (Engel 2002: 9).

Nehmen wir diesen von Antke Engel formulierten Fokus zum Ausgangspunkt unserer Analyse, lässt sich umgekehrt fragen, wie sowohl Migrations- und Grenzregime als auch die (klassische) Migrationsforschung Heterosexualität stabilisiert und damit einer heteronormativen Strukturierung in die Hände spielt. Dabei stellt, Michel Foucault (1983) folgend – dessen Schriften bekanntermaßen die Queer Theorie stark beeinflusst haben – Sexualität einen spezifischen dichten Transferpunkt innerhalb von Machtbeziehungen dar, weswegen *Queer Studies* sowohl staatliche als auch nicht-staatliche AkteurInnen auf ihre normierenden Praxen hin untersuchen.

Der Begriff *queer* kommt aus dem anglofonen Sprachraum und bedeutet 'schräg, seltsam, pervers'. Da die provokante Resignifizierung, die darin liegt, einen beleidigenden und zurückweisenden Begriff akademiefähig zu machen, durch die 'Nichtübersetzung' ins Deutsche verloren geht, sprechen sich einige Queer TheoretikerInnen für die Ersetzung des Begriffs *'queer'* durch *'pervers'* aus (vgl. Engel 2002). Eine solche Über-Setzung macht deutlicher, dass es um die Hinterfragung von Normalität und Normalisierung und die 'Destabilisierung von Heterosexualität' als Norm geht.

Dass innerhalb von Migrationsforschung überhaupt ein Interesse an einer queeren Perspektive auszumachen ist, liegt sicher ebenso an der Etablierung von *LGBTQ (Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender and Queer) Studies* in den Forschungseinrichtungen anglofoner westlicher Länder, die auch die deutschsprachige Forschung nachdrücklich beeinflussen. Doch auch die sich global ausbreitende und stark debattierte Aids Pandemie spielt hierbei eine bedeutsame Rolle. Transnationale Migration gilt nach wie vor als ein einschneidender Faktor bei der globalen Ausbreitung von HIV/Aids. Das Sprechen von der 'Mobilität der Erreger' ist hier aufschlussreich. Dabei wurde Aids zu Beginn als GRID (*Gay Related Immunodeficiency*) etikettiert, weil davon ausgegangen wurde, dass es sich hier um eine Krankheit handele, die v.a. weiße schwule Männer betreffe.[1] Erst Anfang der 1990er Jahre wurden MigrantInnen zu einer wichtigen Zielgruppe von Forschung und NGOs, die im Präventionsbereich tätig sind. MigrantInnen, die immer schon dafür verantwortlich gemacht wurden, Krankheitserreger in die Einwanderungsländer 'einzuführen'[2], rückten in den Fokus der sich etablierenden Aids-Forschung (vgl. Haour-Knipe/Rector 1996; Herdt 1997). Obschon der enge Forschungsblick, auch aufgrund seiner ideologischen Aufgeladenheit, problematisch erscheinen muss, gilt es hier die produktiven Seiten zu benennen. SozialwissenschaftlerInnen bewog die Fokussierung dazu, nicht-westliche und *non-mainstream* Identitäten bzw. sexuelle Praxen (erneut) in den Blick zu nehmen. Das zunehmende Interesse an der Krankheit Aids entwickelte sich paradoxerweise zu einem wichtigen Katalysator für neue sexualtheoretische Perspektiven. Nun

1 Es existieren mehrere Ursprungsmythen, die den Virus an eine spezifische Person binden. Z.B. wird häufig ein schwuler Flugbegleiter genannt, der so genannte 'Patient Null', der aufgrund seiner Promiskuität und Mobilität dafür verantwortlich sein soll, das Aids-Virus verbreitet zu haben (vgl. Schütte-Bäumer 2007: 33).

2 Mathilde Jamin (1999) zitiert etwa den Zusatz zum Anwerbeabkommen mit der Türkei, der eine ärztliche Untersuchung der Arbeitnehmenden auch aus 'seuchenhygienischen Gründen' vorschrieb. Jamin deutet dies als eine 'ideologisch deutsche Vorprägung' (ebd.: 149).

wird eine Pluralisierung differenter sexueller Identitäten wahrgenommen, die über Migration und Globalisierungsprozesse forciert wird (vgl. Herdt 1997).

Obschon es die antiessenzialistische Sichtweise queerer Forschung gebietet, die üblichen Bezeichnungspraxen – etwa 'schwul', 'lesbisch' oder 'homosexuell' – als Identitätskategorien im Allgemeinen radikal zu hinterfragen (vgl. Butler 1991: 37ff.), zeigt sich, dass diese Fokussierung der unter sexualpolitischen und ethnischen Kategorien formierten Kollektive, es gerade erst ermöglicht, Sexualitätspraxen zu erfassen, die sich nicht über westliche Vorstellungen begreifen lassen. Die Vorstellung, es existierten universell gültige, eindeutig katalogisierbare sexuelle Orientierungen, wird damit hinfällig.

In ihrer Pionierarbeit *Entry Denied* analysiert Eithne Luibhéid (2002), wie der Staat Migration über juristische, politische, kulturelle und ökonomische Mittel steuert, wobei spezifische sexuelle Praxen, Identitäten und Kategorien hervorgebracht werden. Der migrantische Körper ist Luibhéid zufolge nicht nur der Ort, an dem rassifizierende, ethnisierende und genderfixierende Disziplinarmaßnahmen zusammenkommen, sondern auch der, an dem repressive Sexualitätsvorstellungen und -stereotypisierungen sich treffen. So kommen in den relevanten Einwanderungsgesetzgebungen (etwa Zuwanderungs- oder Asylgesetzgebungen) explizit Sexualitätsregime zum Tragen, die nun genauer ausgeführt werden. Dabei scheint es ratsam, folgende drei Bereiche genauer anzusehen: a) die Heteronormativierung von Begehren und queerer Beziehungsstrukturen, b) Arbeit und Sexualität und c) Sexualität und *citizenship*.

Heteronormativierung von Begehren und queerer Beziehungsstrukturen

Julie Matthaei (1997) folgend hat die marxistische Ökonomietheorie, die insbesondere in den Anfängen der Migrationsforschung bedeutsam war, Sexualität systematisch vernachlässigt. Sexualität wurde überhaupt nur dann thematisiert, wenn Familie und Reproduktion im Mittelpunkt des Interesses standen. Nicht einmal der Wechsel in den Produktionsbedingungen, der schon lange ein Leben außerhalb klassischer familiärer Bindungs- und Beziehungsmodelle ermöglichte, konnte einen Wandel in den Analysen bewirken. Die meisten aktuellen Integrationsforschungen, die sich durchaus als gendersensibel bezeichnen, fokussieren weiterhin die Familie im klassischen Sinne und tragen damit zum Mythos der heteronormativen Kleinfamilie als alleiniges Beziehungsmodell bei.

Die heteronormative Zurichtung der bundesdeutschen Integrationsdebatte kann ohne große Mühen aufgezeigt werden. Sie ist symptomatisch für den

Status Quo der Integrationsdebatten in Deutschland. Ein Blick in den nationalen Integrationsplan, der die Integrationsinitiativen des Bundes, der Länder, der Kommunen und der Bürgergesellschaften auf eine gemeinsame Grundlage stellen möchte, genügt um zu verdeutlichen, dass MigrantInnen im Diskurs nur als heterosexuelle Frauen und Männer wahrgenommen und angesprochen werden (Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 2007). Es wäre u.E. hier gewinnbringend aufzuzeigen, wie die Idee der 'sexuellen Devianz' diskursiv erzeugt wird und was, mit welchen Konsequenzen verschwiegen wird, wenn MigrantInnen nur innerhalb heterosexueller Familienstrukturen wahrgenommen werden. Nur so lässt sich womöglich erklären, dass die *'intermarriage rate'*, die in einigen Untersuchungen als ein 'Integrationsindikator' genannt wird, sich nur auf heterosexuelle Paare bezieht (vgl. etwa Woellert et al. 2009; kritisch hierzu Castro Varela 2007).

Interessanterweise wird eine Stabilisierung des Aufenthaltes postkolonialer Queers in Europa teilweise über das hetero-patriarchale Instrument der Ehe bzw. der eingetragenen Partnerschaft eröffnet. Die Ehe wie auch die relativ neue Institution der eingetragenen Partnerschaft 'locken' postkoloniale MigrantInnen mit einem stabilen Aufenthaltstitel und unbeschränkter Arbeitserlaubnis. Letztere ermöglicht nun auch migrantischen Queers die Erwerbung eines erleichterten und relativ stabilen Bleiberechts.[3]

Als heteronormative Institution *par excellence* handelt es sich bei der Ehe um ein spezifisches Herrschaftsinstrument, welches über zahlreiche Privilegien funktioniert – etwa der Gewährung eines besonderen Schutzes, oder der Zusicherung steuer- und erbrechtliche Privilegien für Familien von Seiten des Staates, um nur einige zu nennen. Nicht zufällig wurde die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe deswegen fast ausschließlich von eher konservativen Lobbyverbänden – beispielsweise dem Lesben- und Schwulenverband Deutschland (LSVD) – gefordert.[4] In kritischen queeren Kontexten ist das Thema (gleichgeschlechtliche) Ehe dagegen weitgehend an die diskursiven Ränder gedrängt worden. Dort

3 Am 1.8.2001 ist in der Bundesrepublik Deutschland das Lebenspartnerschaftsgesetz (LPartG) in Kraft getreten. Die eingetragene Lebenspartnerschaft fällt nicht in den Schutzbereich der Ehe nach Artikel 6 Absatz 1 Grundgesetz. Dies wird damit begründet, dass die Ehe nur mit einem Partner/einer Partnerin des jeweils anderen Geschlechts geschlossen werden könne, da ihr als Wesensmerkmal die Verschiedengeschlechtlichkeit der PartnerInnen innewohne. Im Gegensatz dazu haben Belgien, die Niederlande, Kanada, Spanien und Südafrika die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet.

4 Bezeichnenderweise beziehen sich die Arbeiten zu so genannten 'Regenbogenfamilien' fast ausschließlich auf weiße, deutsche Konstellationen.

wird zum Großteil weiterhin an der Forderung nach Deprivilegierung der Ehe festgehalten. Allerdings gibt es einen Diskurs, der eine bedeutsame politische Leerstelle betrachtet. Wenn die Erlangung eines sicheren Aufenthaltsstatus bei sich immer weiter verschärfenden Grenzregimes nur noch über einige wenige Wege gesichert werden kann, so muss u.E. im Zentrum der Debatte nicht nur die Skandalisierung der machtgesättigten Grenzregimes stehen, sondern auch die nach wie vor existierenden Möglichkeiten zur Überwindung der gesetzten Grenzen – die Ehe zum Beispiel, die etwa seit 2005 in Spanien auch gleichgeschlechtlichen Paaren offen steht.

Im fundamentalistisch-katholischen Spanien Francos (1936-1975) war eine nicht kirchliche Trauung ebenso wenig möglich wie eine spätere Scheidung. Denn, so hieß es auch staatlicherseits, 'was Gott zusammenfügt, darf der Mensch nicht trennen'. Die katholische Kirche weist auch heute noch die gleichgeschlechtliche Ehe zurück, weil sie angeblich die Idee von 'Familie' korrumpiert. Aus vielen Gründen kann deswegen die gleichgeschlechtliche Ehe mit der heterosexuellen Ehe weder gleichgesetzt noch zu deren bloßer Kopie erklärt werden. Zu groß ist die gesellschaftliche Irritation, die durch eine solche Gleichsetzung verursacht wird. Während die eingetragene Partnerschaft in Deutschland eine eher symbolische Gleichberechtigung bedeutet, ist dies mit der gleichgeschlechtlichen Ehe durchaus anders: Nicht zufällig wurde in Spanien eine der ersten gleichgeschlechtlichen Ehen kurz nach deren Einführung im Jahr 2005 zwischen einem indischen und einem spanischen Mann geschlossen; diese wurde zu einem Präzedenzfall. Die einfache rechtliche Gleichstellung erwies sich schnell als problematisch. So musste der indische Partner eine Autorisierung der heimischen Autoritäten beibringen, die die Ehe nach spanischem Recht gestattet. Da in Indien aufgrund des bestehenden kolonialen Rechts (Section 377) homosexuelle Praxen kriminalisiert sind, wird ein solches Schreiben von den Behörden jedoch nicht ausgestellt. In der Konsequenz führt dies zu einer Ungleichbehandlung von gleichgeschlechtlichen und heterosexuellen Ehewilligen. Nachdem das Paar mit Erfolg rechtlich dagegen vorging, entfällt nun die Erbringungspflicht bei all den StaatsbürgerInnen, deren Heimatland Homosexualität kriminalisiert. Die postkoloniale Verflechtung und das Scheitern der Dekolonialisierung werden hier äußerst klar ersichtlich: Die im kolonialen Indien durch die Briten etablierte Kriminalisierung queerer Sexualpraxen und Beziehungsstrukturen werden in Indien heute von Regierungsseite als 'Tradition' ausgegeben und verhindern in erster Instanz die Wahrnehmung gleicher Rechte in einem europäischen Land (Castro Varela/Dhawan 2005a).

Auch für das Oberhaupt der katholischen Kirche ist klar: Homosexualität ist widernatürlich und darf deswegen weder den göttlichen Segen erhalten noch

legalisiert werden. Der Papst hat in den letzten Jahren mehrfach darauf hingewiesen, wie wichtig der Schutz der Familie sei und dass die Zulassung der gleichgeschlechtlichen Ehe diese gefährde. Die lebenslange Verbindung von Mann und Frau ist, so der Papst, ein 'Sakrament der Schöpfung' – und alle anderen Formen des Zusammenlebens sind mithin nicht gottgewollt. Akzeptiere man nicht die von Geburt an zugewiesene Rolle als Mann oder Frau, wäre das 'eine Selbstzerstörung des Menschen und die Zerstörung von Gottes Werk selbst' (Tagesspiegel vom 23.12.2008). Der konservative Erzbischof von Madrid Antonio María Rouco Varela hat die rechtliche Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen mit der heterosexuellen Ehe gar als den größten Angriff auf die katholische Kirche seit Luther bezeichnet. Keine wirklich harmlose Behauptung, wenn man bedenkt, dass in Spanien noch bis zum 18. Jahrhundert das Inquisitionsrecht galt und bis 1975 ein katholischer fundamentalistischer Faschismus etabliert war, in dem die katholische Kirche als 'faktische Macht' agieren und ihre Wertvorstellungen ohne Widerstand durchsetzen konnte. Auch deswegen kann die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe in Spanien als ein politischer Erfolg gewertet werden. Fast 4000 Paare haben sich bis zum heutigen Tage trauen lassen und nicht zufällig waren viele dieser Paare binational. Besondere Medienrepräsentation erhielten zwei aus Argentinien stammende 'Mann-zu-Frau-Transgender' die 2008 in Barcelona heirateten. Spannend ist hier, dass die biopolitischen Grenzregimes die Bewegung hin zu einem europäischen Rechtsraum unterlaufen. So wird die in Spanien oder den Niederlanden geschlossene gleichgeschlechtliche Ehe in der Bundesrepublik Deutschland nicht als solche anerkannt, sondern lediglich von einigen Behörden (z.B. der Ausländerbehörde) als eingetragene Partnerschaft zur Kenntnis genommen. Die Diskriminierung von dieser Institution wird gewissermaßen im Namen des Schutzes der heterosexuellen Familie hingenommen. Der säkulare deutsche Staat argumentiert hier deutlich christlich.

Trotz dieser politisch hervorstechenden Ereignisse auf europäischer Ebene ignorieren die meisten Migrationsanalysen heteronormative Macht- und Herrschaftsverhältnisse und nehmen stattdessen eine Zweiteilung in Familien und Individuen vor, wobei queere MigrantInnen der zweiten Kategorie zugeordnet werden. Wenn sie überhaupt Beachtung finden, dann als Individuen, während Beziehungsstrukturen mit ihren juristischen Folgen kaum debattiert werden. Zwingend erscheint uns deswegen einerseits die Etablierung eines inklusiveren und zugleich kritischeren Familienbegriffs, der Familie als staatliche Institution betrachtet und gleichzeitig die produktiven Seiten einer Öffnung der Institution nicht aus dem Auge verliert. Anderseits sollten nicht-normative Beziehungsstrukturen in den Blick genommen werden. So würde transparent, warum zum einen

die gleichgeschlechtliche Ehe in Deutschland nicht durchsetzungsfähig ist und zum anderen Familien, die nicht staatlich registriert sind, wie auch ökonomisch schwache Familien, staatlicherseits systematisch marginalisiert werden.[5] Anderseits wird immer wieder vonseiten der (wechselnden) Regierungen betont, dass die Institution Familie klar als Mutter, Vater und Kinder definiert ist und diese legal eingegangen werden muss. Ein Deprivilegierungsdiskurs wird von der Mehrheit noch als Provokation erlebt – wie übrigens auch 'Polyamorie'.

Zugleich werden queere Minderheiten von der eigenen Community oft als 'kulturell deviant' beschrieben. Eine Devianz, die als symptomatisch für die Korruption der eigenen Kultur durch die Assimilation an die dominante Gesellschaft angesehen wird. Homosexuelle Praxen werden hier als 'westlich' oder 'deutsch' markiert und die Zugehörigkeit zur 'eigenen' Community verwehrt. Während also die Mehrheitsbevölkerung queere MigrantInnen ignoriert, werden diese nicht selten auch in der Community nicht wahrgenommen und/oder aus dieser ausgeschlossen, weil auch diese Community eine konservative Vorstellung von 'Familie' und 'Sexualität' propagiert.

Sexualität, Migration und Arbeitsmarkt

Fragen der ökonomischen Gerechtigkeit und Sexualität werden innerhalb der Queer Theorie mehr und mehr in den Blick genommen. Im Bereich von Migration und Arbeitsmarkt existieren bereits einige wichtige Arbeiten, die *gender* als signifikante Kategorisierung einbeziehen. Im deutschsprachigen Raum sind dies beispielsweise historische Arbeiten zu 'Gastarbeiterinnen', sozialwissenschaftliche Untersuchungen zur Integration von Migrantinnen in den Arbeitsmarkt (etwa Castro Varela/Clayton 2003, Granato 2004), aber auch zu Migrantinnen im Bereich der häuslichen Pflege und/oder der Haushaltshilfe (etwa Lutz 2007). Ein anderer geschlechtsspezifisch gut beleuchteter Bereich sind ethnische Ökonomien, die sich als deutlich vergeschlechtlicht erweisen (Pessar/Mahler 2003: 837). Und schließlich konnte gezeigt werden, wie klassische heterosexuelle Beziehungsmuster über den Eintritt von Frauen in den Arbeitsmarkt im

5 So werden ökonomisch arme Familien, die gar keine Steuern zahlen, benachteiligt, weil beispielsweise die einzige Förderung der Kinderbetreuung in der Möglichkeit besteht, die Kosten von der Steuer abzusetzen, während das viel diskutierte Elterngeld eine strukturelle Privilegierung der Besser- gegenüber den Schlechterverdienenden darstellt. Der Grund dafür ist nicht besonders schwer zu erraten: Der Gesetzgeber erhofft sich von kulturell und ökonomisch gut ausgestatteten Mehrheitsangehörigen einen höheren wirtschaftlichen und sozialen Mehrwert.

Zuge der Migration herausgefordert werden (vgl. etwa George 2005). Hierauf aufbauend könnte nach den Zusammenhängen zwischen Sexualität, Arbeit und Migration gefragt werden. Kann etwa von spezifischen queeren Arbeitsmärkten gesprochen werden? Welche spezifischen Diskriminierungserfahrungen machen queere MigrantInnen auf dem ethnisch und geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt?

Teilweise wurden diese Fragen über Studien angegangen, die aufzeigen, dass Schwule, Lesben und Transgender ein höheres Armutsrisiko tragen und etwa Lohndiskriminierungen hinnehmen müssen.[6] In Spanien hat die sozialistische Regierung im März 2007 in der Konsequenz darauf ein Gesetz erlassen, das Menschen rechtlich zusichert, ihr Geschlecht in Personalausweis und Geburtsurkunde ändern zu können, ohne dass sich die Person einer operativen Geschlechtsumwandlung unterziehen muss. Die *Ley de Identidad de Género* knüpft dabei an die *International Bill of Gender Rights* (Engel 2000) an. Das Gesetz wurde u.a. erlassen, um Transgender einen Zugang zu dem deutlich geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt zu gewähren.

Im Zusammenhang mit dem Zugang zum Arbeitsmarkt steht darüber hinaus die Frage der Remissionen – Geldüberweisungen von MigrantInnen in ihre Herkunftsländer. MigrantInnen sehen sich in der Situation, ihren Status innerhalb der eigenen Familie neu verhandeln zu können, wenn sie die im Herkunftsland gebliebenen Angehörigen finanziell unterstützen. Die ökonomische Macht übersetzt sich in Verhandlungsmacht und einen allgemein besseren Status innerhalb der Familienhierarchie. Es wäre hier zu fragen, ob dies auch für queere MigrantInnen der Fall ist. Können z.B. schwule Migranten, die ihren Neffen und Nichten eine Schulbildung im Herkunftsland ermöglichen, ihre sexuelle Orientierung offen leben? Und kann Lohnarbeit emanzipativ sein, d.h. die Möglichkeit eröffnen, nicht-normative sexuelle und Beziehungspraxen zu leben? Bezeichnenderweise zeigen sich selbst Studien zu *care economy* und Sexarbeit gleichermaßen durch einen heteronormativen Blick als eingeschränkt. Auch hier werden queere (postkoloniale) MigrantInnen quasi unsichtbar gemacht.

‘Sexual citizenship’ und Migration

Die feministische Philosophin Iris Marion Young (1997) zeigt auf, dass das Bild der ‘intakten heterosexuellen Familie’ nur dann funktionieren kann, wenn die inhärente Geschlechterungleichheit durchgängig ignoriert wird. Dagegen

6 Vgl. Queers for Economic Justice (http://qej.tripod.com/qej2/index.html).

argumentiert sie, dass – will man eine egalitäre Staatsbürgerschaft befördern – Unabhängigkeit als Autonomie rekonfiguriert und von Selbstgenügsamkeit gespalten werden sollte (ebd.: 122). Unabhängigkeit als zentrales Konzept im Staatsbürgerschaftsdiskurs produziert dagegen Bilder der normalen heterosexuellen Familie, in der Kinder und Frauen die Rolle der 'Abhängigen' einnehmen.

Feministische Diskurse um Staatsbürgerschaft und Nationalismus haben neue Perspektiven auf Migrationsprozesse werfen können. U.a. konnte hiernach festgestellt werden, wie das Label 'Staatsbürger' den Dualismus zwischen öffentlich und privat beinhaltet. Staatsbürgerschaft ist mental im öffentlichen Raum verankert und wird damit ungebrochen als männlich bestimmt. In der Konsequenz stabilisiert dies das homogenisierte Bild der Dazugehörenden (vgl. etwa Yuval-Davis 1997). Wie selbstverständlich werden Frauen, die zu Hause der Reproduktionsarbeit nachgehen, in einem Abhängigkeitsverhältnis zum männlichen 'Produktionsarbeiter' gesetzt (vgl. Lister 2003). Im klaren Kontrast dazu wird der männliche Staatsbürger als unabhängiger, autonomer Akteur gesehen, der am Arbeitsmarkt und an den politischen Prozessen aktiv teilnimmt. Diese Staatsbürgerschaftsauffassung verweigert Frauen, die beispielsweise in der Pflege tätig sind, die Anerkennung als Bürgerinnen. Als Reproduzentinnen im informellen Feld der sozialen Wohlfahrt bleiben sie ausgeschlossen von der Staatsbürgerschaft. Yuval-Davis bemerkt nun sehr richtig, dass *gender* nicht der einzige für die Staatsbürgerschaft bestimmende Faktor ist: 'Ethnicity, class, sexuality, ability, place of residence and so on, affect it as well' (ebd.: 24). Womit Ansätze wie der der 'sexual citizenship' interessant werden. David Evans (1993), der den Begriff der 'sexual citizenship' mitprägte, geht es dabei nicht um eine simple sexualpolitische Erweiterung von citizenship, vielmehr „zeigt er eine Verschiebung in Vergesellschaftungsweisen an, die einerseits bezogen auf 'sexuelle Minderheiten' ungleiche Verhältnisse strukturell aufrechterhält und anderseits bezogen auf die Re-Strukturierung des Sozialen neue gesellschaftliche Widersprüche verdeckt und deren Konflikthaftigkeit entlang heteronormativer Regeln ordnet" (Hark/Genschel 2003: 149). Der Zugang zur Mitgliedschaft bleibt auch in einem Staat, der homosexuelle Praxen entkriminalisiert hat, weiterhin homophob verfasst (ebd.).

In diesem Zusammenhang ist es durchaus lohnend zu verdeutlichen, wie das dualistische Bild von 'Abhängigen' und 'Unabhängigen' auch über Einwanderungsgesetzgebungen hervorgebracht wird, indem etwa MigrantInnen über restriktive Aufenthaltsbestimmungen zu 'Abhängigen' degradiert werden. Die universalisierende Kraft eines solchen Diskurses sorgt dabei dafür, dass die, die als abhängig erscheinen, sich nicht mehr im Blickfeld demokratischer Prozesse befinden. Der wahrgenommene Gegenspieler des Bürgers ist nicht der oder die

'Abhängige', sondern der/die 'Fremde'. Und der Einlass in die Gemeinschaft der Staatsbürger wird auch über heteronormative Grenzkontrollen reguliert. Die akzeptierten Gründe für einen Antrag auf Aufenthalt sind nicht nur ökonomischer und humanitärer Art. Kaum zufällig ist es die Familienzusammenführung, die als Legitimierung am häufigsten zur Gewährung eines Aufenthaltes in Deutschland herhält.[7] Die Möglichkeit des Familiennachzuges drückt dabei die Sorge des Staates um seine Staatsbürger aus: Deutschen in Deutschland soll die Möglichkeit eröffnet werden, mit ihren nicht-deutschen Familienangehörigen gemeinsam zu leben.

Wer schließlich vom Recht auf Einbürgerung Gebrauch machen möchte, muss vorab Rechenschaft über sich und sein Leben ablegen. So muss nicht nur detailliert nachgewiesen werden, wo man bisher gelebt hat, sondern auch unter Beweis gestellt werden, dass man sich die wichtigsten Werte und Vorstellungen der aufnehmenden Gemeinschaft zu eigen gemacht hat, was in einem Einbürgerungstest geprüft wird.

In Baden-Württemberg enthielt der Einbürgerungstest interessanterweise die Frage, was man denn tun würde, wenn man feststellte, dass der eigene Sohn schwul sei. Die Unterstellung ist hier, dass MigrantInnen *per se* homophob seien und im Gegenzug dazu alle Deutschen eben nicht.[8] Im Gegensatz zu dieser Selbstrepräsentation stimmten bei einer repräsentativen Umfrage in Deutschland im Jahre 2007 noch 31,3% der Aussage zu, dass es ekelhaft sei, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen (Heitmeyer 2007). Der Diskurs über 'homophobe – insbesondere muslimische – MigrantInnen' scheint die tatsächlichen 'deutschen Zustände' zu verleugnen (vgl. auch Klauda 2008). Homophobie repräsentiert mithin viel eher die Normalität als die Abweichung, insofern könnte zynisch argumentiert werden, dass nur homophobe MigrantInnen Einlass in die Staatsbürgerschaft erlangen sollten.

---

7 2007 wanderten 42.219 Menschen aufgrund gewährter Familienzusammenführung dauerhaft nach Deutschland ein. Der Familiennachzug bildete 2007 damit prozentual den größten Anteil dauerhaft zugewanderter Ausländer nach Deutschland. (vgl. http://www.bmi.bund.de/cln_012/nn_165228/Internet/Content/Themen/Auslaender__Fluechtlinge__Asyl__Zuwanderung/DatenundFakten/Deutsche__Auslaender__mit__Migrationshintergrund.html)

8 Die Frage 29 des Gesprächsleitfadens zur Einbürgerung des Landes Baden-Württemberg lautete: Stellen Sie sich vor, Ihr volljähriger Sohn kommt zu Ihnen und erklärt, er sei homosexuell und möchte gerne mit einem anderen Mann zusammenleben. Wie reagieren Sie?
Ab 1. September 2008 ist ein bundeseinheitlicher Einbürgerungstest in Kraft getreten, der keine der beiden Fragen beinhaltet – wenn auch dieser problematisch bleibt.

Migrantische Queers erleben vielfältige Diskriminierungen in den Herkunfts- wie auch in den Einwanderungsländern. Selbst in den vermeintlich 'geschlossenen Räumen' der Queer-Communities der Einwanderungsländer sind sie vor Verletzungen und *hate crimes* nicht sicher.[9] Die gängigen Repräsentationen queerer MigrantInnen bedienen sich rassistischer Bilder, um postkoloniale Queers zu unterwerfen und zur Befriedigung eigener (sexueller) Wünsche zu instrumentalisieren. Die kolonialen Kontinuitäten bleiben klar ersichtlich.

Da Einwanderungsgesetze Staatsinteressen vertreten, verschieben sie sich mit den wechselnden politischen und nationalen Interessen (vgl. etwa Kapur 2005: 151ff.).

Die Bedeutung von *gender* innerhalb der ökonomischen Migration ist ebenso ersichtlich. Das Zuwanderungsgesetz, welches im Untertitel 'Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern' führt, steht im Grunde dem öffentlich verkündeten Anspruch entgegen, die Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland neu zu regeln. Selbst der Begriff 'Einwanderung' wird im Gesetz vermieden. Ein besonderer Wandel in der Zuwanderungspolitik ist v.a. in der fokussierten Anwerbung von Hochqualifizierten zu sehen. Die Zielsetzung lautet hier, Migration zuzulassen, um die Bedürfnisse von Deutschlands Wirtschaft erfüllen zu können, die immer mehr nach qualifizierten Arbeitnehmern Ausschau halten muss. 2007 verabschiedete die EU-Kommission eine Rahmenrichtlinie zur Aufnahme von hochqualifizierten MigrantInnen durch Schaffung einer *EU Blue Card*, deren HalterIn Anrecht auf bestimmte sozio-ökonomische Rechte und günstige Bedingungen für eine Familienzusammenführung hat. Darüber hinaus wird hierdurch der Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtert. Die Mehrheit der MigrantInnen passt sich heute – das war nicht immer so – an das Brotverdiener-Hausfrauen-Modell an, das wiederum systematisch die volle Staatsbürgerschaft von Frauen untergräbt.

Um für die Nation das Beste aus den MigrantInnen herauszuholen sowie im Namen der Sicherheit der Nation, beinhaltet das Zuwanderungsgesetz einen hohen Grad an Kontrolle und Überwachung von Einzelpersonen und erlaubt z.B. ein Ausleuchten des Privatlebens von MigrantInnen. Diese Funktionen des

9 Im Mainstream wird immer wieder behauptet, dass queere MigrantInnen aus repressiven Kontexten fliehen, um in Deutschland in den liberalen Metropolen frei zu leben. Die Erzählung von Freiheit suchenden migrantischen Queers stabilisiert dabei die Vorstellung eines liberalen Europas, wo alle so leben können, wie es ihnen gefällt. Keine Rede von den unterdrückerischen Sexualitätsregimes und der Gewalt, der Mitglieder der *LGBT Community* tagtäglich in Europa ausgesetzt sind (vgl. auch Loudes/Paradis 2008).

Zuwanderungsgesetzes erlauben es dem Staatsbürgerschaftsgesetz eine *Imago Universalis* zu etablieren, indem es die potenziell vollwertigen Mitglieder der Nation bestimmt. Die Hürden zur vollen Mitgliedschaft, wie sie in den Bestimmungen des Staatsbürgerschaftsgesetzes ausbuchstabiert werden, sind dagegen minimal. Die strikten Grenzregimes regulieren, wer später StaatsbürgerIn werden kann: nämlich diejenigen, die den Standards der Nation im Hinblick auf Gesundheit, Bildung, Sexualität und Familienstruktur etc. entsprechen. Was zusammenfassend bedeutet, dass denjenigen, die die heteronormative Norm erfüllen, – relativ gesehen – ein leichterer Zugang nach Deutschland gewährt wird und infolgedessen auch eher eine Einbürgerung offensteht, worüber dann auch der Zugang zum Arbeitsmarkt geregelt wird. Grenzen werden dabei über rassistische Vorstellungen des Nationalen gesetzt und über heteronormative Machtstrukturen stabilisiert.

Queere Diaspora

Das politische Interesse am Verhältnis zwischen postkolonialer Kritik und dem Phänomen der Migration geht mit einem Interesse an postkolonialen Subjektkonstruktionen einher. Es wird hier etwa die Frage formuliert, wie Subjekte durch Migrationsprozesse geformt werden. Postkoloniale Theorie beschäftigt sich dabei eigens mit der Frage der kulturellen Identität und ihrer Beziehung zu Deterritorialisierung und (trans-)nationalen Räumen. In diesem Zusammenhang taucht der Begriff der 'Diaspora' im Kontext der europäischen Kolonialgeschichte und Politik auf (vgl. hierzu Mayer 2005). Diaspora repräsentiert Gruppen, die gezwungen wurden, ihre 'ethnische Heimat' zu verlassen. Das Konzept ist James Clifford (1997) zufolge in der Lage, das Nationale potenziell zu untergraben. Für ihn ist Diaspora ein 'Mittel, Verbindungen mit mehr als einem Ort aufrechtzuerhalten, während man eine nicht-absolutistische Form der Staatsbürgerschaft praktiziert' (ebd.: 9). Avtar Brah bemerkt ergänzend hierzu, dass das Konzept der Diaspora Heimatdiskurse problematisiert, „taking into account of a homing desire which is not the same thing as desire for a 'homeland" (1996: 180).

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden hundert Millionen von Menschen weltweit zu MigrantInnen. Seit dem späten 20. Jahrhundert ist eine Zunahme von massiven ethnischen Konflikten und dadurch erzeugten Flüchtlingskrisen, ein Anstieg von Kriegen, Nationalismus und Faschismus sowie von Naturkatastrophen und ökonomische Krisen zu beobachten, die die Migrationsbewegungen zahlenmäßig deutlich ansteigen lassen. Avtar Brah (1996) bemerkt, dass diese Wanderungsbewegungen eine 'neue Diaspora' hervorbringen und

damit „im Rahmen einer starken Verbreitung der neuen Grenzüberschreitungen die Sprache von 'Grenze' und von 'Diaspora' eine neue Währung" erwirbt (ebd.: 178).

Postkoloniale Diaspora Studien beschäftigen sich mit der tiefen Verbindung zwischen Kolonialismus und Migration und erforschen die kolonialen Kontinuitäten der Migrationsrouten. So wird u.a. dargelegt, warum es unmöglich ist, Migration vom Phänomen des Kolonialismus zu trennen (Castro Varela/Dhawan 2005b). Die Verbindung zwischen Migration und Kolonialismus zeigt sich dabei äußerst komplex: Menschen gelangten während der Kolonialzeit sowohl als SiedlerInnen, WandererInnen als auch als Strafgefangene, SklavInnen oder ArbeiterInnen in die kolonialisierten Länder. Die koloniale Entfaltung hat unterschiedliche Formen der Macht ausgeübt, um internationale Grenzüberschreitungen zu bewirken bzw. zu erzwingen (vgl. etwa Gilroy 1993).

Eine adäquate Einbeziehung von *gender* und Sexualität in die Migrationsforschung könnte einen Blick auf queere Diaspora eröffnen, von der Gayatri Gopinath (2005) sagt, dass sie außerhalb patrilinearer Ökonomien steht. In ihrem Text *Global Gay Formations and Local Homosexualities* (King 2005: 508f.) erforscht z.B. Katie King, wie 'lokale Homosexualitäten' in Form von Opposition, Austausch und Infragestellung mit der Produktion von globalisierten sexuellen Identitäten dynamisch verbunden sind. 'Homosexualität' beschreibt King als 'travelling set of discourses', welches in bestimmten Zusammenhängen universalisiert vorherrscht, während es in anderen Kontexten als oppositionelle Perspektive intervenieren kann, um historisch-kulturelle Besonderheiten als spezifische zu entlarven. King betont, dass das 'Lokale' und 'Globale' durch Migration miteinander in Kontakt kommen, selbst wenn das 'Lokale' und 'Globale' plural und relational sind. Sie empfiehlt ein Verständnis der Geschichte der Sexualität, das die globalen analytischen Metakategorien in Frage stellt, indem die historisch spezifischen Anordnungen ernst genommen werden (ebd.: 511).

Der Begriff 'queer' ist King folgend sowohl politisch als auch konzeptionell eben wegen der Uneindeutigkeit und Instabilität der Bedeutungen nützlich. Im Gegensatz zum Fokus auf historische Kontinuitäten gelingt es queer, die Differenzen und Diskontinuitäten zwischen unterschiedlichen politischen AkteurInnen zu markieren. Als Selbstkennzeichnung kann queer deswegen eine Politik darstellen, die Etiketten wie 'heterosexuell', 'homosexuell', 'bisexuell' oder 'transgender' in Frage stellt und dadurch eine implizite Kritik an Identitätspolitiken anbietet. Queere Bündnisse mit sexuell-ethnischen Minoritäten können dann in die 'imperialistische' *Gay Liberation* als globale Bewegung eingreifen (ebd.: 512). Die Instabilität von queer lässt diese als eine Überflutungskategorie fungieren, die zu

einem machtvollen, produktiven Ort wird, von dem aus neue Bündnisse, Identitäten und politische Strategien entstehen können. Queere Diaspora-Sexualitäten produzieren keine eindeutigen Identitäten, sondern lassen sich durch Experimente mit neuen Kollektivitäten und Bündnissen inspirieren (ebd.: 513).

Als Gegenstände innerhalb einer epistemologischen Geschichte erfordern Begriffe wie 'homosexuell' oder 'lesbisch' diachronische und synchronische Untersuchungen, um zeitgenössische sexuelle Politiken in Zeiten des globalisierten Kapitals zu verstehen. Solche Untersuchungen benötigen Reflexionen der komplexen Schichten des Lokalen und Globalen und das Zusammendenken von Begriffen wie 'queer' und 'Diaspora'. Darüber hinaus ermöglicht die Pluralisierung von Selbstbezeichnungen, eine Politik der Übersetzungen transnationaler Machtfelder, die hegemoniale Etiketten destabilisieren können. Als Bezeichnungen, die diverse Sexualitäten und Identitäten nur inadäquat darstellen und vertreten können, ermöglichen queere Anti-Identitätspolitiken eine Kritik der Kommodifizierung von Sexualitäten innerhalb globaler und lokaler Strukturen. Das beinhaltet die Etablierung eines internationalen 'homosexuellen' Marktes, der explizit auf Queers zielt, die touristisch unterwegs sind, migrieren oder auch vor Gewalt im Herkunftsland flüchten.

TheoretikerInnen der *Queer Diaspora Studies* haben zeigen können, wie migrantische Queers als handelnde Subjekte ihre Genderidentitäten und Sexualitätspositionen kontinuierlich verhandeln (vgl. etwa Patton/Sánchez-Eppler 2000; Gopinath 2005).

Schlussbemerkungen

Migrationsprozesse tragen zur Transnationalisierung von Sexualität und der Heterogenisierung sexueller Praxen bei, was wiederum hybride Positionierungen zulässt, denn nicht-westliche Sexualitätsideologien assimilieren sich nicht einfach an ein westliches Einheitsmodell. Im Gegenteil, sie zeigen sich involviert in synkretistische Prozesse, die alternative Sexualpolitiken, -kulturen und -identitäten hervorbringen. Die Vorstellung von Sexualität als einer angenommenen universalisierten, rein biologischen und psychologischen Reaktion statischer, passiver Körper veränderte sich radikal durch die Betrachtung konstitutiver Elemente transkultureller, transnationaler migrantischer Erfahrungen. Das Konzept der 'sexuellen Migration' von Hector Carillo (2004: 58), deutet hier einen Prozess an, bei dem über transnationale Grenzüberschreitungen neue queere Praxen und Subjektivitäten ermöglicht werden. Indem queere Diaspora-Perspektiven re-formuliert werden, die innerhalb der dominierenden Paradigmen der Nation,

der Migration und der Globalisierung unhörbar und unsichtbar gemacht wurden, wird es möglich in herrschende hegemoniale Strukturen zu intervenieren und dadurch gewissermaßen andere Welten zu eröffnen. Oder, wie Gayatri Gopinath sagt:

> [...] a queer diasporic logic displaces heteronormativity from the realm of natural law and instead launches its critique of hegemonic constructions of both nation and diaspora from the vantage point of an 'impossible subject' (2005: 186).

Literatur

Alexander, M. Jacqui (1998): 'Imperial Desire/Sexual Utopias: White Gay Capital and Transnational Tourism', In: E. Shohat (Hg.) Talking Visions: Multicultural Feminism in a Transnational Age, Cambridge/Mass.: MIT, S. 281-305.

Bednarz-Braun, Iris und Ulrike Heß-Meining (2004) (Hg.): Migration, Ethnie und Geschlecht: Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven, Wiesbaden: VS.

Brah, Avtar (1996): Cartographies of Diaspora. London/New York: Routledge.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Castro Varela, María del Mar (1999): 'Queer the Queer! Queer Theory und politische Praxis am Beispiel Lesben im Exil', Beiträge zur feministischen Forschung und Praxis, 22(52), S. 29-40.

– (2007): Unzeitgemäße Utopien, Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung. Bielefeld: transcript.

Castro Varela, María do Mar und Clayton, Dimitria (Hg.) (2003): Migration, Gender und Arbeitsmarkt: Neue Beiträge zu Frauen und Globalisierung. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.

Castro Varela, María do Mar und Dhawan, Nikita (2005a): 'Spiel mit dem 'Feuer' – Post/Kolonialismus und Heteronormativität', Femina Politica 1, S. 47-59.

Castro Varela, María do Mar und Dhawan, Nikita (2005b): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.

Carillo, Hector (2004): 'Sexual Migration, Cross-Cultural Sexual Encounters and Sexual Health', Sexuality Research and Social Policy 1(3): S. 58-70.

Clifford, James (1997): Routes: Travel and Translation in the Late Twentieth Century. Cambridge: Harvard UP.

Cruz-Malavé, Arnaldo und Martin F. Manalansan IV (Hg.) (2002): Queer Globalizations: Citizenship and the Afterlife of Colonialism, New York: New York UP.

Dietze, Gabriele u.a. (2007): 'Checks and Balances. Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory', In: Katharina Walgenbach et al. (Hg.) Gender als Interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Leverkusen-Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.

El-Tayeb, Fatima (2003): 'Begrenzte Horizonte. Queer Identity in der Festung Europa', In: H. Steyerl und E. G. Rodríguez (Hg.) Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik, Münster: Unrast, S. 129-145.

Engel, Antke (2000): 'Differenz (der) Rechte – Sexuelle Politiken und der Menschenrechtsdiskurs', In: quaestio (Hg.) Queering Demokratie. Berlin: Quer, S. 157-174.

– (2002): Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation, Frankfurt a. M.: Campus.

Evans. David (1993): Sexual Citizenship. The Material Construction of Sexualities. London/New York: Routledge.

Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

George, Sheba M. (2005): When women come first: Gender and Class in Transnational Migration. California: University of California Press.

Gilroy, Paul (1993): The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness. London: Verso.

Gopinath, Gayatri (2005): Impossible Desires. Queer Diasporas and South Asian Public Cultures. Durham: Duke UP.

Granato, Mona (2004): Feminisierung der Migration – Chancengleichheit für (junge) Frauen mit Migrationshintergrund in Ausbildung und Beruf. Bonn: BIBB.

Haour-Knipe, Mary und Richard Rector (1996): Crossing Borders: Migration, Ethnicity and AIDS. London: Taylor & Francis.

Hark, Sabine und Corinna Genschel (2003): 'Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausfordrung', In: G.-A. Knapp und A. Wetterer (Hg.) Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und Kritik II, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 134-169.

Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2007): Deutsche Zustände. Folge 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Herdt, Gilbert (1997): Sexual Cultures and Migration in the Era of AIDS: Anthropological and Demographic Perspectives. Oxford: Oxford UP.

Jamin, Mathilde (1999): 'Fremde Heimat. Zur Geschichte der Arbeitsmigration aus der Türkei', In: J. Motte, R. Ohliger und A. von Oswald (Hg.) 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung. Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 145-164.

Kapur, Ratna (2005): Erotic Justice: Law and the New Politics of Postcolonialism. Delhi: Permanent Black.

King, Katie (2005): 'Global Gay Formations and Local Homosexualities', In: H. Schwarz und S. Ray (Hg.) A Companion to Postcolonial Studies, Malden: Blackwell, S. 508-519.

Klauda, Georg (2008): Die Vertreibung aus dem Serail Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt. Hamburg: Männerschwarm.

Lenz, Ilse et al. (Hg.) (2002): Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. II: Gender, Identities and Networks. Opladen: Leske und Budrich.

Lister, Ruth (2003): Citizenship: Feminist Perspectives. New York: New York University Press.

Loudes, Christine und Evelyne Paradis (2008): Handbook on monitoring and reporting homophobic and transphobic incidents. Brüssel: ILGA Europe.

Luibhéid, Eithne (2002): Entry Denied: Controlling Sexuality at the Border. Minneapolis: Minnesota UP.

– (2004): 'Heternormativity and Immigration Scholarship: A Call for Change', GLQ 10(2): S. 227-235.

– (2005): 'Queering Migration and Citizenship', In: E. Luibhéid und L. Cantu (Hg.) Queer Migrations: Sexuality, U.S. Citizenship and Border Crossings, Minneapolis: Minnesota UP, S. ix-xlvi.

Lutz, Helma (2007): Vom Weltmarkt in den Privathaushalt. Die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung. Leverkusen-Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.

Manalansan IV, Martin F. (2000): „Diasporic Deviants/Divas: How Filipino Gay Transmigrants 'Play with the World'", In: C. Patton und B. Sánchez-Eppler (Hg.) Queer Diasporas, Durham NC: Duke UP, S. 183-203.

– (2006): 'Queer Intersections: Sexuality and Gender in Migration Studies', International Migration Review, 40(1), S. 224-249.

Matthaei, Julie (1997): 'The Sexual Division of Labor, Sexuality and Lesbian/Gay Liberation: Toward a Marxist-Feminist Analysis of Sexuality in U.S. Capitalism', In: A. Gluckman und B. Reed (Hg.) Homo Economics: Capitalism, Community and Lesbian and Gay Life, New York: Routledge, S. 135-164.

Mayer, Ruth (2005): Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung. Bielefeld: transcript.

Metz-Göckel, Sigrid et al. (2008) (Hg.): Migration and mobility in enlarged Europe: A gender perspective. Leverkusen-Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich.

Morokvasic, Mirjana (1984): 'Birds of Passage are also Women ...', International Migration Review, 18(4), Special Issue: Women in Migration, S. 886-907.

Patton, Cindy und Sánchez-Eppler, Benigno (Hg.) (2000): Queer Diasporas. Durham: Duke UP.

Pedraza, Silvia (1991): 'Women and Migration: The Social Consequences of Gender', Annual Review of Sociology, 17, S. 303-325.

Pessar, Patricia R. und Sarah J. Mahler (2003): 'Transnational Migration: Bringing Gender', International Migration Review, 37(3), S. 812-846.

Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2007): Der Nationale Integrationsplan Neue Wege – Neue Chancen. Berlin.

Rauchut, Franziska (2008): Wie *queer* ist Queer? Sprachphilosophische Reflexionen zur deutschsprachigen akademischen 'Queer'-Debatte. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.

Sassen, Saskia (2001): The Global City: New York, London, Tokyo. Princeton: Princeton UP.

Schütte-Bäumer, Christian (2007): Que(e)r durch die Soziale Arbeit. Professionelle Praxis in den AIDS-Hilfen. Bielefeld: transcript.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1990): Epistemology of the Closet. Berkeley: University of California Press.

Sharpe, Pamela (2001): Women, Gender and Labour Migration. London: Taylor and Francis.

Tagesspiegel vom 23.12.2008: ‚Papst-Rede verärgert Homosexuelle', http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/Papst-Homosexualitaet;art1117,2691453 (25.06.2009).

Weston, Kath (1998): Long Slow Burn: Sexuality and Social Science. New York: Routledge.

Woellert, Franziska et al. (2009): Ungenutzte Potentiale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Berlin: Berliner Institut für Bevölkerung und Entwicklung. Siehe http://www.berlin-institut.org/studien/ungenutzte-potenziale.html (1.3.2009).

Young, Iris Marion (1997): Intersecting Voices: Dilemmas of Gender, Political Philosophy and Policy. Princeton: Princeton UP.

Yuval-Davis, Nira (1997): Gender and Nation. London: Sage.

Ursula Apitzsch

Transnationales biographisches Wissen

Ein Vorschlag für die soziologische Mikro- und Meso-Fundierung des Verstehens historischer Prozesse in transnationalen Handlungsräumen

Im Zentrum der gegenwärtigen methodologischen Diskussion um die wissenschaftliche Analyse von Migrationsbewegungen steht die Entgegensetzung von methodologischem Nationalismus und Transnationalismus. Mit den von ihnen jeweils spezifisch adressierten methodischen Instrumentarien der ethnographischen Case Studies einerseits und der nationalen Surveys andererseits gelingt es den KritikerInnen zumeist jedoch nicht, die Besonderheit *trans*-'nationaler' Entwicklungen zu fassen, die gerade in der je spezifischen Kombination nationaler und internationaler Politiken bei der Hervorbringung spezifischer Migrationsregimes – und damit auch spezifischer Lebenswelten der MigrantInnen – besteht. Ich möchte den Kern dieser methodologischen Debatte in einem ersten Abschnitt skizzieren. Die Besonderheit der jeweils spezifischen Verbindungen von Nationalismus und Transnationalismus möchte ich am Beispiel des indonesischen und des philippinischen Migrationsregimes in einem zweiten Abschnitt verdeutlichen. Dabei wird sich auch herausstellen, wie stark nationale und transnationale Politiken zusammenspielen bei der Definition der Gender-Rollen in den jeweiligen Migrationsregimes. In einem dritten Abschnitt werde ich die hier gewonnenen Einsichten auf innereuropäische Migrationsprozesse anwenden und dabei insbesondere genderspezifische biographische Prozesse in transnationalen Familienmigrationen ins Auge fassen.

In einem abschließenden vierten Abschnitt möchte ich schließlich einige Konsequenzen meiner Überlegungen anhand des Begriffs des transnationalen biographischen Wissens zusammenfassen. Dabei möchte ich zugleich eine Idee zu der zunehmend diskutierten Forderung entwickeln, dass das Verständnis historischer Makro-Prozesse durch die soziologische Untersuchung von Phänomenen im Meso- und Mikro-Bereich fundiert werden sollte. Keine Methode scheint dazu besser geeignet als die Biographieforschung.

1. Migrationsforschung als 'methodologischer Nationalismus'

Der sogenannte 'methodologische Nationalismus' (Wimmer/Glick Schiller 2002/2008)[1] bestimmt bislang weitgehend die Erforschung der Lebenswelt von MigrantInnen und hat deutliche Konsequenzen für Rechtssysteme, Exklusionspraktiken und das gesamtgesellschaftliche Migrationsmanagement. Wimmer/Glick Schiller erkennen den methodologischen Nationalismus in drei typischen Phänomenen:

> „Methodological nationalism reflects and reinforces the identification that many scholars maintain with their own nation states. ... We have identified three variants of methodological nationalism: 1) ignoring or disregarding the fundamental importance of nationalism for modern societies; this is often combined with 2) naturalization ' i.e., taking for granted that the boundaries of the nation state delimit and define the unit of analysis; 3) territorial limitation which confines the study of social processes to the political and geographic boundaries of a particular nation state" (Wimmer/Glick Schiller 2008: 105).

Das Phänomen von Inklusion und Exklusion wird bis heute in Deutschland wie in den meisten europäischen Staaten rund um die Begriffe der nationalen 'Integration' und 'Assimilation' organisiert. Seit dem Anwerbestopp von 1973 und dem darauf folgenden Familiennachzug wurde in Deutschland die zweite Generation von ArbeitsmigrantInnen unter diesen Begriffen als defizitär problematisiert. 'Integration' gilt als individuell zu erbringende Leistung und Ausgrenzung als Folge mangelhafter 'Assimilation'. Davon ausgehend konzentrierte sich ein Großteil der Forschung nur auf eine Seite des Migrationsprozesses, nämlich die Perspektive des Ankunftslandes und seiner nationalen Interessen.

Der Begriff der Transnationalisierung versucht hingegen, die durch Migrationsprozesse eingetretenen Veränderungen auf der Ebene der handelnden Subjekte und der durch sie hergestellten Sozialräume – in Konfrontation mit und Reaktion auf nationalstaatliche wie supranationale Policies – zu begreifen.[2] Mit dem Präfix 'Trans' gaben die Pionierforschungen um Glick Schiller, Bash

---

1 Der für die Verbreitung des Terminus sehr folgenreiche Artikel von Andreas Wimmer und Nina Glick Schiller mit dem Titel 'Methodological Nationalism, the Social Sciences and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology' erschien zuerst 2002 im 'Journal of Transnational Affairs'. Hier wird er zitiert nach dem Reprint von 2008 in 'The Transnational Studies Reader', herausgegeben von Sanjeev Khagram und Peggy Levitt.

2 Teile der folgenden Überlegungen sind aus Diskussionen mit Irini Siouti hervorgegangen, mit der ich 2008 bereits einen Artikel über 'Transnationale Biographien' publiziert habe.

und Szanton Blanc der Alltagswelt der Lebensweisen von MigrantInnen einen neuen konzeptionellen Rahmen. Das Transnationalismus-Konzept wird schon seit einigen Jahren im US-amerikanischen Kontext diskutiert. Es gilt im weitesten Sinne als eine Kritik an einseitig makrostrukturell orientierten Ansätzen. Zudem gilt es als Instrument zur Analyse von Wanderungen und Wanderungsanlässen von MigrantInnen im Zeitalter des 'Informationskapitalismus' (Castells 2001-2003), in dem transnationale und transstaatliche Räume aufgrund vermehrter grenzüberschreitender Bewegungen von Menschen, Gütern und Informationen sich zunehmend ausdehnen (vgl. Apitzsch 2006). Das Konzept stellt zugleich eine Kritik an der dominanten Vorstellung dar, welche Migration als unidirektionalen Weg und begrenzten raum-zeitlichen Prozess von einem Herkunfts- in ein Aufnahmeland versteht. Zudem kritisiert es Raumkonzepte, in denen der Nationalstaat den natürlichen und sicheren 'Container' (Pries 1999) darstellt, in dem sich alles soziale Erleben abspielt. Damit ist auch das Konzept des Ein- und Auswanderns in Frage gestellt. Der neue Raum schafft vielmehr transnationale Identitäten, die sich entgegen starren Einteilungen nationaler Zugehörigkeit entwickeln. Bedingt durch die rapide anwachsenden Kommunikations- und Mobilitätstechnologien bringen die transnationalen Beziehungen auch politische, soziale und kulturelle Veränderungen mit sich. Glick Schiller et al. (1992) definieren Transnationalismus als Prozess, in dem MigrantInnen soziale Felder schaffen, um das Land ihrer Herkunft und das Land ihrer Niederlassung miteinander zu verbinden. Ihr Ziel ist es, das binäre Modell von 'Emigranten' und 'Immigranten' und von 'push' und 'pull'-Faktoren zu überwinden, um den Fokus auf die grenzüberschreitenden Praktiken der TransmigrantInnen zu legen.

In empirischen Studien wurde untersucht, wie TransmigrantInnen ihre sozialen Beziehungen und vielfältigen variierenden Identitäten einbringen, um den Kontexten, denen sie sich in transnationalen Feldern ausgesetzt sehen, zu widerstehen oder sich anzupassen. Nach Portes (1999) führen TransmigrantInnen doppelte Leben. Sie sprechen oft zwei Sprachen, fühlen sich mehreren Heimaten und Kulturen zugehörig und vertreten meist komplexe soziale oder politische Interessen, die die Präsenz in zwei oder mehreren Ländern bedingen.

Die neuen Ansätze der internationalen Migrationsforschung zeigen auf, dass die Entscheidung zu einer grenzüberschreitenden Wanderung meist im Rahmen von Netzwerkstrukturen interpersoneller Beziehungen realisiert wird. Auch wird die sogenannte kumulative Verursachungsdynamik in den Blick genommen, die durch einmal initiierte Wanderungen in Gang gesetzt wird. Nach Glick Schiller et al. (1992) bilden TransmigrantInnen fluide und multiple Identitäten

aus, die sowohl dem Land ihrer Herkunft als auch dem Land ihrer Niederlassung entspringen können. Sie entwickeln biographisch unterschiedliche ethnische, kulturelle und politische Identitäten, die es ihnen ermöglichen, auch im Widerstand gegen globale, politische und ökonomische Veränderungen aufzutreten, obgleich sie sich den durch Unsicherheit gekennzeichneten Lebensbedingungen zugleich auch anpassen. Ahiwa Ong (1999) erweitert den Ansatz transnationaler Räume um den Begriff der kulturellen Verflechtung. Nach Ong stellt der Begriff des Transnationalismus eine exaktere Definition neuerer Entwicklungen dar als der der Globalisierung, da dieser eine vorrangig ökonomische Perspektive ohne intentional handelnde Subjekte thematisiert. Transnationalismus entsteht durch die kulturelle Verflechtung und die Mobilität der Subjekte über räumliche Grenzen hinweg.

Diese These eines Transnationalismus als eine Art neuen Kosmopolitismus hat jedoch in den letzten Jahren vielfältige Kritik erfahren. Selbst Wimmer/Glick Schiller als ProtagonistInnen der neuen transnationalen Begrifflichkeit erwähnen die damit verbundene Gefahr.

> „We note that many who have attempted to escape the Charybdis of methodological nationalism are drifting towards the Scylla of methodological fluidism. It makes just as little sense to portray the immigrant as the marginal exception than it does to celebrate the transnational life of migrants as the prototype of human condition. ... Moreover, while it is important to push aside the blinders of methodological nationalism, it is just as important to remember the continued potency of nationalism" (Wimmer/Glick Schiller 2008: 114).

Was hier im Bild der beiden Meeresungeheuer dargestellt wird, zwischen denen Odysseus und seine Männer die Durchfahrt durch die Meeresenge zwischen Kalabrien und Sizilien suchen mussten, hat jedoch einen blinden Fleck gerade in der Entgegensetzung von fortbestehender Kraft des methodischen Nationalismus und den Phänomenen der Transnationalisierung. Das Problem, das von Wimmer und Glick Schiller nicht thematisiert wird, ist die Tatsache, dass nicht alle nationalen Migrationspolitiken die 'Integration' und 'Assimilation' von MigrantInnen im Zielland fördern wollen, sondern dass es durchaus staatlich geförderte Migrationsprogramme gibt, die (u.a. zum Zweck der beständigen Aufrechterhaltung migrantischer Geldüberweisungen an die Herkunftsgesellschaft, der 'remittances') eine dauerhafte transnationale Lebensweise von Auswanderern zu etablieren und aufrechtzuerhalten streben (vgl. z.B. Rodriguez 2002; Huang/Yeoh 2003). Umgekehrt ist nicht jede erfolgreiche Teilhabe von MigrantInnen an den Ressourcen eines Ziellandes gleichbedeutend mit der vollständigen Assi-

milation in mehreren sozialen Dimensionen. Ein ökonomisch sehr erfolgreicher Expatriot, ein international tätiger Manager z.B., ist dank eines Bündels von institutionellen Angeboten seines Herkunftslandes bzw. seiner Konzernzentrale (muttersprachliche oder internationale Schulen, Clubs etc.) vor den Marginalisierungen durch kulturelle Assimilation und den damit unvermeidlich verbundenen Defiziterfahrungen gefeit. Sein Erfolg beruht gerade in der Nicht-Assimilation in bestimmten Bereichen. Richtig hat Bommes (2003) erkannt, dass der wesentliche Schwachpunkt assimilationistischer Migrationskonzepte in der Vorstellung einer Kopplung insbesondere kultureller und wirtschaftlicher Assimilation beruht.

> „Die Kritik der konventionellen Migrationsforschung durch die Transnationalisten wirft dieser ... vor, zu sehr in einer Art 'methodologischem Nationalismus' befangen zu sein und deshalb Assimilation im Bezugsrahmen einer Container-Vorstellung von Gesellschaft und mit den Mitteln eines nationalstaatlich gedachten Integrationsbegriffs zu formulieren. Das ist richtig und falsch zugleich: richtig, sofern Gesellschaft als Nationalgesellschaft und letztlich als nationales Großkollektiv konzipiert ist; falsch, sofern empirisch von der Assimilationsforschung ... etwas ganz anderes untersucht wird, nämlich der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Assimilationsformen. Und diesbezüglich wird eine starke sozialstrukturelle Hypothese vertreten: nämlich die Annahme einer engen Kopplung zwischen den verschiedenen Assimilationsformen" (Bommes 2003: 99). „Die Transnationalismus-These ist im Kern eine empirische Infragestellung der These der strikten Kopplung zwischen den verschiedenen Assimilationsformen" (Bommes 2003: 98).

Meine These ist, dass Assimilation in welcher Form auch immer weder unabdingbare Voraussetzung zur Teilhabe am sozialen Leben des Ziellandes ist noch absolute Entgegensetzung zu transnationalen Lebensformen sein muss. Partielle kulturelle Assimilation und ökonomischer Erfolg im Zielland kann vielmehr einhergehen mit einer verstärkten Hinwendung zur Herkunftsgesellschaft. Es gibt auf der anderen Seite – wie oben bereits erwähnt – privilegierte Formen der transnationalen Migration wie diejenige von Managern in internationalen Konzernen, in denen eine Kopplung von kultureller und ökonomischer Assimilation ausdrücklich nicht erwünscht und für den Erfolg der Teilhabe an den Gütern eines Landes nicht erforderlich ist, weil eine eigene, an der Herkunftskultur orientierte Lebenswelt als Enklave exportiert oder weil eine quasi exterritoriale globale Lebenswelt, 'the global private' (Connell 2008: 325), exklusiv verfügbar ist.[3]

---

3 'The global-private subtends, we might say, a new version of the domestic-private at the level of the mamagerial elite. But the old balance within bourgeois society, the pattern of reciprocity, is broken. The global-private does not depend on the domestic-private for its

Es gibt weiterhin Formen nicht privilegierter transnationaler Arbeitsmigration, in denen politische und ökonomische Teilhabe um den Preis kultureller Assimilation möglich ist, die jedoch bei den Betroffenen oft mit einer Re-Orientierung in Richtung des Herkunftslandes kompensiert wird. Alejandro Portes hat anhand einer großen quantitativen Untersuchung aufgezeigt, dass es – entgegen konventionellen Erwartungen in Bezug auf die Assimilation von MigrantInnen – gerade nicht die zuletzt gekommenen, noch nicht angepassten, marginalisierten und ungebildeten Migranten sind, die sich am stärksten und regelmäßigsten an politischen Bewegungen ihrer Herkunftsländer beteiligen (Portes et al. 2008: 126). Und es gibt schließlich drittens Politiken der Transnationalisierung von Seiten der Herkunftsländer, die die MigrantInnen dauerhaft an die Herkunftsgesellschaft binden und daher eine vollständige soziale und politische Teilhabe im Ankunftsland im Einvernehmen mit den dominanten Kräften der aufnehmenden Gesellschaft zu verhindern suchen. Im Folgenden geht es mir darum, an zwei Beispielen besonders diesen dritten Typus einer nationalistisch intendierten Transnationalisierung deutlich zu machen. Ich halte diesen Typus transnationaler Migration für besonders wichtig, weil er global in vielen Formen und zugleich immer stärker feminisiert erscheint.

2. Transnationalismus als Kombination nationaler und internationaler Migrationspolitiken

2.1. Das Beispiel der philippinischen Contract Worker als national gesteuerter Export

Beschäftigen wir uns zunächst mit dem Beispiel philippinischer 'transnationaler' MigrantInnen anhand eines Artikels von Robyn M. Rodriguez über 'Nationalism, Citizenship and the Politics of Filipino Migrant Labor' (Rodriguez 2002), der auf Dokumentenanalyse sowie Forschungen in Manila in den Jahren 2000 und 2001 beruht. Gegenüber den Thesen von Basch et al. (1994), die darauf fokussieren, dass afrikanische und asiatische EinwanderInnen in den USA sich oft trotz ihrer US-Staatsbürgerschaft aufgrund rassistischer Exklusionserfahrungen in den USA in nationalistische Politiken ihrer Herkunftsländer involvieren lassen, legt Rodriguez den Schwerpunkt der Argumentation auf die nationalistischen Transnationalisierungspraktiken der philippinischen Regierung, die

very existence, as was true of the market-private in metropolitan society. Universal commodification means that the global-private can supply all necessary services itself, bying in the food, the accommodation, the sexual services, the education' (Connell 2008: 325).

zum eigenen Nutzen einerseits auf alle Menschen philippinischer Herkunft gewisse Rechte philippinischer StaatsbürgerInnen ausdehnt und sie dadurch in nationale Entwicklungsprojekte involviert, andererseits per Gesetz eine Gruppe philippinischer BürgerInnen schafft, die nicht zu EmigrantInnen werden, sondern die dauerhaft als KontraktarbeiterInnen über die Vermittlung nationaler philippinischer Agenturen auf jeweils begrenzte Zeit im Ausland arbeiten sollen. Philippinische BürgerInnen werden somit als KontraktarbeiterInnen explizit zu einer Exportware des philippinischen Staates. Im 'Migrant Work Filipinos Act of 1995' wird in Artikel 2 (b) ausdrücklich „the significant contribution of Filipino migrant workers to the national economy through their foreign exchange remittances"[4] anerkannt.

Rodriguez zieht daher die Konsequenz, dass sich unter philippinischen MigrantInnen keinesfalls naturwüchsig einheitliche transnationale Alltagspraxen ausbreiten, sondern dass sich diese je nach der Inklusion der jeweiligen Gruppen in unterschiedliche nationale Projekte und Gesetzgebungen des Herkunftslandes außerordentlich unterschiedlich gestalten.

> „While Basch, Schiller and Blanc offer important insights into understanding the complexity of new forms of nationalism or transnationalism amongst immigrants, they are less clear as to what transnationalism means for migrants, or nationals of a particular country who work for short periods of time in a foreign country. Hence, transnationalism for Filipino immigrants is a distinct phenomenon very different from the kind of transnationalism practiced by Filipino migrant contract workers" (Rodriguez 2002: 344f.).[5]

Die Bildung einer Gruppe transnationaler MigrantInnen, die dauerhaft an das Herkunftsland wie an den Willen zur fortdauernden Auswanderung gebunden werden soll, hat den Doppeleffekt der Disziplinierung am ausländischen Arbeitsplatz, um die Rücküberweisungen sicherzustellen, als auch der Disziplinierung im Herkunftsland, um der zurückgebliebenen Familie keinen Schaden zuzufügen. Aktionen wie Streiks am Arbeitsplatz werden mit finanziellen Einbußen be-

4 http://www.chanrobles.com/republicactno8042.htm#REPUBLIC%20ACT%20NO.%208042

5 Selbstverständlich sind Formen von Zeitverträgen mit der Folge der Pendelmigration einerseits und Dauerarbeitsverträge mit der Folge der endgültigen Einwanderung im Zielland andererseits nicht immer grundsätzlich so unterschiedlich wie in dem von Rodriguez geschilderten Fall der Philippinen. Deutsche 'Gastarbeiter'-Verträge zur Zeit der Vollbeschäftigung kannten durchaus Übergangsformen zu dauerhafter Beschäftigung und Aufenthaltserlaubnis. Dennoch ist Zeitarbeit generell eine Form der Diskriminierung, die dann besonders zum Tragen kommt, wenn von Entsende- und Aufnahmestaaten grundsätzlich keine Verstetigung der Arbeitserlaubnis gewünscht wird.

straft (wer kündigt oder vom Arbeitgeber vor Ablauf des Arbeitsvertrages ohne nachweisbare Kontraktverletzung des Arbeitgebers gekündigt wird, erhält zum Beispiel kein Rückflugticket), ebenso wie fehlende Rücküberweisungen an die Familien mit Sanktionen belegt werden können. Rodriguez zitiert ausführlich aus dem von der staatlichen 'Commission on Filipinos Overseas' herausgegebenen Handbuch, in dem die entsprechenden Bestimmungen nachzulesen sind (Rodriguez 2002: 348f.).

Den nationalen Transnationalisierungspolitiken korrespondieren die Interessen der Aufnahmeländer in Nordamerika und Westeuropa, aber auch in Teilen Asiens wie etwa Singapur, flexible Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben, die aufgrund ihrer Kontraktbedingungen einerseits keine Arbeitsauseinandersetzungen wagen, andererseits in Krisensituationen leicht in die Heimatländer zurückgeschickt werden können.

2.2. Das Beispiel der Contract Migrant Worker in Singapur als national gesteuerter Import

In ihrem Aufsatz über 'State Policy and Contract Migrant Workers in Singapore' von 2003 zeigen Shirlena Huang und Brenda Yeoh das Gegenstück zu staatlich gelenktem Export von Arbeitskräften, nämlich den staatlich regulierten Import transnationaler Arbeitskräfte, am Beispiel der Einwanderungspolitik von Singapur. Der Stadtstaat war in seiner Geschichte immer mit dem Problem fehlender Arbeitskräfte konfrontiert. Insbesondere zwischen 1990 und 2000 stieg die Zahl ausländischer Arbeitskräfte sehr viel schneller als die der inländischen. Das Problem, dem sich die Autorinnen nun besonders zuwenden, ist, wie der Obertitel ihres Aufsatzes sagt: 'The Difference Gender Makes'. Es geht darum, auf welch verschiedene Weise männliche und weibliche ausländische Arbeitskräfte in die staatliche Regulierung einbezogen werden. Während die männlichen Arbeiter – in der Regel Bauarbeiter – trotz ihrer außerordentlich gefährlichen und schweren Arbeit immerhin auf den 'Employment Act' rekurrieren und z.B. bei Unfällen gegen ihre Firmen gerichtlich vorgehen können, sind die Arbeitsbedingungen der Frauen, die zumeist als 'maids' in privaten Haushalten arbeiten, in keiner Weise rechtlich geregelt. Ihre Arbeit gilt im Unterschied zur männlichen Arbeit nicht als qualifiziert. 'Maid abuse' wird nach Ansicht der Autorinnen nur bei tödlichem Ausgang geahndet. Obwohl sie keinen Arbeitsschutz genießen, sind Frauen dennoch bei der Einstellung wie die männlichen Arbeiter einem Gesundheitstest unterworfen. Über die Tests hinaus, die mit männlichen Arbeitern durchgeführt werden (z.B. Tests auf HIV) müssen die Frauen sich auch einem

Schwangerschaftstest unterziehen und werden im Falle einer Schwangerschaft als illegale Einwanderinnen abgeschoben. Dies versuchen sie unter allen Umständen zu vermeiden, weil sie mit ihren Rücküberweisungen die zu Hause zurückgelassenen Kinder unterstützen müssen.

Wir sehen hier also, dass nicht nur generell große Unterschiede zwischen transnationalen MigrantInnen im Allgemeinen und transnationalen KontraktarbeiterInnen bestehen, wie Rodriguez gezeigt hatte, sondern dass weiterhin ein spezifischer Unterschied zwischen männlichen und weiblichen KontraktarbeiterInnen durch die Überlappung der jeweiligen nationalen Interessen der Abgabe- und Aufnahmeländer und das dadurch entstehende Migrationsregime geschaffen wird. Männliche und weibliche ArbeiterInnen können nicht auf die gleichen transnationalen Erfahrungen rekurrieren, leben nicht im gleichen 'transnationalen sozialen Raum'.

3. Die Entwicklung genderspezifischer biographischer Prozesse im Kontext europäischer Migrationsregimes

Die seit der ökonomischen Krise und dem Anwerbestopp von 1973 einsetzende Diskussion um Integrationsdefizite ausländischer Bevölkerungsteile und die damit einhergehende Ausbildung des Assimilationsparadigmas hat weitgehend vergessen gemacht, dass am Anfang der großen 'Gastarbeitermigrationen' in die industriellen Zentren West- und Mitteleuropas keineswegs die Wanderungsentscheidung von Individuen steht, sondern eine gezielte Transnationalisierungspolitik im – von Regierungen deklarierten – angeblichen nationalen Interesse einzelner europäischer Länder. Dennoch sind diese nationalen Transnationalisierungspolitiken so gut wie gar nicht in das postmoderne 'Transnationalismus'-Paradigma (vgl. z.B. Appadurai 1991; Hannerz 1993) eingegangen.

Nehmen wir etwa das Beispiel Italien[6], so werden Parallelen zu den oben dargestellten Politiken der philippinischen Regierung in den 90er Jahren deutlich. De Gasperi und Adenauer verhandeln in der ersten Hälfte der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts einen (1955 in Kraft getretenen) binationalen Anwerbevertrag für Arbeitskräfte, der den Interessen beider Länder gerade dadurch Rechnung tragen soll, dass sie einen Teil der europäischen Bevölkerung zu transnationalen, zwischen zwei Ländern lebenden WanderInnen macht. Das Interesse Italiens besteht zum einen darin, die nach den blutig niedergeschlagenen Landarbeiteraufständen und Demonstrationen unter dem Innenminister Scelba (1947-1955) politisch unruhi-

6 Zur Geschichte der italienischen Auswanderungsschübe vgl. Apitzsch 1984: 187ff.

gen Bevölkerungen Süditaliens zu einem weitgehenden Exodus zu bewegen und dadurch konsequente Reformen zu vermeiden. Zum anderen erwartet man von den zumeist jungen männlichen Arbeitern, die vom Rest ihrer Familien getrennt werden, regelmäßige Rimessen in die Herkunftsregionen, die die ökonomische Entwicklung des Südens ankurbeln sollen. Tatsächlich ist die Aufrechterhaltung der Familientrennung eines der probatesten Mittel, die Rimessenzahlungen stabil zu halten. Umgekehrt liegt das Interesse der deutschen Bundesregierung darin, Investitionskosten für eine Einwanderung in die Sozialsysteme zu vermeiden, gleichzeitig aber flexible Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben, deren Aufenthaltserlaubnisse an zeitlich befristete Arbeitsverträge gekoppelt sind. Gerade die Nicht-Bereitstellung von Versorgungs- und Bildungsinstitutionen für die Kinder im Aufenthaltsland der Väter garantiert der italienischen Regierung zunächst die Dauerhaftigkeit der Rimessen. Dieses Migrationsregime wird dann nach dem Beitritt Italiens zur EWG und später zur EG allmählich vom liberalen, Freizügigkeit garantierenden Migrationsregime der EU überlagert und abgelöst.

Gerade in dieser Überlagerung jedoch liegt die große biographische Problematik der Nachkommen der durch Anwerbeverträge eingewanderten 'Gastarbeiter' begründet, die methodisch weder durch ethnographische Momentaufnahmen noch durch große Surveys erfasst werden kann, weil ihre Erklärung der Einbeziehung der prozessualen zeitlichen Dimension bedürfte. Die policy-gesteuerten Migrationsregimes wechseln und überlagern einander in oft paradoxer Weise, aber die handelnden Individuen und Gruppen sind nichtsdestoweniger gefordert, ihre Lebensläufe als diachrone, quer zu den sich überlagernden und widersprechenden staatlichen und transstaatlichen (europäischen) Steuerungssystemen zu planen. Nicht von ungefähr sind die Erklärungsversuche für die schlechten Schulerfolge italienischer Kinder bis heute so hilflos und widersprüchlich. Auf der einen Seite wird das starke transnationale Pendelverhalten italienischer Familien als Ursache der Bildungsdefizite gedeutet, auf der anderen Seite werden die transnationalen Bindungen als Ressource der Migration gesehen. Tatsächlich trifft beides zu, nur müssen beide Phänomene prozessual verstehbar werden. Diese Möglichkeit des Verstehens bietet die Biographieforschung. Die Analyse des biographischen Wissens der BiographieträgerInnen bringt in die Erforschung sozialer Probleme die Zeitachse ein, insofern aufgeschichtete Erfahrung die Vergangenheitsdimension, biographische Planung die antizipierte Zukunft repräsentiert. Es geht um die Strukturen und Auswirkungen einer langen Folge von Grenzüberschreitungen und deren psychosoziale Bewältigung in menschlichen Biographien, die miteinander vernetzt sind und untereinander in Interaktion treten. Familienmitglieder, die an einem Migrationsprozess beteiligt sind, erfahren diesen Prozess unterschiedlich

entsprechend ihrem Alter, Geschlecht, ihrer Stellung in der Geschwisterreihe etc. Trotz der je unterschiedlichen Individualität der einzelnen BiographieträgerInnen gibt es migrationsspezifische typische Verläufe, die uns viel über die – unsichtbaren, aber sehr realen – Strukturen der Einwanderungsgesellschaft verraten.

Bei den italienischen 'Gastarbeitern', die im Verlauf der siebziger Jahre allmählich ihre Familien nach Deutschland nachholen, ist – so meine Hypothese – starke Assimilation an die transnationalen Erwartungen beider Regierungen – der des Herkunfts- und der des Ankunftslandes – ein Grund für die Misserfolge im Hinblick auf kulturelle Teilhabe. Die Familien bleiben an der Rückkehridee ausgerichtet, etablieren sich zunächst nicht im Aufnahmeland, sondern zahlen weiter Rimessen an die Herkunftsgesellschaft, um (z.B. durch Hausbau) die Rückkehr vorzubereiten, während sie das gegenwärtige Arbeitsleben und die Adoleszenz ihrer Kinder in einem Provisorium verbringen. Viele Untersuchungen haben bestätigt, dass es zumeist die Frauen sind, die gemeinsam mit den Kindern – insbesondere den Töchtern – aus diesem Provisorium auszubrechen und sich (durchaus mit Hilfe transnationaler Verwandtschaftsnetzwerke) in der Ankunftsgesellschaft einzurichten versuchen.[7] Frauen erobern sich in der Migration neben dem Bereich der Familie auch den der Berufswelt, während die beruflichen Fähigkeiten der männlichen Migranten fast immer eine Abwertung erfahren bzw. durch Invalidität oder Arbeitslosigkeit ganz aus der gesellschaftlichen und familialen Anerkennungsstruktur herausfallen.

Einrichtung der Familien in Deutschland bedeutet aber auch, dass Kinder im dreigliedrigen Schulsystem der Bundesrepublik – zumeist aufgrund mangelnder sprachlicher Unterstützung – häufig frühzeitig scheitern. Ein solches Scheitern wird dann zu vermeiden gesucht durch Umgehung der in der Bundesrepublik erfahrenen Bildungsbarrieren. Kinder werden zu Verwandten in die Herkunftsländer zurückgeschickt, um dort Schulabschlüsse zu erreichen und für Berufsausbildungen erneut in die Bundesrepublik zurückgeholt. Es entstehen allmählich vielgliedrige Netzwerke der transnationalen Familienkooperation.

Ludger Pries hat die Vermutung geäußert, „dass die Transnationalisierung der Familie als sozialräumlicher Institution einerseits kein universeller Trend ist, der den vorwiegend nationalgesellschaftlichen oder ethnischen Charakter der Institution Familie langfristig völlig ersetzen könnte, und dass sie andererseits

7 Die Autorin dieses Beitrags hat diesen Befund in vielen biographischen Migrationsstudien aufgezeigt (vgl. z.B. Apitzsch 1990; 2000; 2003; 2005; 2009).

aber auch nicht nur eine marginale und vorübergehende Erscheinung der ersten Migrantengeneration ist. … Die lebensverlaufsorientierten Daten geben keinerlei Hinweise darauf, dass die Bedeutung transnationaler Familienbande im Generationenverlauf schwächer wird" (Pries 2008: 275). Alle von Pries aufgeführten empirischen Beispiele für transnationale Familienkooperation stammen jedoch aus dem asiatischen oder dem lateinamerikanischen Raum, nicht aus Europa. Dies scheint mir kein Zufall zu sein. Pries selbst verweist auf ein Sonderheft der Zeitschrift 'Global Networks' zum Thema 'Asian Transnational Families', in der die Herausgeber betonen, dass „ideologisch aufgeladene Vorstellungen von Familieneinheit dazu dienen, eine Zusammengehörigkeitsidee bei den Mitgliedern transnationaler Familien zu verankern, die auch über deren (welt-) weite lokal-physische Streuung wirksam ist. Diese Einheitsvorstellungen sind durchaus ambivalent, weil sie als konvergierende Kontrollfaktoren bestimmte Gruppen – wie z.B. die Frauen – innerhalb solcher transnationaler Familien in ihren Entfaltungsmöglichkeiten einschränken können" (Pries 2008: 272).

Es wird hier der Schluss nahe gelegt, dass transnationale Familienkooperation mit ihren weitgehenden Verhandlungen über individuelle und sogar intime Angelegenheiten von Familienmitgliedern sowie über Strategien sozialer Aufwärtsmobilität einem westlich orientierten Autonomiebestreben von Individuen und insbesondere auch von Frauen entgegenstehen. Diese sehr starke Hypothese ist jedoch für die Gruppen der ehemaligen 'Gastarbeiterfamilien' in Europa niemals gründlich untersucht worden. Es gibt zwar Untersuchungen zum Phänomen der Transnationalisierung von Familien in Europa im Gefolge der 'Gastarbeitermigration' (vgl. z.B. Martini 2001; Fürstenau 2004; Apitzsch/Siouti 2008), aber die Formen der Familienkooperation und ihre Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis sind selten genauer untersucht worden. Die Daten, die bislang vorliegen, lassen eher vermuten, dass Frauen durch die 'care chains'[8] über eine sehr viel größere Kontrolle der Kooperationsbeziehungen in den Familien verfügen, als dies die Machtverhältnisse in männlich dominierten Institutionen der ethnischen Kolonie im Aufnahmeland erwarten ließen. Frauen kooperieren explizit mit dem Ziel, die Aufwärtsmobilität von Familienangehörigen durch Bildung zu ermöglichen (vgl. Apitzsch/Siouti 2008). Von den Protagonistinnen wird dies in der Regel als Weg der Autonomisierung und nicht als Unterwerfung unter traditionale familialistische Normen verstanden.

8 Von Arlie Hochschild (2000) geprägter Begriff, der auf die transnationale Kette von Versorgungsbeziehungen verweist, die das Zurücklassen von Kindern im Herkunftsland generiert.

4. Biographisches Wissen migrierender Individuen und Gruppen als Grundlage transnationaler Handlungsräume

Versuchen wir, die Ergebnisse der vorangegangenen Überlegungen zusammenzufassen. Die historisch-empirische Überprüfung der These, dass transnationale Ansätze als Gegenbewegung zum lange vorherrschenden methodischen Nationalismus von Migrationsstudien zu verstehen sind, führte uns anhand von Beispielen aus Asien und Europa zu der gut belegten Annahme, dass das Phänomen der Transnationalisierung des sozialen Lebens sowohl durch nationale als auch durch transnationale Policies ausgelöst wird, denen Individuen und Gruppen mit der Ausbildung transnationaler Kooperationsnetzwerke begegnen. Beispiele aus Asien scheinen dabei nach Auffassung von Pries zu belegen, dass in diesem Prozess der Transnationalisierung einzelne Familienmitglieder, insbesondere Frauen, ihre individuellen Ziele übergeordneten Familiennormen opfern müssen. Beispiele aus Europa hingegen scheinen zu belegen, dass Frauen durch transnationale Familienkooperation die eigenen Autonomiebestrebungen und die ihrer Kinder fördern sowie die innerfamiliären Machtbalancen zu ihren Gunsten verändern können. Dieser vorläufige Befund geht, was den asiatischen und lateinamerikanischen Raum betrifft, auf eine kulturalistische Fundierung zurück und ist sowohl hinsichtlich der empirischen Absicherung als auch hinsichtlich des theoretischen Konzepts der Familiennetzwerke weiter zu hinterfragen.

Ich möchte zum Abschluss meiner Überlegungen kurz auf das Konzept der Familiennetzwerke in transnationalen Handlungsräumen eingehen und dabei – wie bereits bei der Interpretation biographischen Planens über verschiedene Migrationsregimes hinweg – den Begriff des 'biographischen Wissens' verwenden.

Die soziologische Konzeption transnationaler Handlungsräume setzt das Vorhandensein biographischen Wissens (Alheit/Hoerning 1989) interagierender Subjekte voraus, das im Lebensverlauf einzelner Menschen sowie Gruppen von Menschen aufgeschichtet und in Narrationen symbolisiert ist. Es konstituiert aufgrund vergangener, fortwirkender und zukünftig notwendiger Trennungen und Grenzüberschreitungen unterschiedliche, sich teilweise überlappende relationale soziale Räume im Sinne von Orientierungskoordinaten des individuellen und des Gruppenhandelns.[9]

9 Den Begriff des relationalen Raumes verwende ich hier in dem von Martina Löw erläuterten Sinn. Der relationale Raum basiert „sowohl auf Spacing-Prozessen, die vor allem in Form digitaler Vernetzung mit permanentem Informationsfluß und Datentransfer zutage tritt, aber auch auf Syntheseprozessen der beteiligten Akteure" (Löw 2001: 159).

Die biographische Gestalt der Abfolgen von Trennungen und Grenzüberschreitungen in der Migration, die anhand von individuellen Wegen in ihrer Verschränkung mit Gruppenschicksalen rekonstruiert werden kann, repräsentiert in der Regel einen bestimmten Typus objektiv möglicher – mehr oder weniger durch Zwang bedrohter – Pfade der internationalen grenzüberschreitenden Wanderungsoptionen. Nicht-EU-Mitglieder bewegen sich z.B. in der Migration in Europa in einem anderen relationalen transnationalen Raum als die EU-Mitglieder, da sie Grenzen nicht beliebig überschreiten können. Je nach den unterschiedlichen Migrationsregimen, denen die Individuen und Gruppen unterliegen, entstehen je spezifische typische transnationale Bewegungen. Es geht also darum, biographisches Wissen nicht nur als 'Produkt von Subjektivität' (Lutz 2004) zu begreifen, sondern als methodischen Zugang zu unsichtbaren, dennoch objektiven Strukturen transnationaler Migrationsräume (Apitzsch 2006).

Aufgrund unserer Untersuchungen werden diese relationalen Räume nicht nur durch mobile familienunabhängige Individuen in den globalen Stadtlandschaften hergestellt (so insbesondere Appadurai 1991; Hannertz 1993); vielmehr sind die Bewegungen 'klassischer' ArbeitsmigrantInnen ausdrücklich in eine offene Analyse typischer Topographien transnationaler Räume einbezogen. Es fragt sich nämlich, ob sich nicht die klassischen Familiennetzwerke der Arbeitsmigration auch in neuen Phänomenen wie transnationaler Mutterschaft (Shinozaki 2003) in neuer Form bewähren. Unsere Hypothese, die an anderer Stelle am Fall des transnationalen Bildungsaufstiegs einer griechischen Migrantin der 2. Generation erläutert wurde (Apitzsch/Siouti 2008), lautet gerade, dass der Transnationalismus-Ansatz in der Migrationsforschung keinen Bruch mit der Erforschung der klassischen europäischen Arbeitsmigration darstellt, sondern sich aufgrund der empirisch rekonstruierbaren Subjekt-Praxen konsequent daraus entwickelt hat. Die von den Subjekten entwickelten biographischen Ressourcen, die sie zur Überwindung von drohender oder bereits erfolgter Exklusion befähigen, sind nicht im nationalen Horizont der Einwanderungsgesellschaften, sondern nur im Rahmen transnationaler Konzepte sinnvoll erklärbar.

Es bleibt freilich die Frage zu erörtern, ob ein solches rekonstruktives Vorgehen bezüglich der Mikro- und Meso-Ebenen biographischer Verläufe legitim und aussagekräftig ist, wenn es sich bei Familien-Netzwerken um Institutionen handelt, die dem gesellschaftlichen Makro-Bereich zugerechnet werden müssen. Letztere Auffassung vertritt Pries.

> „Transnationale Sozialräume vom Typus transnationaler Institutionen zeichnen sich dadurch aus, daß sie für eine angebbare und große Gruppe von Menschen, die

> in pluri-lokalen grenzüberschreitenden Interaktionsverflechtungen miteinander verbunden sind, komplexe und über Generationen vererbte Handlungs- und Identifikationsprogramme bereitstellen. (...) Sie entwickeln ihre Wirksamkeit transnational. Ein gutes Beispiel hierfür sind transnationale Familien" (Pries 2008: 271).

In einem gewissen Widerspruch zu der Zuordnung von Familien zum Makro-Bereich der Institutionen steht Pries' eigener Hinweis auf die Untersuchung ebendieser Institutionen durch „innovative qualitative Methoden der Erhebung subjektiver Flächenraum- und Sozialraumvorstellungen in der alltagsweltlichen Lebenspraxis" (Pries 2008: 273), wenn diese alltäglichen Lebenspraxen wiederum idealtypisch der Mikro-Ebene alltäglicher Lebenswelten zugerechnet werden. Aufgelöst werden kann dieser Widerspruch möglicherweise, wenn weder der von Spencer bis Gehlen biologistisch begründete starre Institutionenbegriff, in dem die Vorstellung herrscht, dass Normen überindividuell existieren und über Generationen hinweg 'vererbt' werden, noch eine kulturfunktionalistische Institutionendefinition zugrunde gelegt wird, die von einer ständigen Innovation von Institutionen entsprechend den immer neuen menschlichen Bedürfnissen ausgeht, in der aber das systemische Funktionieren von Institutionen weder für die Erforschung von Subjektpraxen noch für deren Interdependenz mit konstitutiven Strukturen Raum lässt. Interessant ist für die Erforschung der transnationalen Kooperation von Familien gerade nicht, welche überindividuellen Normen in der Alltagspraxis sich manifestieren und widergespiegelt werden, sondern wie die 'Transmission' institutioneller Normen über Generationen hinweg in der konkreten Alltagspraxis menschlichen Handelns im Ineinandergreifen von Mikro-, Meso- und Makro-Bereich sich vollzieht und wie Innovationen dabei möglich werden. Dieses Thema der Familientransmission als diachroner historischer Prozess ist aber nun gerade seit über 20 Jahren eine wichtige Frage der mehrgenerationalen Biographieforschung. Beiträge haben dazu unter anderen Bertaux/Bertaux-Wiame (1991), Inowlocki (1993), Lutz (1999) und Rosenthal et al. (1999) geleistet. Die methodische Besonderheit dieser Beiträge liegt darin begründet, dass hier nicht einfach nur Einzelfallstudien unternommen werden, sondern dass große historische Entwicklungen als Veränderungen der Familienkooperation über Generationen hinweg interpretierbar werden, die Makrogeschichte historischer Entwicklungen also durch Analysen im Mikro- und Mesobereich fundiert wurden (Spohn 2006). In dem Bemühen, den in der Sozialtheorie tief verankerten Dualismus von Objektivismus und Subjektivismus zu überwinden (Giddens 1987: 31), kann in mehrgenerationalen biographischen Familienuntersuchungen gezeigt werden, „daß sich Soziostrukturelles hinter scheinbar vollkommen freiwilligen Ent-

scheidungen und Handlungen entdecken läßt sowie Praxis im Zentrum dessen, was von weitem aussieht wie reine Reproduktion durch direkte Transmission" (Bertaux/Bertaux-Wiame 1991: 39). In gleicher Weise sollte auch das Zusammenwirken von nationalen Policies und transnationalem biographischen Wissen mitsamt der durch dieses Wissen induzierten und prozessierten Veränderung von Gender-Regimen jenseits der Dichotomie von Scylla und Charybdis untersucht werden können. Dies gilt für die notwendige Überwindung des Dualismus von Nationalismus und Transnationalismus ebenso wie für die des Dualismus von Makro- und Mikroanalysen.

Literatur

Alheit, Peter und Erika Hoerning (1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Apitzsch, Ursula (1984): 'Italiener in der Bundesrepublik', In: Auernheimer (Hg.) Handwörterbuch Ausländerarbeit, Weinheim und Basel: Belz, S. 187-190.

– (1990): Migration und Biographie. Bremen (Habilitationsschrift).

– (1999) (Hg.): Migration und Traditionsbildung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

– (2000): „Biographische 'Unordnung' und 'Caring Work'", In: Feministische Studien extra: Fürsorge – Anerkennung – Arbeit: S. 102-116.

– (2003): 'Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume', In: U. Apitzsch und M. M. Jansen (Hg.) Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 65-80.

– (2005): 'Die Chancen der Zweiten Generation in selbständigen Migrantenfamilien: Intergenerationelle und Gender-Aspekte', In: K. S. Rehberg (Hg.) Soziale Ungleichheit – Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 737-751.

– (2006): „'Kulturelle Entbettung und gegenhegemoniale Netzwerke', Migrantinnen, Grenzen überschreitend", In: Das Argument (266): S. 365-380.

– (2009): 'Die Macht der Verantwortung. Aufstiegsprozesse und Geschlechterdifferenzen in Migrationsfamilien', In: M. Löw: Geschlecht und Macht, Wiesbaden: Verlag Sozialwissenschaften, S. 81-97.

Apitzsch, Ursula und Irini Siouti (2008): 'Transnationale Biographien', In: H. G. Homfeldt et al. (Hg.) Soziale Arbeit und Transnationalität. Herausforderungen eines spannungsreichen Bezugs, Weinheim/München: Juventa, S. 97-112.

Appadurei, Arjun (1991): 'Global Ethnoscapes. Notes and Queries for a Transnational Anthropology', In: R. G. Fox: Recapturing Anthropology. Santa Fioch.

Basch, Linda, Nina Glick Schiller und Cristina Szanton Blanc (1994): Nations Unbound: Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States, Amsterdam: Gordon und Breach.

Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1991): „'Was du ererbt von deinen Vätern ...'. Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen", In: Bios Jg. 4, (H.1): S. 13-40.

Bommes, Michael (2002): 'Migration, Raum und Netzwerke', In: Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück: Rasch, S. 91-106.

– (2003): 'Der Mythos des transnationalen Raums. Oder: Worin besteht die Herausforderung des Transnationalismus für Migrationsforschung?', In: D. Thränhardt und U. Hunger (Hg.) Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 90-116.

Castells, Manuel (2001-2003): Das Informationszeitalter (3 Bde.). Opladen: Leske+ Budrich.

Connell, Raewyn (2008): 'The Rise of the Global-Private. Power, Masculinities and the Neo-liberal World Order', In: K. Jurczyk und M. Oechsle (Hg.) Das Private neu denken. Erosionen, Ambivalenzen, Leistungen, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 315-330.

Fürstenau, Sara (2004): Mehrsprachigkeit als Kapital im transnationalen Raum. Perspektiven portugiesischsprachiger Jugendlicher beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt. Münster: Universität.

Gehlen, Arnold (1956): Urmensch und Spätkultur: philosophische Ergebnisse und Aussagen. Bonn: Athenäum-Verlag.

Giddens, Anthony (1987): Social theory today. Oxford: Polity Press.

Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc (1992) (Hg.): Towards a Transnational Perspective on Migration. Annals of the New York Academy of Sciences 645, New York: Academy of Sciences.

Guarnizo, Luis Edoardo und William Haller (2003): 'Assimilation and Transnationalism: Determinants of Transnational Political Action among Contemporary Migrants', In: American Journal of Sociology (108): S. 1211-1248. Wieder abgedruckt In: S. Khagram und P. Levitt. (2008) (Hg.): The Transnational Studies Reader. New York/ London: Routledge, S. 118-134.

Hannerz, Ulf (1993): 'The Cultural Role of World Cities', In: A. P. Cohen und K. Fukui (Hg.) Humanizing the City? Social Contexts of Urban Life at the Turn of the Millennium. Edinburgh: Sage, S. 67-84.

Hochschild, Arlie Russell (2000): 'Global Care Chains and Emotional Surplus Value', In: W. Hutten, und A. Giddens (Hg.) On the Edge: Living with Global Capitalism. London: Vintage, S. 130-146.

Homfeldt, Hans Günther, Wolfgang Schröer und Cornelia Schweppe (2006): Transnationalität, soziale Unterstützung, agency. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz.

Huang, Shirlena und Brenda S. A. Yeoh (2003): 'The Difference Gender Makes: State Policy and Contract Migrant Workers in Singapore', Asian and Pacific Migration Journal 12 (1-2), S. 75-98.

Inowlocki, Lena (1993): 'Grandmothers, Mothers and Daughters: Intergenerational Transmission in Displaced Families in Three Jewish Communities', In: D. Bertaux

und P. Thompson (Hg.) Between Generations. Family Models, Myths and Memories. Oxford: Oxford University Press, S. 139-154.

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lutz, Helma (1999): „'Meine Töchter werden es schon schaffen'. Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden", In: Apitzsch, U. (Hg.) Migration und Traditionsbildung, Opladen: Westdeutscher Verlag S. 165-185.

– (2004): 'Transnationale Biographien in globalisierten Gesellschaften', In: M. Ottersbach und Y. Erol (Hg.) Migration in der metropolitanen Gesellschaft. Zwischen Ethnisierung und globaler Neuorientierung. Münster: LIT-Verlag, S. 207-216.

Martini, Claudia (2001): Italienische Migranten in Deutschland. Transnationale Diskurse. Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

Ong, Aihwa (1999): Flexible Citizenship. The Cultural Logics of Transnationality. Durham/London: Duke University Press.

Portes, Alejandro, Luis E.Guarnizo und Patricia Landholt (1999): 'Study of Transnationalism: Pitfalls and Promise of an Emergent Research Field', Ethnic and Racial Studies (22): S. 217.

Portes, Alejandro, Luis E.Guarnizo und William Haller (2008): 'Assimilation and Transnationalism: Determinats of Transnational Political Action among Contemporary Migrants', In: S. Khagram und P. Levitt (2008) (Hg.): The Transnational Studies Reader. Intersections and Innovations, New York/London: Routledge, S. 118-134.

Pries, Ludger (1996): 'Transnationale soziale Räume. Theoretisch-empirische Skizze am Beispiel der Arbeitswanderungen Mexiko-USA', Zeitschrift für Soziologie (6): S. 456-472.

– (1997) (Hg.): 'Transnationale Migration', Soziale Welt, Sonderband 12, Baden-Baden.

– (1999): Migration and Transnational Social Spaces. Aldershot: Ashgate.

– (2008): Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Rodriguez, Robyn M. (2002): 'Migrant Heroes. Nationalism, Citizenship and the Politics of Filipino Migrant Labor', Citizenship Studies 3 (3): S.341-356.

Rosenthal, Gabriele, Bettina Völter, und Gilad Noga (1999): 'Folgen der Zwangsemigration über drei Generationen – Israelische Familien mit Großeltern aus Deutschland', In: U. Apitzsch, (Hg.) Migration und Traditionsbildung. Opladen: Westdeutscher Verlag S. 45-75.

Shinozaki, Kyoko (2003): 'Geschlechterverhältnisse in der transnationalen Elternschaft. Das Beispiel philippinischer HausarbeiterInnen in Deutschland', Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis (62): S. 67-86.

Spencer, Herbert (1961): 'The study of sociology', introd. by T. Parsons, Ann Arbor: Univ. of Michigan Press.

Spohn, Willfried (2006): 'Globale, multiple und verlorene Modernen: Perspektiven der historisch-vergleichenden Soziologie', In: T. Schwinn (Hg.) Die Vielfalt und Einheit

der Moderne. Kultur- und struktur-vergleichende Analysen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 101-130.

Wimmer, Andreas und Nina Glick Schiller (2002): 'Methodological Nationalism, the Social Sciences and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology', Journal of Transnational Affairs 2 (4): S. 301-334. Wieder abgedruckt in: Sanjeev Khagram und Peggy Levitt (Hg.) (2008): 'The Transnational Studies Reader', New York/London: Routledge, S. 105-117.

III.
Methoden in Bewegung

Barbara Waldis

Sozialanthropologische Forschung: Feministische Perspektiven auf Migration im transnationalen Raum

Fragen der Methodik stehen in sozialanthropologischen Texten zu Geschlecht, Migration und Transnationalität selten im Mittelpunkt. Frauen oder Männer werden als AkteurInnen in strukturellen Zwängen diskutiert und je nach Thematik liegt der Schwerpunkt bei transnationalen, geschichtlichen, ökonomischen, staatlichen, ethnischen oder religiösen Einflüssen in den Lebenswelten der ausgewählten Gruppen. Die wissenschaftstheoretischen Grundannahmen, der Feldforschungsprozess, die Untersuchungstechniken sowie die Diskussion über die Gewichtung verschiedener Faktoren des transnationalen Untersuchungsfeldes und ihr Einfluss auf die Kategorienbildung finden sich, wenn überhaupt, meistens in einer Fußnote wieder.

Der Erarbeitung einer feministisch orientierten ethnographischen Perspektive auf ein transnationales Umfeld steht bislang im Wege, dass über diese Zusammenhänge kaum eine Auseinandersetzung geführt wird. In der Anthropologie wird Ethnographie entweder aus einem feministischen Blickwinkel *oder* in Bezug auf Transnationalität behandelt. *Postcolonial Studies, Gender* und *Women's Studies* arbeiten jeweils nicht explizit und exklusiv mit ethnographischen Methoden. Multidimensionale Analysemodelle schließlich, wurden insbesondere in der transnationalen Geschlechterforschung erarbeitet.

Es fragt sich nun, ob die fehlende Verknüpfung, wie Strathern (1987) behauptet, auf die *awkward relationship* von Feminismus und Anthropologie zurückzuführen ist. Sie geht davon aus, dass beide Disziplinen einander blockieren, der Feminismus aufgrund eines antagonistischen Bezugs zum männlichen Andern und die Anthropologie durch deren illusionäre Trennung von 'fremd' und 'eigen'. Dieses latente Spannungsverhältnis wirkt auch in postkolonialen Diskursen[1] im transnationalen Raum weiter.

---

1 Im transnationalen Raum stellt Postkolonialität (Said 1978; Spivak 1988; Comaroffs/Comaroffs 2006) eine explizite methodologische Dezentrierung, einen Umgang mit geschichtlichen Fragmenten und ihren (un-)möglichen Verflechtungen sowie eine positionierte Verankerung im postkolonialen Diskurs dar.

Zur Eingrenzung einer wissenschaftstheoretischen Grundlage werden im Folgenden *erstens* die feministischen Perspektiven in der ethnographischen Forschung erläutert, *zweitens* deren Konsequenzen für ein transnationales Forschungsfeld dargelegt und *drittens* die wichtigsten Analysemodelle der Kategorie Geschlecht im transnationalen Zusammenhang vorgestellt. Die methodischen Implikationen werden anhand von drei Studien zu transnationalen Familienbeziehungen diskutiert.

Feministischer Zugang zur Ethnographie

Zunächst ging es der feministischen Anthropologie[2] darum, Frauen sowohl als Forscherinnen wie als Erforschte sichtbar zu machen sowie die Benachteiligung von Frauen aufzuzeigen und wenn möglich zur Aufhebung der Ungleichheit beizutragen. Diese politische Ausrichtung fehlt in manchen anthropologischen Studien zu Geschlechterverhältnissen, seitdem das *Gender Mainstreaming* und der Dekonstruktionsansatz sie nicht mehr als unbedingt notwendig erachten. Eine feministische Anthropologie lässt sich als eine machtkritische Haltung begreifen. Nicht Geschlecht an und für sich verlangte nach einer neuen Methode, sondern eine feministische Perspektive auf das Forschungsfeld und den Forschungsgegenstand.

Feministische, ethnographische Feldforschung[3] zeichnet sich durch die Vorannahmen der Partialität des Wissens und der positionierten Forscherin aus. Daraus folgt konsequenterweise eine dialogische Forschungshaltung, welche ethnographisches Wissen im intersubjektiven Dialog konstituiert. Dazu gesellt sich die Erkenntnis, dass die Erforschten mit eigener Stimme sprechen, auch wenn die unterschiedlichen Interessen von Forschenden und Erforschten bedeuten, mit Machtkomponenten und Widersprüchen umgehen zu müssen. Die Beziehung zu den InformantInnen und der Bezug zum Forschungsgegenstand veränderten sich durch eine feministische Perspektive.

Zur aktuellen Formulierung der Beziehung zwischen Forschenden und Erforschten in der feministischen Anthropologie führten folgende Schritte: die Verwerfung der männlichen Forschungsperspektive als ‘pars pro toto’; der

2 Vgl. Lewin (2006); Hauser-Schäublin/Röttger-Rössler (1998); Rippl (1993).

3 Ethnographische Forschung orientiert sich an der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit und an der systematischen Dokumentation eines methodischen Vorgehens. Spezifisch für die Ethnographie sind seit Malinowski die Annahme einer verstehenden Perspektive und die Wiedergabe der Perspektive der Erforschten.

kritische Umgang mit der Machtbeziehung zwischen der Forscherin und den Erforschten; der postkoloniale Blick auf die 'Subalternen' und der damit verbundene Perspektivenwechsel. Eine stetige Dezentrierung beabsichtigt, Wissen als dialogisch, kontextualisiert und in einem sozialen Kräftefeld begründet zu verstehen. Judith Stacey hat bereits 1988 vier feministische Grundsätze für die Ethnographie festgehalten:

1. Es existiert keine neutrale Beobachtung. Die Positionierung der Forscherin setzt eine selbstreflexive Haltung ihrer eigenen sozialen Position und ihres Handelns im Forschungsfeld voraus.
2. Die Erforschten sind Mitarbeitende im Forschungsprozess. Das Forschungsverständnis und der Forschungsvorgang sind dialogisch gestaltbar.
3. Das Forschungsprojekt ist durch die Forscherin injiziert und liegt im Rahmen ihres Erkenntnisinteresses. Die Beziehungsstruktur zwischen Forschenden und Erforschten beinhaltet deshalb asymmetrische Machtaspekte, die reflektiert werden müssen.
4. Die Darstellung der Forschungsresultate muss die unterschiedlichen Positionen der Erforschten im Forschungsprozess wiedergeben. Widersprüche und Dissonanzen fließen in die Schilderungen der Resultate ein.

Die Relativierung universalistisch verstandener Geschlechterrollen seit den Studien von Margret Mead, die Unterscheidung von *Sex* und *Gender* sowie die Differenzierung von sozialen Geschlechterrollen innerhalb bestimmter Gruppen veränderten den Blick auf den Forschungsgegenstand. Die Kategorie Geschlecht wird nun nicht länger als ein stabiles monolithisches Konzept betrachtet, sondern im Zusammenhang mit andern Formen der Ungleichheit wahrgenommen und in einem gegebenen Kontext wird ihre Relevanz neben andern Kategorien, insbesondere Ethnizität und Klasse, geprüft.

Bei der Relativierung der Kategorie Geschlecht setzt Lila Abu Lughod (1991) bei der Verbindung von feministischer und postmoderner[4] Ethnographie an: Weder das eigene noch das andere Selbst ist gegeben, weder die eigene noch die fremde Kultur[5]. Stattdessen geht die Autorin von Differenzsystemen und ihren Überschneidungen aus. Die Einsicht, dass Selbstbilder immer fragmentiert und

4 Die Formulierung der postmodernen Ethnographie (Clifford/Marcus 1986) stellt einen erkenntnistheoretischen Knotenpunkt dar. Die Autoren inspirierten sich unter anderem bei der feministischen Anthropologie und ihren Erkenntnissen, es gelang ihnen jedoch nicht, diesen Beitrag explizit anzuerkennen.

5 Wenn Kultur ihren vordefinierten Ort verliert, wird sie eine Kategorie unter vielen. Sie muss zusammen mit anderen relevanten Kategorien in einer flexiblen, historisch gewachsenen, aber hierarchischen Struktur gedacht werden, nämlich als Differenzsystem

die Beobachtungen der beschriebenen Realität immer partiell sind, führt Abu Lughod dazu, *gegen die Kultur* anzuschreiben, Verallgemeinerungen, Exotisierungen und hierarchische Differenzen zu vermeiden. In ihren Augen verstärken strenge Grenzziehungen bestehende Ungleichheiten. Für sie beginnt eine ethnographische Beschreibung mit der Gegenüberstellung von Diskurs und Praxis; dabei können Verschiebungen und Widersprüche aufgezeigt werden. Darüber hinaus soll den historischen oder transnationalen Verbindungen nachgegangen werden, um die Unangemessenheit einer homogenen, starren Kulturvorstellung zu illustrieren. Anhand der *Ethnographie des Partikularen* stellt Abu Lughod drei Wege dar, wie Verallgemeinerungen in ethnographischen Beschreibungen vermieden werden können:

1. Die Verweigerung der Generalisierung erlaubt, die Konstruktion und Qualität einer Geschichte zu verstehen.
2. Die detaillierte Beschreibung einer Geschichte illustriert die Einzigartigkeit von Erfahrung.
3. Die Wiedergabe der Argumente der Befragten gewährt Einblicke, wie soziale Prozesse das Leben von Menschen beeinflussen.

Bei Befolgen der drei Grundsätze eignet sich eine *Ethnographie des Partikularen* besonders gut dazu, die in individuellen Handlungen wirksamen Kräfte aufzuzeigen oder problematische Differenzkonstruktionen aufzulösen. Abu Lughod schließt bestehende Ähnlichkeiten in unseren Leben nicht aus, sondern sie gibt wieder, wo die Kohärenz des Alltags an Grenzen stößt und wie Menschen bei ihren Entscheidungsfindungen mit Widersprüchen umgehen. Bei der Wahl unserer Themen sind wir immer mit den gleichen Grundfragen konfrontiert: worüber arbeiten wir, wie schreiben wir, für wen schreiben wir? In der Antwort auf diese Fragen liegt das politische Engagement und Verständnis der Forschenden.

Transnationaler Raum als Forschungsfeld

Mit dem Paradigmenwechsel in der Migrationsforschung lässt sich aufzeigen, dass die Wahrnehmung und Erfahrung transnationaler Räume eine Veränderung der Definition des Forschungsfeldes bewirkt hat. Der Raum wird nicht mehr, wie bei dem *push-pull*-Modell der Modernisierungstheorie in zwei von einander getrennten nationalstaatlichen Einheiten gedacht und auch nicht, wie in der Weltsystemtheorie, als globales Gefüge von Zentrum und Peripherie, sondern:

(Gupta/Ferguson 1992). Das künstliche und starre Aufrechterhalten von kulturellen Differenzen in einem spezifischen Kräftefeld ist demnach ein politischer Prozess.

'home and host society are a single arena of social action' (Brettell 2000: 103). Dieser Perspektivenwechsel erfordert, sich in die Position des migrierenden Individuums zu versetzen, das nun nicht länger als entwurzelt und fragmentiert betrachtet wird, sondern als handelndes Individuum, welches sich in einem als Ganzes verstandenen ökonomischen, sozialen, politischen und verwandtschaftlichen transnationalen Lebensraum bewegt: 'Transmigrants are immigrants whose daily lives depend on multiple and constant interconnections across international borders and whose public identities are configured in relationship to more than one nation-state' (Glick-Schiller/Basch/Blanc 1995: 48). Als Konsequenz einer entgrenzten, transnational konzipierten Raumvorstellung verändern sich Verständnisse und Möglichkeiten von Inkorporation und Zugehörigkeit.

Für die Transnationalisierung der Lebensumstände lassen sich drei Gründe anführen: die ökonomische Konzentration in globalen Städten, die nationalstaatliche Herstellung von Loyalität und das Aufrechterhalten von Beziehungen mit Personen des Herkunftslandes als Strategie gegen Diskriminierung im Einwanderungsland. Als Anziehungskraft, Bindung und Ausschluss gestalten diese Kräfte den transnationalen Raum, dessen Wahrnehmung von den im methodologischen Nationalismus befangenen ForscherInnen, den jeweiligen nationalen Öffentlichkeiten, Medien und der Administration ausgeblendet wird. Diese Myopie führt nach Glick-Schiller/Basch/Blanc (1995) dazu, beispielsweise bei der philippinischen Bevölkerung in den USA nur den amerikanischen Ausschnitt der Realität zu beachten und dabei die sozialen Beziehungen in den Philippinen, die Zirkulation von finanziellen Ressourcen und andere Aktivitäten zu ignorieren.

Transnational zu leben, sich an mehreren Orten, in mehreren Staaten als Individuum zu verankern und heimisch zu fühlen, bedeutet, im Rahmen der ökonomischen Globalisierung einen Platz zu finden und diesen im transnationalen Raum zu gestalten. Außerdem bedeutet es, mit der Zugehörigkeit zu mehreren Staaten und der damit einhergehenden Deterritorialisierung umgehen zu lernen und auf solide soziale Netzwerke zurückgreifen zu können, die wiederum rassistischen Erfahrungen entgegenwirken können.

Multidimensionale Analysemodelle von Geschlecht im transnationalen Raum

Mein Vorschlag einer multidimensionalen Analyse von Geschlecht im transnationalen Raum beruht auf der Kombination von zwei Modellen und den methodischen Erkenntnissen aus eigenen Forschungen, die im Folgenden vorgestellt werden.

Das Modell zur Analyse von Geschlechteraspekten in Migrationsbiographien von Aufhauser (2000) definiert fünf Einflussfaktoren:

1. Die Geschlechterkultur im Herkunftsland,
2. Die migrationsrelevanten Vermittlungsagenturen oder Migrationsnetze,
3. Die Zuwanderungs-, Einwanderungs- und Einreisepolitik der Immigrationsländer,
4. Die Geschlechterkultur im Einwanderungsland selbst,
5. Der Blick der Migrationsforschenden.

An diesem Modell interessiert, dass vom Individuum ausgegangen und die Positionierung der Forschenden diskutierbar wird und dass Netzwerke sowie staatlich-rechtliche Rahmen explizit als relevant betrachtet werden. Drei Punkte sind jedoch zu bemängeln: Die Kategorien Kultur und Geschlecht werden statisch als nationale Geschlechterkulturen fixiert. Das Untersuchungsfeld wird nicht als transnational konzipiert, sondern es wird von einer linearen Migrationsbiographie ausgegangen, bei der der Emigration aus dem Herkunftsland die Immigration im Zielland folgt. Die Autorin vergisst zudem den (marginalisierenden und/oder exotisierenden) Blick der dominanten Mehrheit auf die Minderheiten.

Das Modell der *Gendered Geographies of Power* (Pessar/Mahler 2003) besteht in drei Hauptdimensionen: einem transnationalen Lebens- und Untersuchungsraum im Rahmen nationalstaatlicher Grenzen, einem variablen Einfluss von Positionierungen in Differenzsystemen auf die individuelle Handlungsfähigkeit, und einer selbstreflexiven Emanzipation des Subjektes in einer geschlechtssensiblen Machtgeometrie. Im nationalstaatlichen Regelwerk werden Geschlechterideologien und Geschlechterbeziehungen bestätigt und/oder umformuliert. Die soziale Verortung positioniert das Individuum in seiner Lebenswelt, Verwandtschaft, Geschichte und politischen Struktur und ist so konzipiert, dass Differenzsysteme wie Geschlecht, Ethnizität oder Klasse fluide gedacht werden können. Die geschlechtssensible Machtgeometrie bedeutet, dass Individuen ihre Positionierung strategisch mehr oder weniger gut einsetzen können. Von diesem Modell übernehme ich die positionierte, reflektierte, individuelle Handlungsfähigkeit, die in Bezug auf Geschlecht und den (trans-)nationalen Raum analysiert wird.

Aus diesen beiden Modellen kristallisieren sich vier Dimensionen heraus, welche meiner Meinung nach bei geschlechtssensiblen Analysen von transnationalen Biographien von Bedeutung sind:

1. Das nationalstaatliche Regelwerk und seine Geschlechterideologie.
2. Das Individuum mit seiner spezifischen Positionierung in Differenzsystemen einer (trans-)nationalen Netzwerkgesellschaft.

3. Die individuelle Fähigkeit zu Reflexion, Imagination, zu aktivem Handeln und zur strategischen Gestaltung von Beziehungen.
4. Die Möglichkeiten transnationaler Mobilität aufgrund individueller Positionierung.

Diese Analysefaktoren eignen sich für eine geschlechtssensible, aber, wie wir sehen werden, auch für andere sozialanthropologische Analysen im transnationalen Raum. Auf jeden Fall lassen sie sich vereinbaren mit einem positionierten, dialogischen, machtsensiblen Zugang zu den InformantInnen und zur Forschung als Gegenstand und Feld. Zudem lassen sie sich auch mit einer differenzierenden, prozessorientierten Analyse und Beschreibung von Differenzsystemen sowie mit der Fokussierung auf die Gestaltungsfähigkeit der eigenen Lebensgeschichte vereinbaren. Sie berücksichtigen schließlich das Forschungsfeld als Rahmen von nationalen und ökonomischen Zwängen, als netzwerkorientierte Verankerung sowie als individuelle Handlungsfähigkeit in Bezug auf das Kräftefeld des transnationalen Lebensraumes.

Drei Studien zu binationalen Paarbeziehungen in ihrem Kontext

Die vorstehenden Überlegungen nehme ich zum Anlass, auf drei eigene Studien (Waldis 1998, 2001; Waldis/Ossipow 2003; Swiss links 2002) zu transnationalen Paar- und Familienbeziehungen[6] zurückzublicken: Welche Schwerpunkte habe ich in Bezug auf die oben formulierten Ansprüche gesetzt? Zur Beantwortung dieser Frage skizziere ich jeweils kurz den Forschungszugang, die Konzipierung des Forschungsfeldes sowie die Analyse und Präsentation der Ergebnisse. In Bezug auf die eben genannten vier Dimensionen lässt sich jetzt schon eine Vermutung als Zwischenresultat formulieren: In den Forschungen wurde jeweils *eine* Leitkategorie/Differenzlinie wie Geschlecht, Kultur etc. hervorgehoben, während andere Kategorien oder Dimensionen beigeordnet wurden. Davon ausgehend entstehen weitere Fragen: Welche Gewichtung und welches notwendige Weglassen von möglichen Kategorien erfolgt bei der Formulierung des Forschungsprojektes? Welche Erkenntnisse ergeben sich in Bezug auf die Verflechtung verschiedener Kategorien während des Forschungsprozesses? Wie gestaltet sich der Umgang mit der Gewichtung der gewählten Kategorien bei der Analyse und Präsentation der Resultate? Darin enthalten sind, so meine ich, Antworten auf die nach Abu Lughod politisch relevanten Fragen, worüber wir forschen, wie wir es tun und für wen.

6 Die Forschungen wurden von 1991 bis 2002 durchgeführt.

A. Interkulturelle Kommunikation bei maghrebinisch-europäischen Paarbeziehungen in Tunesien und der Schweiz

Im Zentrum der Feldforschung, die ich in Tunesien und der Schweiz durchführte, stand die Frage, was sich – anhand des Beispiels von maghrebinisch-schweizerischen Paaren – von Menschen über interkulturelle Kommunikation lernen lässt, für die Interkulturalität aufgrund ihrer Paarbeziehung selbst gewählte Alltagsrealität ist (Waldis 1998). Auf einen knappen Nenner gebracht, lautet die Antwort: Die kulturelle Differenz ist eine flexible Argumentationsressource, die überall dort eingesetzt werden kann, wo es möglich, verlangt oder wünschenswert scheint. Die kulturelle Differenz kann verstärkt, relativiert oder situationsgebunden eingesetzt werden. Je nach Situation überdeckt sie andere Differenzen wie soziale Herkunft, Wohnort, Bildung oder beruflichen Status, Geschlecht und Alter, Religion sowie politische Einstellung. Kulturelle Differenz wird als Ressource eingesetzt und kann dazu dienen, Machtkonflikte zu maskieren. Daher lautet das Fazit der Studie: Der Umgang mit (kulturellen) Differenzen in einer Beziehung ist ein kontinuierlicher Verhandlungsprozess, bei dem die Geltungsbereiche und die Verhandelbarkeit von Differenzen selbst zur Diskussion stehen.

Die Forschung in der Schweiz begann mit einer Übersicht zu sozialwissenschaftlicher Bearbeitung der Thematik der *Intermarriage*; danach wurden themenzentrierte Gespräche mit maghrebinisch-schweizerischen Paaren, je individuell und als Paar geführt. Ich verwendete die Aussagen von sieben Paaren für eine themenbezogene Analyse. Weitere Forschungsmaterialien waren ExpertInnengespräche mit VertreterInnen von sozialen, religiösen, staatlichen und internationalen, mit der Thematik vertrauten Organisationen; auch Informationsmaterialien dieser Stellen (inklusive religiöser und staatlicher Rechtsprechung) sowie Statistiken zur Immigration und Einbürgerung wurden ausgewertet.

Bei der Interviewanalyse zeigte sich, dass eine themenzentrierte Darstellung mit einzelnen, wenig kontextualisierten Aussagen der Geschichte dieser Paare, ihrem Verständnis von Interkulturalität und ihrer transnationalen Lebensweise nicht gerecht wird, denn sie führt zu unrealistischen, antagonistischen und abspaltenden Differenzkonstruktionen. In den biographischen Darstellungen hingegen ließen sich die Erfahrungen der Paare mit den (Schwieger-)Familien aufgrund der lebensgeschichtlichen Perspektive als situationsbezogene Verhandlungen und Inszenierungen von kultureller Differenz beschreiben.

Nach dem Forschungsprozess in der Schweiz integrierte ich die Erkenntnisse zum (trans-)nationalen Raum und zu historisch orientierten, dialogisch erarbeiteten biographischen Darstellungen für die Feldforschung in Tunesien.

Das Verständnis von einer Einheit eines transnationalen Untersuchungsraumes, der sowohl Tunesien wie die Schweiz umfasst, hatte zwei Konsequenzen für das Forschungsdesign. Erstens suchte ich – im Gegensatz zu klassischen ethnologischen Forschenden, die im außereuropäischen Raum vorwiegend mit stationärer, teilnehmender Beobachtung arbeiten – auch in Tunesien nach ExpertInnen in sozialen, religiösen und staatlichen Organisationen, nach Gesetzestexten und Statistiken. Dies erlaubte mir, Tunesien – ebenso wie die Schweiz – als komplexen, modernen Staat wahrzunehmen.

Zweitens entwickelte ich aufgrund des prozessorientierten Kulturverständnisses im transnationalen Raum den zweiten Gesprächsleitfaden. Ich ging dabei nicht mehr nur von einer historisch verankerten Biographie aus, sondern stellte im Gesprächsleitfaden schematisch einen einzigen (trans-)nationalen Raum dar, in dem Prozesse zur Konstituierung interkultureller und transnationaler Lebenswelten fokussiert waren. Obwohl die Frage nach der Interkulturalität Vorrang hatte, wurden unterschiedliche Differenzen und ihre Verflechtungen berücksichtigt und gewichtet. Während im ersten Gesprächsleitfaden die Schweiz als Ziel und Aufenthaltsland im Mittelpunkt stand, ging der zweite konsequenter von einer transnationalen räumlichen Einheit und einem prozessorientierten Kulturkonzept aus, unterschied stärker zwischen nationalstaatlichen Gesetzen und individuellen Handlungsoptionen in sozialen Differenzsystemen; insbesondere ließ er Raum für die Reflexion über die eigene Situation und die eigenen Handlungsstrategien. Die nationalstaatlichen Grenzen und Geschlechterideologien sowie die individuellen Positionierungen wurden als variable Rahmenbedingungen des Migrationsprozesses betrachtet. Resultat dieser methodisch veränderten Herangehensweise war die Erkenntnis, dass Paare ihr Leben zwar transnational gestalten (möchten), dem dabei jedoch oft nationalstaatliche Grenzen und Gesetze im Wege stehen. Der Begriff der Bi-Nationalität bleibt damit weiterhin relevant.

In der Darstellung der Untersuchungsergebnisse dieses Forschungsteils legte ich das Hauptgewicht auf die historische Situierung individueller Migrationsbiographien und präsentierte die Themen Migration, Paarbeziehung und Familie der InterviewpartnerInnen (zwei Tunesierinnen, fünf Tunesier und fünf Schweizerinnen) aus dieser Perspektive. Die Illustrationen umfassten eine Zeitspanne von der Unabhängigkeit Tunesiens Mitte der 1950er Jahre bis in die 1990er Jahre, wobei fundamentalistisch orientierte binationale Paare ebenso wie transnationale Biographien der zweiten Generation berücksichtigt wurden. Gleichzeitig entwickelte ich einen dialogischen Umgang mit den Ergebnissen. Bei der Darstellung war wichtig, Instrumentalisierungen (auch mir gegenüber) oder latente Paarkonflikte zu reflektieren und erkannte Widersprüche oder Brüche in

den Biographien explizit stehen zu lassen. Diese Texte wurden den GesprächspartnerInnen vorgelegt und mit ihnen besprochen. Aus der gemeinsamen Arbeit am Text ergaben sich ein vertieftes Verständnis der Biographie und nach zum Teil hartnäckig vertretenen Diskussionsstandpunkten alternative Interpretationen.

B. Geschlechtstypische Migrationsstrategien bei binationalen Paaren

In dem darauf folgenden Forschungsprojekt 'Migrationswege und -muster, Netzwerke und interkulturelle Beziehungen von binationalen Paaren' untersuchten wir[7], aufbauend auf den methodischen und inhaltlichen Erkenntnissen meiner vorherigen Studie, binationale Paare, bei denen eineR der PartnerInnen außereuropäischer Herkunft war. Aufgrund der schweizerischen (und europäischen) Immigrationspolitik erhielten diese ParterInnen kaum eine legale Aufenthaltsmöglichkeit oder gar eine Arbeitsbewilligung[8]. Migrationsstrategien im Zusammenhang mit Heirat sind immer wieder ein populistisch genutztes politisches Thema. Auch deshalb war unser Erkenntnisinteresse darauf ausgerichtet, mehr darüber zu erfahren, wer bei solchen Paarbildungen welche Interessen verfolgt. Weiter befassten wir uns mit der Frage der Integration binationaler Paare und ihrer Relevanz für die multikulturelle Schweiz (Waldis/Ossipow 2003).

Aufgrund der unbefriedigenden Situation der vorangegangenen Studie, bei der Geschlecht neben Interkulturalität immer in den Hintergrund trat, sowie der Tatsache, dass *Intermarriage* Forschung kaum je aus der Perspektive feministischer Geschlechterstudien[9] betrieben wurde, entschied ich mich, zwei

---

7 Zusammen mit Laurence Ossipow, Valérie Outemzabet, Jean-Luc Alber und Sandor Horvath wurden 85 Paare (4 kamerunesisch-schweizerische, 18 kongolesisch-schweizerische, 13 marokkanisch-schweizerische, 31 polnisch-schweizerische und 19 türkisch-schweizerische) in Neuenburg, Bern und Fribourg befragt.

8 Die Statistiken des Bundesamtes für Migration belegen die Verschärfung der Einwanderungsgesetze für Personen außerhalb des EU-Raumes, denn die Praxis des sogenannten sechsmonatigen 'Heiratsvisums' wurde aufgegeben. Die ausländischen PartnerInnen erhalten lediglich ein dreimonatiges Touristenvisum. Immer öfter heiraten Paare im Ausland und die Einreise sowie der Aufenthalt der ausländischen PartnerInnen in der Schweiz werden aufgrund der 'Familienzusammenführung' möglich. Eine Jahresaufenthaltsgenehmigung beinhaltet in der Regel auch die Möglichkeit zur Erwerbstätigkeit. Nach mindestens drei Jahren Ehe und Aufenthalt in der Schweiz kann ein Schweizer Pass, nach fünf Jahren Ehe und Aufenthalt eine Niederlassungsbewilligung beantragt werden.

9 Bei der *Intermarriage* Forschung steht die geschlechtstypische Position in der Paarbeziehung im Vordergrund. Die meisten Untersuchungen gehen von einem klassischen

Migrationsbiographien in Bezug auf das Geschlecht zu analysieren (Waldis 2001). Dazu wählte ich das Material von zwei türkisch-schweizerischen Paaren. Bei einem Paar war die Ehefrau Schweizerin, beim andern war sie Türkin. Ich kannte die beiden Paare gut, eine dialogische Arbeitsweise zur Interpretation des Materials war also möglich. Im Unterschied zum ersten Forschungsbeispiel wählte ich aufgrund der Fokussierung auf das Geschlecht für die Darstellung keine geschichtliche Perspektive, sondern eine geschlechtstypische Gegenüberstellung. Auf der Basis feministischer Migrationsforschung wollte ich der Frage nach der geschlechtstypischen Bedeutung einer binationalen Eheschließung im Zusammenhang mit Migration nachgehen. Inwiefern lässt sich sagen, dass Frauen und Männer eine binationale Eheschließung als Migrationstrategie einsetzen? Mit welchen geschlechtstypischen Konsequenzen ist dies verbunden? Welche Zusammenhänge lassen sich bei binationalen Paaren zwischen Migration und Geschlechterrollen erkennen?

Die Arbeit mit biographischen Gesprächen erlaubt eine induktive Illustrierung der eben formulierten Fragen. Im Vordergrund stehen dabei die Beweggründe und die Bedeutung von Handlungsstrategien der Individuen. Anhand der Lebensgeschichte lässt sich aufzeigen, wie und wann geschlechtstypische Strukturen und Ideologien oder geschlechtssensible Handlungsstrategien zum Tragen kommen. So erfuhr ich durch die vergleichende Analyse, dass eine drohende arrangierte Ehe nicht nur für eine türkische Frau, sondern auch für einen türkischen Mann ein Migrationsmotiv darstellen kann. Die Migrationsstrategien der beiden Befragten unterschieden sich grundsätzlich: Die Frau ging als Au-Pair nach England, lernte bei einem Sprachkurs (den sie selbst bezahlte) ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennen (dessen Sprachkurs von seiner Firma finanziert wurde). Aufgrund der bis 1991 geltenden Regelung wurde die türkische Ehefrau durch die Heirat mit einem Schweizer direkt eingebürgert. Der junge Türke heiratete nach verschiedenen Europareisen zu Verwandten schließlich eine Ferienliebe in der Türkei und kam so in die Schweiz. Aufgrund einer nach wenigen Monaten erfolgten Scheidung musste er ausreisen. Seine zweite Ehe mit einer Schweizerin schloss er nach einigen Jahren transnationaler Paarbeziehung. In Bezug auf die finanzielle Verantwortung und Aufgabenteilung in der Familie verkörperte das erste Paar (Türkin-Schweizer) die klassische in der Schweiz vorherrschende Geschlechterideologie der männlichen Einverdienerehe. Das zweite Paar (Schweizerin-Türke) entsprach – nach eigenen Aussagen unbeabsichtigt

Paarmodell aus, bei der die Erwerbstätigkeit des Ehemannes ausschlaggebend ist für den Wohnsitz des Paares.

– nicht dem dominanten Paarmodell: Die Frau war erwerbstätig und der Mann führte den Haushalt; aufgrund seiner geringen beruflichen Qualifikation hatte er in der Schweiz wenig Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Das Paar plante deshalb eine (Re-)Migration in die Türkei, wo laut den Vorstellungen des Paares eine Lebensführung im klassisch-traditionellen Paarmodell möglich wäre und die europäische Staatsbürgerschaft der Frau die internationale Mobilität garantieren würde. Geschlecht wurde in beiden Fällen als strategische Ressource eingesetzt, sei dies in Bezug auf 1. die dominanten Geschlechterarrangements in den jeweiligen Residenzgesellschaften bzw. die Distanzierung davon, 2. den geschlechtstypisch strukturierten, internationalen Arbeitsmarkt, 3. die Einwanderungsgesetze in der Schweiz oder 4. die Vorstellungen über die Paarbeziehung. Dabei stellte der transnationale Raum für beide Paare eine Alltagsrealität dar.

C. DestiNation Liebe – die Schweiz aus der Sicht ausländischer EhepartnerInnen

Der Dokumentarfilm DestiNation Liebe (Swiss links 2002) thematisiert das Immigrationsland Schweiz aus der Sicht ausländischer EhepartnerInnen. Zwei Frauen und drei Männer aus Kolumbien, Indien, Frankreich, dem Kongo und dem Libanon berichten je zehn Minuten über die Schwierigkeiten des Lebens im Einwanderungsland und setzen sich dabei mit Migration und Integration auseinander. Die Portraits illustrieren (stereotype) Bilder über die Schweiz aus einer Außenperspektive und vermitteln dadurch alternative Wahrnehmungsmuster.

Bei der Formulierung des Forschungsprojektes stellt der Dokumentarfilm im Unterschied zu Gesprächen, die schriftlich wiedergegeben werden, zusätzliche Anforderungen hinsichtlich der visuellen Erhebungs- und Präsentationstechniken. Aus einem Dutzend transkribierter Tonbandinterviews wählten wir[10] neun Personen aus, mit denen wir aufgrund des revidierten Gesprächsleitfadens ein zweites Filmgespräch durchführten. Fünf davon sind im Film zu sehen. Die Auswahl beruhte auf Kriterien des Geschlechtes und der Nationalität – wir wollten eine große kontinentale und nationale Vielfalt und ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis. Hingegen schlossen wir Flucht und Asyl als Migrationsmotiv aus und beschränkten uns auf die Heiratsmigration. Schließlich mussten die ProtagonistInnen sich visuell als Sympathieträger eignen und Geschichten

10 Ethnologiestudierende der Universität Bern: Jean-Luc Froidevaux, Sylviane Neuenschwander, Martina Rychen, Martin Wälchli; Kathrin Oester (Ethnologin, Filmemacherin) und ich.

erzählen können. Der Dokumentarfilm ist in schwarz-weiß gehalten, es wurde nur eine Standkamera (Halbtotale und Portrait) verwendet. Wir verzichteten, mit Ausnahme der schriftlichen Anzeige von Name, Alter, Herkunft und der Aufenthaltsdauer in der Schweiz auf jeden Kommentar. Zur Auflockerung der Interviews setzten wir Zwischenschnitte mit einer selbstgewählten Lieblingsbeschäftigung der GesprächspartnerInnen ein. Für den Vorspann, für die Übergänge zwischen den Interviews und für den Abspann ließen wir auf wenige Elemente reduzierte Klänge komponieren.

Die dialogische Beziehung von Forschenden und Erforschten wird in der filmischen Präsentation ausgeblendet, ist jedoch indirekt sichtbar bei der Auswahl des präsentierten Materials und in der Art, wie die Brüche im Diskurs ihren Platz im Bild finden. Der Dialog, aber auch die Positionierung der Forschenden drücken sich in der Haltung während der gefilmten Gespräche aus. Je klarer die Positionierung reflektiert und je besser die Zusammenarbeit zwischen Interviewten und Forschenden, umso unbefangener können die Interviewten sich ihrer Geschichte widmen. Diese individuelle Erzählung steht beim Film im Zentrum, insbesondere da – wie wir das wählten – der Kommentar wegfällt.

Der transnationale Raum scheint auf den ersten Blick bedeutungslos, findet sich aber in der Auswahl der Thematik wieder. Die Schweizer Bevölkerung, insbesondere Politik und Behörden müssen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass fast vierzig Prozent aller Eheschließungen mittlerweile binational sind und jedes zweite Kind, das in der Schweiz geboren wird, Eltern mit unterschiedlicher Nationalität hat. Transnationale Verankerungen und Netzwerke sind also für nahezu die Hälfte der Bevölkerung in der Schweiz eine Realität, der es auf staatlich institutioneller Ebene mit einer angemessenen Anerkennungsstruktur Rechnung zu tragen gilt.

In diesem Film ging es um die Darstellung der Vielfalt von Lebenszusammenhängen und um die Grenzen, die dieser Diversität durch Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Ausschluss gesetzt werden. Der Spiegel, den die Interviewten den (ethnischen) SchweizerInnen präsentieren, kann in der Tradition der (postkolonialen) Anthropologie als systematische Dezentrierung und Selbstreflexion aufgefasst werden. Zur filmischen Gestaltung war es wichtig, bei der Konstruktion des Gesprächsleitfadens und nach der Analyse des ersten Gespräches die verschiedenen Faktoren einer multidimensionalen Analyse in die Formulierung von konkreten Fragen einzubeziehen. Je umfassender das Verständnis des Untersuchungsfeldes im Vorfeld der Gespräche ist, umso spezifischer können Fragen gestellt werden. Im Unterschied zum schriftlichen Text können beim Film mehr Informationen mitgeteilt werden, aber sie schließen neben wissenschaftlich mo-

tivierten Aussagen auch emotionale ein. Deshalb lässt sich ein Film auch mit präzisen Fragen nicht wie ein wissenschaftlicher Text zusammenstellen. Trotz des unterschiedlichen Mediums bestätigt sich jedoch auch beim Dokumentarfilm die These, dass die Auswahl eines Schwerpunktes oder zumindest eine genaue Gewichtung unterschiedlicher Differenzlinien bei der Erarbeitung des Gesprächsleitfadens zur Klarheit der Aussage von multidimensionalen ethnographischen Analysen im transnationalen Raum beiträgt.

Zwischen globalem Panorama und transnationaler Verortung

Das erste Forschungsbeispiel transnationaler Familienbeziehungen illustriert die Entwicklung einer Untersuchungsmethodik im transnationalen Raum, die Migrationsbiographien in den Mittelpunkt stellt und positioniertes Wissen dialogisch erarbeitet. Das zweite Beispiel stellt die vielfältige Verwendung von Geschlecht als strategische Ressource im Rahmen transnationaler Familienbeziehungen dar und analysiert individuelle Positionierungen. Das dritte Beispiel setzt Dezentrierung systematisch zur Selbstreflexion ein und thematisiert (nationalstaatlichen) Ausschluss und Diskriminierung in den zunehmend transnationalen Netzwerken und Verankerungen der Bevölkerung in der Schweiz. Auf diese Weise veranschaulichen die drei Studien insgesamt das im ersten Teil dargelegte Verständnis einer feministisch orientierten Ethnographie im transnationalen Raum, die notwendigerweise multidimensional ist.

Als Zwischenfazit formulierte ich die These, dass präzise Analysen nur dann möglich sind, wenn *eine* Dimension im Vordergrund steht und diese durch andere Dimensionen kontextualisiert wird. Zum Schluss möchte ich diese These durch drei Gedanken erweitern.

Die diskutierten Beispiele zeigen, dass bei jeder Etappe der Forschung entschieden werden muss, ob eine einzige Dimension fokussiert und durch weitere Dimensionen kontextualisiert werden soll oder ob Multidimensionalität und die Darstellung der vielfältigen Zusammenhänge im Mittelpunkt stehen.

Der Zeitfaktor der Untersuchung ist eine bislang nicht erwähnte Nuancierung der methodischen Ausführungen. Während die erste Studie insgesamt drei Jahre dauerte und ich selbst an zwei Orten forschte, wurden die andern beiden, zeitlich weniger aufwendigen Studien transnationaler Netzwerke ohne Ortswechsel der Forschenden durchgeführt. Die erste Studie ließe sich am ehesten mit einer ‘global ethnography’ vergleichen, weil die mehrjährige Feldforschung zwar im transnationalen Raum stattfand, jedoch konstatiert werden musste, dass die nationale Verortung weiterhin von zentraler Bedeutung ist. Die anderen Studien könnten

als 'multi-sited ethnography' gelten[11], weil die transnationalen Fragmentierungen und Netzwerke in einer Art Panorama dargestellt wurden.

Die Entscheidung für das eine oder andere Forschungsdesign sowie die eine oder andere Analyse- und Präsentationsstrategie lässt sich nicht abstrakt und nicht ein für alle Mal fällen. In bestimmten Situationen bestehen gute Gründe, warum Texte der Logik des synthetischen Panoramablickes folgen sollen. Andererseits besteht für konkrete Menschen weiterhin die Lebensnotwendigkeit, sich zu verorten.

In jeder Forschungsphase stellt sich die Frage nach dem 'warum', dem 'wie' und dem 'für wen' neu. Die Beantwortung bestimmt den jeweiligen Umgang mit dem ethnographischen Spannungsfeld zwischen globalem Panorama und transnationaler Verortung. Ebenso wichtig scheint mir jedoch die explizite Reflexion der politischen Aussage, die über diese Studien als Wissen generiert wird.

Bibliographie

Abu Lughod, Lila (1991): 'Writing against culture', In: R. Fox (Hg.) Recapturing Anthropology: Working in the present, Santa Fe: School of American Research Press, S. 137-162.

Aufhauser, Elisabeth (2000): Migration und Geschlecht. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit in der internationalen Migration, In: K. Husa et al. (Hg.) Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts, Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel, S. 97-122.

Brettell, Caroline (2000): 'Theorizing migration in anthropology: the social construction of networks, identities, communities and globalscapes', In: C. Brettell und J. F. Hollifield (Hg.) Migration theory: talking across disciplines, New York: Routledge, S. 97-135.

Clifford, James und George Marcus (Hg.) (1986): Writing culture: the poetics and politics of ethnography: experiments in contemporary anthropology. Berkeley: University of California press.

Comaroff, Jean und John Comaroff (Hg.) (2006): Law and disorder in the postcolony. Chicago: University of Chicago Press.

George, Sheba Mariam (2005): When women come first: gender and class in transnational migration. Berkeley: University of California Press.

Glick-Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Szanton Blanc (1995): 'From immigrants to transmigrant: theorizing transnational migration', Anthropological quarterly 68/1: S. 48-63.

11 Sheba Mariam George (2005) illustriert die Methode der *global ethnography* und Ruba Salih (2003) die der *multi-sited ethnography*.

Gupta, Akhil und James Ferguson (1992): 'Beyond 'culture': space, identity and the politics of difference', Cultural Anthropology 7: S. 3-29.

Hauser-Schäublin, Brigitta und Birgitt Röttger-Rössler (1998): 'Differenz und Geschlecht – Eine Einleitung', In: B. Hauser-Schäublin und B. Röttger-Rössler (Hg.) Differenz und Geschlecht – Neue Ansätze in der ethnologischen Forschung, Berlin: Reimer, S. 7-23.

Korieh, Chima und Philomena Ihejirija-Okeke (Hg.) (2009): Gendered global transformations: gender, culture, race and identity. New York: Routledge.

Lewin, Ellen (2006): 'Introduction', In: E. Lewin (Hg.) Feminist Anthropology. Blackwell: Oxford, S. 1-39.

Pessar, Patricia und Sarah Mahler (2003) 'Transnational Migration: Bringing Gender in', International Migration Review 37/3: S. 812-846.

Rippl, Gabriele (Hg.) (1993): Unbeschreiblich weiblich. Texte zur feministischen Anthropologie. Frankfurt a.M.: Fischer.

Said, Edward (1978) Orientalism. London: Routledge.

Salih, Ruba (2003) Gender in transnationalism: home, longing and belonging among Moroccan migrant women. London: Routledge.

Spivak, Gayatri (1988; 1993): 'Can the subaltern speak?', In: P. Williams und L. Chrisman (Hg.) Colonial discourse and post-colonial theory: a reader, Harlow: Longman, S. 66-111.

Stacey, Judith (1988; 1993): 'Ist feministische Anthropologie möglich?', In: G. Rippl (Hg.) Unbeschreiblich weiblich – Texte zur feministischen Anthropologie, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 174-195.

Strathern, Marilyn (1987) 'An *awkward* relationship: The case of feminism and anthropology', Signs 12: S. 276-292.

Swiss links (2002): DestiNation Liebe. Dokumentarfilm über die Schweiz aus der Sicht von ausländischen PartnerInnen von SchweizerInnen, Bern: Out-Of-Frame Productions.

Waldis, Barbara und Laurence Ossipow (2003): 'Couples binationaux et sociétés multiculturelles', H.-R. Wicker et al. (Hg.) Migrations et la Suisse, Zürich: Seismo, S. 390-420.

Waldis, Barbara (2001) 'Zur Analyse von geschlechtstypischen Migrationsbiographien bei binationalen Paaren', In: J. Schlehe (Hg.) Interkulturelle Geschlechterforschung. Identitäten – Imaginationen – Repräsentationen, Frankfurt a.M.: Campus, S. 132-153.

– (1998) Trotz der Differenz. Interkulturelle Kommunikation bei maghrebinisch-europäischen Paarbeziehungen in der Schweiz und in Tunesien. Münster: Waxmann Verlag.

Ewa Palenga-Möllenbeck

Die unsichtbaren ÜbersetzerInnen in der transnationalen Forschung: Übersetzung als Methode

Lange Zeit lautete das Motto der Übersetzerzunft *De nobis ipsis silemus* – 'Von uns selbst schweigen wir' (vgl. Buden 2005: 7). Das Ideal war eine mimetische (nachahmende) für die LeserInnen vollkommen transparente, 'unsichtbare' Übersetzung, die die Illusion vermittelt, der Text sei von vornherein in 'ihrer' Sprache entstanden. Verbreitet ist auch das Klischee vom Über-Setzer als Fährschiffer, der ein ihm 'anvertrautes Gut unversehrt (also möglichst auch unaufgeschnürt) von einem Ufer zum anderen bringt', wie es der Literaturübersetzer Burkhart Kroeber (2006) formuliert. Tatsächlich jedoch seien die ÜbersetzerInnen eher ein 'rekreative[r] Zweit- oder Nebenautor', der das sprachliche Gebäude eines 'kreativen Erst- oder Hauptautor[s] [...] in neuer Umgebung auf anderem Boden nachbaut.' Während sich das Interesse in der Linguistik, Literaturwissenschaft oder Ethnologie längst auf den Prozess des Übersetzens als eine solche 'architektonische Rekonstruktion' (Kroeber) richtet, werden die Themen Mehrsprachigkeit, Übersetzung und die damit verbundenen Probleme von Sozialwissenschaften weitgehend ausgeblendet – obwohl Mehrsprachigkeit offensichtlich immer stärker den Alltag der sozialen Forschung prägt: sei es durch multikulturelle, mehrsprachige Forschungsgegenstände, sei es durch internationale Forschungskooperationen, in denen auch verschiedene nationale akademische Diskurse aufeinander treffen. Anders als in den Naturwissenschaften ist Sprache in den Sozialwissenschaften nicht nur ein Werkzeug, mit dessen Hilfe über den Gegenstand gesprochen wird, sondern Teil des Gegenstandes selbst. Dies führt spätestens dann zu Problemen, wenn die ForscherInnen sich einer sozialen Wirklichkeit widmen, die nicht in ihrer Muttersprache 'stattfindet'. Hier kommt dem Vorgang des Übersetzens im Forschungsprozess eine Schlüsselrolle zu, die allgemein zu wenig methodologische Beachtung erfährt. In der 'sprachenübergreifenden' empirischen Sozialforschung ist das Thema Mehrsprachigkeit und Übersetzung sozusagen ein blinder Fleck – für die mit den übersetzten Texten arbeitenden ForscherInnen, spätestens aber für die späteren LeserInnen ihrer Ergebnisse ist die 'Übersetztheit' des Materials oft ebenso 'unsichtbar' wie bei einem übersetzten literarischen Werk; allzu leicht

entsteht so die Illusion, man könne durch eine transparente Scheibe unvermittelt und unverfälscht auf den Gegenstand blicken. Besonders augenfällig ist dies in der qualitativen Forschung: Lassen sich die Effekte der Übersetzung bei stark kodifizierten Befragungen mit vorgegebenen Fragebögen noch einigermaßen beherrschen (indem z.B. zur Qualitätssicherung Rückübersetzungen erfolgen), ist dies bei qualitativen Untersuchungen, bei denen das gesamte gewonnene Material in Form narrativer Texte vorliegt und zudem äußerst empfindlich auf (oft unvermeidlich) suggestive Fragestellungen reagiert, kaum noch möglich. Gerade darum ist bei vielen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen ein methodologisch problembewusster Umgang mit der Frage der Übersetzung eigentlich unabdingbar. Ich erhebe nicht den Anspruch, diesen blinden Fleck im Folgenden auch nur ansatzweise beseitigen zu können – wenn es gelingt, sein Vorhandensein zu verdeutlichen, wäre bereits einiges gewonnen.

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bilden zwei empirische Studien[1], in denen ich aus biographischer Perspektive transnationale Migration untersucht habe. Im Mittelpunkt dieser Untersuchungen standen narrativ-biographische Interviews mit transnationalen MigrantInnen im Sinne der *multisited ethnography*, die sowohl im Herkunfts- wie auch im Ankunftsland, am Arbeitsplatz und zu Hause durchgeführt wurden und so den grenzüberschreitenden Alltag der TransmigrantInnen dokumentieren. Dabei geht es nicht nur darum, deskriptiv die Mobilität der MigrantInnen im geographischen und sozialen Raum nachzuzeichnen; vielmehr müssen kulturelle und sprachliche Grenzüberschreitungen verstanden und für Dritte verständlich gemacht werden. Hinzu kommt, dass die biographische Methode auf die Rekonstruktion subjektiver Sichtweisen abzielt: Anhand des narrativ-biographischen Interviews soll eine Selbstpräsentation produziert werden, die freie Erzählstruktur ist dabei zentral. Welche Bedeutung hat es dabei, wenn BiographInnen ihre Erzählungen in einer für sie fremden Sprache produzieren – oder wenn die ForscherInnen sie in einer für sie fremden Sprache aufnehmen bzw. in diese wiedergeben? Es erfolgt eine sekundäre (Re-)Konstruktion (und eben keine 'Mimesis', Nachahmung) der primären Konstruktion der ErzählerInnen durch die ForscherInnen, die damit ihrerseits zum Endergebnis beitragen (Temple/Edwards 2002: 6), wobei ihre eigene Position und Identität mit hineinspielen. Konsequenterweise muss die Übersetzung daher als empirische

1 Die erste Studie ist mein Dissertationsprojekt: 'Transnationale Arbeitsmigration oberschlesischer Doppelstaatler. Die zweite Studie: 'Landscapes of Care Drain. Care Provisions and Care Drain from the Ukraine to Poland and from Poland to Germany' läuft zurzeit.

Methode problematisiert werden, was jedoch bisher nicht ausreichend geschieht (vgl. Temple/Edwards 2002: 2).

1. Übersetzung aus theoretischer Perspektive

1.1 Sprache und ihre Dekonstruktion: Poststrukturalismus und postcolonial studies

Die Entwicklung des Übersetzungsbegriffs korrespondiert mit der Entwicklung des Konzepts der Sprache. Traditionell hatten Linguisten die Sprache als ein Abbild der Wirklichkeit begriffen und setzten ein einfaches Verhältnis zwischen dem 'Bezeichner' und dem 'Bezeichneten' voraus (vgl. Saussure 1967). Eine Wendung in dieser Vorstellung brachte der Poststrukturalismus, der das einfache Verhältnis zwischen dem sprachlichen Zeichen und seiner Bedeutung in Frage stellte – und damit auch die Vorstellung von einer einfachen Repräsentation der Wirklichkeit durch die Sprache. An dieser Stelle soll das Konzept der Übersetzung im Poststrukturalismus und in den *postcolonial studies* nicht weiter behandelt werden. Dies geschieht ausführlicher im Beitrag von Elisabeth Tuider in diesem Band.

1.2 Ethnologie und Übersetzung

Für die Ethnologie ist das Thema Mehrsprachigkeit und Übersetzung von zentraler Bedeutung. Die Beschäftigung mit dem Übersetzungsproblem liegt quasi in der Natur dieser Disziplin und ihrem Selbstverständnis als 'Wissenschaft vom Fremden' (Rippl/Seipel 2008: 28). Die Diskussion über die Erforschung des 'Fremden' wird von zwei Hauptrichtungen charakterisiert, die – wie wir sehen werden – auch die Übersetzungstheorie beschäftigen. Die erste Position war der anfänglich dominierende Ethnozentrismus, der auf die jeweils eigene Kultur als Bezugspunkt setzt. Eine kritische Gegenposition hierzu bezog der Kulturrelativismus. Er postulierte, die ForscherInnen müssten die Perspektive des 'Fremden' einnehmen und dessen Handlungen und deren Sinnzuschreibungen ausschließlich innerhalb des 'fremden' Kontexts interpretieren; denn alle Kulturen seien jeweils einzigartig und untereinander grundsätzlich nicht vergleichbar. Doch unabhängig davon steht die Ethnologie immer vor der Frage nach der Rolle der ÜbersetzerInnen – und hat im Gegensatz zu anderen Sozialwissenschaften ihre Hausaufgaben hierzu gemacht. Es soll daher zunächst genauer betrachtet werden, wie Kulturwissenschaften und Ethnologie die Rolle des Übersetzens im Forschungsprozess begründen. Hinzuweisen ist zunächst auf die zwei Etappen

der Übersetzung 'von und zwischen' Kulturen, denn wie Doris Bachmann-Medick sagt: 'Übersetzung ist Repräsentation von Repräsentationen'. In der ersten Etappe geht es um das ethnographische Fremdverstehen, in dem Bedeutungen aufgrund von Kontextualisierung interpretiert werden (Übersetzung von Kultur); erst in der zweiten Etappe um die Übersetzung im herkömmlichen Sinne, also Übersetzung zwischen den Kulturen (Bachmann-Medick 1997: 1). Das Problem der Übersetzung von und zwischen Kulturen beschäftigt auch den britischen Sozialanthropologen Talad Asad (1993). Asad stellt fest, dass die Erforschung und Übersetzung des Anderen (als Übersetzung der Kultur des Anderen in die eigene) immer über den Weg der Verschriftlichung erfolgt: Obwohl es, so Asad, meist einfacher wäre, die beobachtete kulturelle Praxis z.B. als Theaterstück zu inszenieren, müssen sich die ForscherInnen normalerweise auf deren rein verbale Repräsentation beschränken. Die der Kommunikation eigene Komplexität, Mehrdeutigkeit und Widersprüchlichkeit werde dabei allzu oft ignoriert. Die Übersetzung von Kultur bedeutet für die EthnologInnen, Praktiken, Kontexte und Diskurse zu rekonstruieren, die sich quasi hinter dem vordergründigen Text verbergen. Die ForscherInnen müssen also zwischen den Zeilen lesen – und hier stellt sich die Frage nach ihrer Autorität: Wie rekonstruieren sie Sinngehalte und wie legitimieren sie ihre Rekonstruktionen? Asad überträgt damit die alte, allgemeine Debatte über die Autorität der ForscherInnen gegenüber den Befragten auf die Situation der ÜbersetzerInnen gegenüber den AutorInnen eines Textes. Die ForscherInnen sind hier mit dem Problem konfrontiert, dass sich durch die Analyse und die Übersetzung ein doppelter Bias einschleicht. Asad kritisiert die Übersetzungsmethode, die sich ausschließlich an den RezipientInnen orientiert und ein hohes Risiko der Verfälschung birgt ('Domestizierung'); wendet sich aber auch dagegen, die Aussagen der AutorInnen ohne jegliche Zugeständnisse an die Lebenswelt und das Verständnis der LeserInnen zu repräsentieren. Asad geht es vielmehr um eine solche Übersetzungsmethode, die eine gemeinsame Analyse des Texts durch die Fachgemeinschaft erlaubt (Asad 1993: 329). Übersetzung bedeutet hier die Erfassung des gesellschaftlichen und kulturellen Gehalts der Sprache, die Übertragung der Diskursstruktur von einer Sprache in die andere. Ausschlaggebend sind dabei die Art der Übersetzung (Literatur, Erzählungen und wissenschaftliche Texte haben jeweils eigene Anforderungen), die sprachlichen Ressourcen der ÜbersetzerInnen, das Interesse der ÜbersetzerInnen und das der LeserInnen usw. Die ÜbersetzerInnen sind dabei gefordert, eine Übersetzung so zu gestalten, dass die LeserInnen selbst den Text interpretieren können. Asads Überlegungen zur Übersetzung in der Forschung sind also eher theoretischer Natur. Im Folgenden geht es um die Methoden, die die Translationswissenschaft

im engeren Sinne vorschlägt. Deren Öffnung zu den Kulturwissenschaften war, wie bereits erwähnt, eine entscheidende Wende.

1.3 Übersetzungstheorien – von 'verborgenen' zu 'mächtigen' ÜbersetzerInnen

'Translation' im Sinne der Translationswissenschaft umfasst zwei Arten von Übersetzungstätigkeit: die (schriftliche) Übersetzung und das (mündliche) Dolmetschen. Es handelt sich um eine relativ junge Disziplin; ihre Anfänge liegen in den 1950er Jahren, endgültig differenzierte sie sich jedoch erst in den 1980er Jahren heraus. Dennoch lassen sich ihre Wurzeln, so der Übersetzungshistoriker Venuti (1995) bis in die antike Philosophie, Rhetorik und Literatur zurückverfolgen. Prozesse wie die Internationalisierung und Globalisierung der Wirtschaft und Politik haben dazu geführt, dass der Bedarf nach Übersetzungen in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat und weiter zunimmt. Das Konzept der Übersetzung hat sich dabei in den letzten Jahrzehnten stark gewandelt – vom engen, normativ geprägten Konzept und den einfachen Modellen der kontrastiven Linguistik hin zu einem breiten, dynamischen Konzept mit kultur- und sozialwissenschaftlich geprägten Modellen (Prunč 2007: 11). Dabei herrscht der Konsens, dass eine Übersetzung bereits naturgemäß in einem Spannungsfeld zwischen Ausgangs- und Zieltext erfolgt. Sie ist dabei sowohl im Verhältnis zur Ausgangs- als auch zur Zielsprache ein autonomes Produkt. Die Übersetzung sollte zum Ausgangstext äquivalent sein, d.h. seinen Sinn möglichst treu wiedergeben; zugleich soll sie in der Zielsprache natürlich und kommunikativ sein, d.h. im Zielkontext flüssig lesbar und verständlich sein (Larson 1998: 3). Dies ist quasi eine Lehrbuchdefinition für angehende ÜbersetzerInnen – wie so oft jedoch ist die Sache nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick scheint. Die sogenannte Äquivalenzdebatte – also die Frage nach der Beziehung zwischen Ausgangs- und Zieltext – ist bis heute zentral in den Translationswissenschaften. In der ersten Entwicklungsphase war sie viel stärker normenorientiert, also auf der Suche nach festen Kriterien für eine gute Übersetzung. Sie hat eine Reihe von Typologien und diesen entsprechenden Übersetzungstechniken hervorgebracht, die sich immer zwischen den beiden Polen, der Orientierung am Ausgangs- und am Zieltext bewegen. Eine davon legt den Schwerpunkt auf die Ausgangssprache und bemüht sich, deren Formen und Heterogenität treu wiederzugeben; die andere verlagert den Schwerpunkt hin zur Zielsprache, fragt nach den Funktionen, die eine Äußerung jeweils in der Ausgangssprache hat – und macht sich erst dann auf die Suche nach Formen, um dieselbe Funktion in der Zielsprache zu erfüllen.

Zur Beschreibung dieses Konflikts sind verschiedene Begriffspaare vorgeschlagen worden: semantische vs. kommunikative Übersetzung, dokumentarische vs. instrumentelle Übersetzung oder *overt* vs. *covert translation* (Prunč 2007: 180). Mit dem *cultural turn* der 1980er Jahre ging die Translationswissenschaft dann über die Grenzen des Textes hinaus, die kulturelle Dimension der Übersetzung gewann an Bedeutung. Bachmann-Medick spricht hier von einer 'kulturwissenschaftlichen Öffnung' der Übersetzung; Translation wird zu einer Vermittlung zwischen Kulturen. '[D]ie Textoberfläche [ist] nur Spitze des Berges', bei dem der Sinn durch die ÜbersetzerInnen erst 'ausgelotet' werden muss (Prunč 2007: 21): die Denkweisen, Handlungsmuster, gesellschaftlicher und historischer Kontext, politische Diskurse, die kommunikative Situation der Rollen und Konventionen. Interessanterweise spricht Prunč auch von einem neuen *social turn* in den neuesten Ansätzen der Translationstheorie. Er ist der Ansicht, dass die Öffnung für gesellschaftliche Faktoren ein noch nicht ausgeschöpftes theoretisches Potenzial darstellt (Prunč 2007: 309). Obwohl die Rolle der ÜbersetzerInnen weiterhin allgemein marginalisiert wird, haben sie in den neuen Ansätzen ihre 'Unschuld verloren' – sie können sich nicht mehr hinter dem Originaltext 'verstecken': Vielmehr ist 'translatorisches Handeln' jetzt für alle erkennbar eingebettet in den subjektiven, soziokulturellen und ideologischen Kontext der Textproduktion und -rezeption (Prunč 2007: 346f.). Trotz oder wegen dieser größeren Transparenz des Übersetzungsvorgangs wird den ÜbersetzerInnen nun jedoch auch mehr Spielraum eingeräumt als im älteren, normenorientierten Übersetzungskonzept, denn man ist sich bewusst geworden, dass – mit den Worten Prunč' (2007) – Translation ein 'Näherungsprozess [ist], weshalb es keine absolute, sondern lediglich eine relative Adäquatheit geben kann' (Prunč 2007: 179). Dadurch, dass man sich des Zwiespalts der Übersetzung bewusst wird, ist das Problem freilich nicht aus der Welt geschafft – es stellt sich auch den übersetzenden SozialforscherInnen nach wie vor. Immerhin aber ermöglicht dieses Bewusstsein einen flexibleren Umgang mit Übersetzungen, bietet gar Möglichkeiten, sich beide Strategien zunutze zu machen.

Der Philosoph Boris Buden zeigt die historische Entwicklung des binären Konzeptes der Übersetzung, die sich entweder an der Ausgangssprache oder der Zielsprache orientiert. 1813 formulierte Friedrich Schleiermacher die zwei Alternativen der Übersetzung: 'Entweder lässt [der Übersetzer] den Schriftsteller möglichst in Ruhe und bewegt den Leser ihm entgegen, oder er lässt den Leser möglichst in Ruhe und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen' (Buden 2005: 40, unter Bezug auf Schleiermacher 1913). Buden bemerkt, dass beide gegensätzlichen Übersetzungsstrategien sich bis heute in der Übersetzungstheorie und

-praxis erhalten haben. So haben wir es auch in literarischen Übersetzungen entweder mit der Strategie der 'Exotisierung' zu tun, bei der unsere Vorstellungen vom 'Fremden' zutage treten, oder mit der Strategie der 'Domestizierung', in der die 'fremden' Kulturen nach 'eigenen' Normen betrachtet werden. Ist diese Binarität, Schleiermachers 'Entweder-oder-Dilemma', jedoch tatsächlich unüberwindbar?

Der Übersetzungstheoretiker Anthony Pym etwa setzt sich kritisch mit dem binären Konzept der Übersetzung auseinander und zeigt aus einer historischen Perspektive, wie dieses die politische Funktion der Sprache (und damit der Übersetzung) widerspiegelt. So diente die Sprache im Humboldtschen Sprachkonzept des 19. Jahrhunderts der Herausbildung nationaler Kulturen und Identitäten: Das 'Fremde' diente der Abgrenzung zum Eigenen; daher entsprachen die eindeutigen Zugehörigkeiten und Übersetzungen entlang nationaler Grenzen den damaligen Gesellschaftsvorstellungen. Pym sieht so ein binäres Übersetzungskonzept heute als überholt – es verkennt, dass die heutige soziale Wirklichkeit fragmentarisch ist, insbesondere bei den 'Vermittlern' die Pym Grenzgänger, *bastards*, Diplomaten nennt (nach Buden 2005: 51). Zu Recht bemerkt Buden jedoch, dass die heutige gesellschaftliche (insbesondere politische) Ordnung weiterhin aus nationalen Containern besteht und dementsprechend die binäre Praxis der Übersetzung diese soziale Wirklichkeit korrekt widerspiegelt (Buden 2005: 52). Überträgt man diese Sichtweise auf unseren Forschungsgegenstand – das Leben und die Erfahrungen von TransmigrantInnen – kann man sagen, dass das Überschreiten räumlicher, kultureller und sprachlicher Grenzen quasi unauflöslicher Bestandteil des Gegenstandes ist: Schon im Falle klassischer EmigrantInnen wissen wir, dass die Vorstellung vom 'Zurücklassen' des bisherigen Lebens, der Erfahrungen und der Sozialisation des Herkunftslandes im Moment der Emigration nicht der Wirklichkeit entspricht.

Umso weniger tut sie es im Falle transnationaler Migration – der 'theoretische und methodologische Nationalismus' (vgl. Smith 1979) ermöglicht uns jedoch nicht, dieses empirische Phänomen hinreichend zu verstehen. Wenn wir es bei unserem Forschungsgegenstand also nicht mit 'multiethnischen', nebeneinander lebenden Kulturen, zu tun haben, sondern mit transnationalen Phänomenen, so muss sich die Forschungsmethode – von der die Übersetzung ein integraler Bestandteil ist – an den Forschungsgegenstand anpassen.

2. Mehrsprachigkeit und transnationale Biographieforschung – Reflexionen aus eigener Praxis

Welche Konsequenzen haben diese Erkenntnisse anderer Disziplinen für sozialwissenschaftliche Forschung? Zunächst ist nochmals zu unterstreichen, dass Übersetzung in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher nicht als wesentliches methodologisches Problem wahrgenommen wird. Die ÜbersetzerInnen sind im Forschungsprozess nach wie vor 'unsichtbar', fungieren als '*a neutral mouthpiece, faithfully and passively translating back and forth between languages*' (Temple/Edwards 2002: 10). Mit unserem heutigen Wissen über Sprache, den Übersetzungsprozess und die Rolle der ForscherInnen im Forschungsprozess können wir dieses Thema jedoch nicht länger ignorieren – dies hätte bei der Behandlung eines mehrsprachigen Forschungsgegenstandes ernsthafte Nachteile.

Im nächsten Schritt möchte ich aus der eigenen Forschungspraxis einige Momente vor Augen führen, an denen übersetzungsrelevante Entscheidungen getroffen werden. Grundsätzlich erfordern zwei Situationen Reflexionen über das Verhältnis zwischen ForscherInnen und ErzählerInnen bezüglich Repräsentation und Macht: Es ist erstens die Situation der Kommunikation (z.B. im Interview) und zweitens die Interpretation des erhobenen Materials. Wenn wir annehmen, dass die ÜbersetzerInnen das dritte Schlüsselmitglied der Beziehung zwischen den ForscherInnen und ihrem Gegenstand sind – Temple/Edwards (2002: 11) verwenden den Begriff *triple subjectivity* – müssen die beiden Phasen Kommunikation und Interpretation genauer betrachtet werden.

2.1 Mehrsprachigkeit in der Kommunikation

Bei der Durchführung von Interviews mit MigrantInnen gibt es drei Möglichkeiten, mit der Mehrsprachigkeit umzugehen: (1) Das Interview wird in der Muttersprache der MigrantInnen durch ForscherInnen geführt, die *native speaker* bzw. zweisprachig sind; (2) das Interview wird in zwei Sprachen mithilfe von DolmetscherInnen durchgeführt; (3) das Interview wird in einer für die Befragten fremden Sprache durchgeführt. Welche Argumente sprechen für und gegen die einzelnen Methoden? Die Wahl der Sprache, in der sich die MigrantInnen selbst präsentieren, ist in vielerlei Hinsicht wesentlich: Die MigrantInnen sind in der Regel nicht – im üblichen Sinne – zweisprachig und können sich in ihrer Muttersprache flüssiger ausdrücken als in der Fremdsprache. Besonders bei narrativ-biographischen Interviews interessieren sich die ForscherInnen für die persönliche Sphäre. Die Sprache dieser Interviews ist gekennzeichnet durch eine hohe Zahl von Kolloquialismen, also Begriffen, die nur in der gesprochenen Sprache vorkommen,

durch subjektiv gefärbte Begriffe, durch Uneindeutigkeiten. Die Möglichkeit, sich frei in der Muttersprache artikulieren zu können, hat hier große Bedeutung. Somit drängen sich Zweifel bezüglich der Methode des biographisch-narrativen Interviews selbst und dessen Anwendung in einer Fremdsprache auf: Diese Methode geht davon aus, dass die Struktur der biographischen Erzählung für uns eine wesentliche Grundlage der Interpretation ist – dabei kann gerade die Verwendung einer Fremdsprache diese Struktur erheblich beeinflussen. Für die Möglichkeit, die Wahl der Sprache den befragten MigrantInnen zu überlassen, spricht vor allem das Argument der Repräsentation im Verhältnis ForscherInnen-ErzählerInnen, die Frage der Kontrolle und Macht in dieser Beziehung. Die Oktroyierung einer Sprache, in der die ForscherInnen sich fließend artikulieren können, die MigrantInnen hingegen nicht, vertieft das Problem der Distanz zwischen ihnen; hier herrscht eine Asymmetrie in den Ausdrucksmöglichkeiten, die die hierarchischen interethnischen Beziehungen zur Mehrheitsgesellschaft im Ankunftsland verschärfen. Gleichzeitig ist jedoch zu bedenken, dass die Entscheidung für die Kommunikation in der Muttersprache der MigrantInnen kein 'Allheilmittel' ist – auch sie kann eine Distanz schaffen, wie ich unten zeigen werde, und befreit die ForscherInnen/ÜbersetzerInnen daher nicht von der Reflexion über das Dreiecksverhältnis der Rollen von ForscherInnen, ÜbersetzerInnen und Befragten. Ein Argument dafür, das Interview in einer für die MigrantInnen fremden Sprache zu führen, ist die Möglichkeit, die 'authentische' Sprache von MigrantInnen zu beobachten – den kreativen Umgang mit Fremd- und Muttersprache. Dies entspricht der Alltagssituation der MigrantInnen und gibt den ForscherInnen so Einblick in hybride Sprachpraktiken. Sicherlich ist dieses Argument rational – dennoch bin ich überzeugt, dass die Nachteile (Einschränkung des freien Ausdrucks, zusätzliche kommunikative Asymmetrie zwischen den GesprächspartnerInnen) von den Vorteilen kompensiert werden. Zusätzlich muss man sich bewusst sein, dass wir bei einem Interview in einer – aus Sicht der MigrantInnen – fremden Sprache die Verantwortung für die Übersetzungsleistung nicht nur auf die ErzählerInnen verlagern, sondern den ForscherInnen, die den Text später analysieren, eine zusätzliche Leistung abverlangen – denn die Gebrochenheit der Sprache erfordert noch mehr Interpretationsleistung, mit der die ForscherInnen durchaus überfordert sein können. Auf das Problem geht Juliane Karakayali in ihrer Studie über Haushaltsmigrantinnen aus Osteuropa[2] ein. Karakayali beobachtet hier eine

2 Juliane Karakayali: 'Transnationale care workers in Haushalten Pflegebedürftiger. Biographische Interviews mit Migrantinnen aus Osteuropa', Dissertation vorgelegt an der Goethe-Universität in Frankfurt a. M., 2008.

bestimmte Übersetzungsstrategie, die die Befragten anwendeten: Wenn sie in der Fremdsprache nicht mehr zurechtkamen, ahmten sie Dialoge mit Dritten, über die sie berichteten, wortwörtlich nach – mit Einsatz von Gestik und verstellter Stimme. An diesem Beispiel wird deutlich, dass Translation als Methode an mehreren Stellen des Forschungsprozesses stattfinden muss. So behelfen sich die Befragten mit anderen Erzähltechniken, hier mit Nachahmen und nonverbalen Mitteln, die später in der Transkription und Auswertung berücksichtigt werden müssen, dabei aber auch Potenzial für Fehldeutungen bergen.

Kommen wir noch einmal auf die Distanz zwischen ForscherInnen und Befragten zurück, die sich auch bei Interviews in der Muttersprache der ErzählerInnen einstellt. Bogusia Temple und Rosalind Edwards (2002: 13f.) machen auf die Annahme aufmerksam, dass soziale Nähe (etwa durch gemeinsame Sprache, Ethnizität, Alter, Geschlecht) zwischen den ForscherInnen und den Befragten pauschal zu besserer Kommunikation und Interpretation führe. An Beispielen aus der eigenen Forschung zeigen die Autorinnen, wie fehlerhaft diese Annahme sein kann: So argumentiert Edwards, dass die strukturellen Differenzlinien zwischen den Forschungsbeteiligten – wie Geschlecht oder Ethnizität – mit unterschiedlichen Identitäten und Zugehörigkeiten einhergehen können, die durch den Forschungsprozess produziert werden und in ihn einfließen (Temple/Edwards 2002: 13). Wenn etwa eine aus Bangladesch stammende Dolmetscherin, die Edwards in die Befragung einbezieht, sich von den InterviewparterInnen durch unterschiedliche Klassenzugehörigkeit abgrenzt und deren Verhalten aus ihrer Perspektive zu deuten weiß, hat dies einen Einfluss auf die Datenerhebung und Wissensproduktion, der reflektiert werden muss. Für Temple können solche Differenzlinien zum einen gar nicht als fixiert betrachtet werden, da sie komplexer sind als etwa 'nur' die gemeinsame Ethnizität und Sprache; als eine wichtige Ursache von Distanz erwies sich in ihren Interviews zum Beispiel der Zeitpunkt der Emigration. Zum anderen sieht sie die Differenzlinien als relativ, was bedeutet, dass ihre Relevanz sich erst aus dem Kontext und der Situation ergibt und daher am Einzelfall geprüft werden muss.

In der eigenen Forschungspraxis habe ich Interviews in der polnischen Muttersprache bzw. im oberschlesischen Dialekt[3] der MigrantInnen durchgeführt und festgestellt, dass die obigen Bemerkungen gleichermaßen auf meine Position als polnische Muttersprachlerin aus Oberschlesien zutreffen. Bei der Erforschung

3 Das Oberschlesische ist ein polnischer Dialekt mit deutschen und tschechischen Elementen.

der ethnischen Gruppe der OberschlesierInnen in Polen hatte die Entscheidung für die Interviewsprache eine weitere theoretische Implikation – die Verwendung des Dialekts ist Kennzeichen der Identität und Zugehörigkeit zu dieser Gruppe, die gegenüber Personen 'von außen' relativ verschlossen ist. Außerdem habe ich die Wahl der Sprache den GesprächspartnerInnen überlassen, da ich die Praktiken und Identität dieser MigrantInnen im transnationalen Raum beobachten wollte und die Wahl der Sprache darauf hindeutete, wie sich die MigrantInnen kulturell verorten. Die meisten von ihnen entschieden sich für den oberschlesischen Dialekt. Da ich mich als eine zurzeit in Deutschland lebende Person aus Oberschlesien vorgestellt hatte, verwendeten die MigrantInnen außer dem Oberschlesischen auch deutsche Ausdrücke, weil sie davon ausgehen konnten, dass ich Deutsch verstehe. Doch auch meine Selbstvorstellung als Person 'aus Oberschlesien' erwies sich im Sinne der Grenzziehung zwischen 'denen' und 'uns' als komplizierter als zunächst angenommen und hatte z.B. im Falle eines Befragten erhebliche kognitive Auswirkungen: Durch meine Herkunft aus dem Teil des östlichen Oberschlesiens, der 1922 an Polen fiel, während der westliche Teil bei Deutschland verblieb, schrieb mir der Gesprächspartner die Zugehörigkeit zu einer 'weniger deutschen' Gruppe von OberschlesierInnen zu. Für die Forschung waren dies sehr interessante Informationen – zugleich jedoch auch eine Warnung für mich, dass die bloße Selbstdefinition als Oberschlesierin, derer ich mich bedient hatte, trügerisch sein kann und unsere jeweiligen Zugehörigkeiten sowohl in der Kommunikation als auch in der Analyse neu reflektiert werden mussten. Diese Abgrenzung eines 'eher deutschen' Oberschlesiers von mir als einer 'eher polnischen' Schlesierin ist eine exemplarische Situation für den Verständigungsprozess zwischen ForscherInnen und Befragten, die darauf abzielt, gemeinsame 'normative Geltungsansprüche' im kommunikativen Prozess zu entwickeln. Im Anschluss an das Konzept Habermas', wonach solche 'normativen Geltungsansprüche' für die Beteiligten in der Kommunikation erforderlich sind, arbeitet Lutz in ihren methodischen Überlegungen zu Interviews mit türkischen Frauen drei typische Kommunikationssituationen heraus (Lutz 1991). Es sind die Situationen: (1) ForscherInnen als 'Absetzschablone', (2) als 'Verbündete'/'MitwisserInnen', und (3) die 'heimliche' Angst der ForscherInnen vor zu großer Distanz im Interview.

Ähnlich wie in der gerade geschilderten Situation mit dem 'eher deutschen Oberschlesier' fällt den ForscherInnen im ersten Fall die Rolle einer 'Absetzschablone' zu. Der Befragte weist hier die Geltungsansprüche der Forscherin zurück – in meinem Fall, ebenso wie er aus Oberschlesien zu sein (Lutz 1991: 73f.). In der zweiten typischen Situation gelten ForscherInnen dagegen als 'Mit-

wisserInnen' (Lutz 1991: 69ff.). Um den Status einer Mitwisserin zu erreichen und die Kommunikation so zu erleichtern, habe ich in Reaktion auf das Erzählte immer wieder zu zeigen versucht, dass ich mein Gegenüber verstehe, weil ich die transnationale Lebenswelt mit ihm teile, etwa das transnationale Leben zwischen 'hier und dort', wie praktische Kenntnisse beider nationaler Kontexte, oder die Schwierigkeiten, die bei der Pflege von Beziehungen auf Distanz entstehen, etwa durch Trennungsschmerz oder schwierige Kommunikation nur per Telefon. Sowohl im Gespräch als auch in der späteren Analyse erwies sich dieses Wissen als hilfreich. Kommentare, die meinem Gegenüber bewusst machten, dass ich weiß, worüber er spricht, haben mir häufig dabei geholfen, das Gespräch aufrechtzuerhalten.

Zugleich aber bildete diese manchmal tatsächliche, manchmal vermeintliche Mitwisserschaft eine Art 'Filter'; wichtig war es hier, die eigenen subjektiven Deutungen zu kontrollieren, zum Beispiel durch die Technik der gemeinsamen Interpretation in einer 'Interpretationswerkstatt'. Denn man läuft schnell Gefahr, dass man das eigene Insiderwissen überschätzt und das Material vorschnell in eine bestimmte Richtung überinterpretiert.

Trotz der gemeinsamen ethnischen Herkunft und Migrationserfahrung war Klasse bzw. Lebensstil eine wesentliche Ursache für Distanz im Gespräch mit den oberschlesischen MigrantInnen. Mein Leben als Akademikerin in Deutschland unterscheidet sich fundamental vom Leben 'auf dem Bau'. Gerade in Bezug auf Klassendistanz habe ich die dritte von Lutz beschriebene Situation der Kommunikation, die 'heimliche Angst der ForscherInnen', zu einer Absetzschablone zu werden, oft erlebt. Denn auch wenn ich Dialekt sprach, fiel es mir schwer, mich von einer höflichen, korrekten Sprechweise fortzubewegen. Gerade bei Personen, die sich sehr einfach ausdrückten, blieb ich mir stets bewusst, dass sich in meiner Sprache und meinem nonverbalen Verhalten eine Distanz manifestierte (Verunsicherung, Vorsichtigkeit), die die Gesprächssituation unvermeidlich beeinflusste.

Die Bedeutung des Geschlechts der Interviewerin kann ich anhand meiner Interviews nicht eindeutig beurteilen. Lediglich bei der Suche nach Interviewpartnern hat mir ein Bekannter, der mir Kontakte vermittelte, berichtet, dass einige der Männer ein Interview mit einer weiblichen Interviewerin in ihrem Heimatort (im Gegensatz zum Einsatzort) ablehnten, weil ihre Frauen dann eifersüchtig würden. Abgesehen von dieser anekdotenhaften Beobachtung konnte ich auch bei intimeren Themenbereichen keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern feststellen; eher spielten Alter bzw. Generationsunterschiede eine Rolle – junge Frauen und Männer waren bei Fragen zu den Themen Beziehung und Sex offener.

An dieser Stelle ist nochmals zu betonen, dass die oben geschilderte Distanz bzw. Nähe methodologisch immer berücksichtigt werden muss und nicht als etwas 'natürliches' angenommen werden darf. Wichtig ist die Reflexion darüber, inwieweit eine 'Erlebnisgemeinschaft' die Interaktion zwischen ForscherInnen und ErzählerInnen beeinflusst – und damit auch darüber, welche Themen gewählt, welche vermieden und in welchem Licht bestimmte Fakten dargestellt werden.

2.2 Mehrsprachigkeit in der Analyse

Die nächste Phase im Auswertungsprozess, in der Probleme der Mehrsprachigkeit zu berücksichtigen sind, ist die Transkription der aufgenommenen Erzählungen. Aus Platzgründen kann ich allerdings auf diesen Schritt nicht näher eingehen und möchte ausführlicher über die Analysephase sprechen.

Wenn das Interview in der Muttersprache der Befragten erfolgt, werden entweder während des Gesprächs DolmetscherInnen eingeschaltet (mehr dazu z.B. Temple/Edwards 2002: 12) oder das Transkript wird übersetzt. Welches Übersetzungskonzept ist am geeignetsten, wenn die ÜbersetzerInnen zwischen Interview und Analyse eingeschaltet werden? Angesichts des theoretischen Wissensstands der Translationswissenschaft und der eigenen Erfahrungen mit Übersetzungen schlage ich vor, die Tatsache zu nutzen, dass die Übersetzung im Forschungsprozess kein Endprodukt ist, sondern zur Phase der *Auswertung* und nicht der *Darstellung* der Ergebnisse gehört. Als solches muss sie – anders als in literarischen Texten – weder ästhetischen Kriterien entsprechen noch sprachlicher Ökonomie (wie z.B. Gebrauchsanweisungen). Anders als in der Phase der Darstellung muss die Entscheidung, wie die Subjekte nach außen repräsentiert werden (soll man ihre Sprache 'glätten' oder nicht?), an dieser Stelle nicht getroffen werden. Stattdessen geht es um einen möglichst ungestörten Zugang zum empirischen Material. Aufgabe der ÜbersetzerInnen ist es, diesen Zugang durch sprachliche und kulturelle Vermittlung zu ermöglichen, als *key informant*[4] zu fungieren (Temple/Edwards 2002). Aus methodologischer Perspektive müssen wir die Interpretation der ÜbersetzerInnen jedoch derselben systematischen Kontrolle unterziehen wie die anderen Elemente des Forschungsprozesses.

4 DolmetscherInnen als 'key informant' sind für Edwards ExpertInnen für den Forschungsgegenstand. Gleichzeitig führt Edwards vor Beginn der Untersuchungen ein Interview über ihre Biographien, Überzeugungen und ihr Verhältnis zu den untersuchten Personen durch und berücksichtigt diese Informationen bei der Beurteilung des Dreiecksverhältnisses ForscherInnen-ÜbersetzerInnen-Befragte. Edwards' Konzept lässt sich meiner Meinung nach auch auf die schriftliche Übersetzung übertragen.

Dieses Kriterium unterscheidet die Übersetzung als Forschungsmethode von literarischen Übersetzungen. Um einen transparenten Forschungsprozess zu gewährleisten und die Kompetenzen der ÜbersetzerInnen gleichzeitig nicht nur als Sprach-, sondern auch als KulturvermittlerInnen zu nutzen, müssen die beiden Übersetzungsstrategien verbunden werden: Erstens die Orientierung am Ausgangstext – diese Strategie hat eindeutig Priorität, da es um einen 'echten' Einblick in den Forschungsgegenstand geht und die biographische Erzählung auch aus methodischen Gründen in ihrer 'ursprünglichen' Struktur erhalten bleiben sollte. Zugleich jedoch kann die Strategie der Orientierung an RezipientInnen – in unserem Fall den ForscherInnen, die keinen Zugang zu Sprache und Kultur haben – wertvoll sein. So nämlich werden die ÜbersetzerInnen zu einem wichtigen Zusatzelement im Interpretationsprozess, quasi zur Brücke zwischen beiden sprachlichen und kulturellen Kontexten. In der Praxis sieht dies so aus, dass die ÜbersetzerInnen den Text um Erklärungen und Ergänzungen erweitern, mehrere Interpretationen zur Wahl anbieten und auf Unklarheiten hinweisen. Dies bedeutet eine stärkere Beteiligung der ÜbersetzerInnen am Forschungsprozess sowie an Beratungen und Kontakt vor und nach Erstellung der Übersetzung. Ich möchte an dieser Stelle noch darauf hinweisen, mit welcher Art von Ausgangstext ÜbersetzerInnen zu tun haben: Die Sprache narrativer Interviews ist gekennzeichnet durch Kolloquialismen, Fragmentarität, Andeutungen, Subjektivität, Formulierungen, die nicht der Standardsprache entsprechen. Die polnische Sprachwissenschaftlerin Anna Wierzbicka beschrieb ihre Erfahrung mit der Übersetzbarkeit von Sprachen, nachdem sie nach Australien ausgewandert war, so: '*I became aware of Polish words which had no equivalents in English and each of which epitomized something very special: an emotion, an attitude, a belief, a relationship, a colour, a time, a type of experience*' (Wierzbicka 1997: 6). In diesem Sinne sind Sprachen immer asymmetrisch – ob es um grammatische, semantische oder lexikalische Strukturen geht.

Schließlich bleibt die Übersetzung auch während der Analyse der Texte durch die ForscherInnen präsent. Ideal wäre es, wenn den ForscherInnen stets eine bilinguale Person zur Verfügung stünde, die sowohl mit den Übersetzungen als auch den Originaltexten arbeiten kann. Aber auch weniger vollständige Kenntnisse der jeweils anderen Sprache sind nützlich, weshalb der Zugang zu den Originaltexten stets möglich sein muss. In einer Situation, in der die ÜbersetzerInnen selbst die einzigen SprachvermittlerInnen sind, ist eine systematische Zusammenarbeit mit diesen erforderlich, da die Übersetzung niemals 'perfekt' ist – ein Rückgriff auf den Originaltext kann sich bei der Analyse daher als hilfreich oder gar unbedingt erforderlich erweisen.

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich für uns aus dem technischen und theoretischen Blick auf die Übersetzung als Methode? Aus der Sicht der modernen Translationswissenschaft ist Übersetzung ein breites Konzept, das 'Neutexten und Nachtexten' umfasst (Prunč 2007: 26), indem die ÜbersetzerInnen Asymmetrien und 'Lücken' zwischen den Sprachen ausgleichen, indem sie Interpretation in einem weit gefassten Sinne betreiben und dabei auch von Techniken wie Umschreibungen, Neologismen und Lehnübersetzungen Gebrauch machen. Dennoch 'verschiebt' sich ein Teil der Bedeutungen oder geht verloren; dies ergibt sich sowohl aus Unterschieden zwischen den Sprachen als auch aus situativen Faktoren und den Ressourcen der ÜbersetzerInnen. So argumentieren manche ForscherInnen, dass interpretative Methoden an ihre Grenzen stoßen, wenn Texte übersetzt werden und empfehlen grundsätzlich andere Wege[5] (vgl. Twin 1998: 657). Wir müssen uns dieser Probleme bewusst sein, wenn wir Untersuchungen in einem mehrsprachigen Milieu durchführen. Die Translation muss in ihrer Auswirkung auf die Validität der Ergebnisse methodologisch konzipiert, die Rolle der ÜbersetzerInnen reflektiert und schließlich die Translation selbst explizit gemacht werden. Die 'unsichtbaren' ÜbersetzerInnen können dabei zwar eine zusätzliche Ressource sein, 'Verbündete' im Interpretationsprozess – aber auch eine Fehlerquelle, die methodologisch kontrolliert werden muss.

Bibliographische Angaben

Asad, Talad (1993): 'Übersetzen zwischen Kulturen. Ein Konzept der britischen Sozialanthropologie', In: E. Berg und M. Fuchs (Hg.) Kultur, soziale Praxis, Text: die Krise der ethnographischen Repräsentation, Frankfurt a. M.: Suhrkamp – Taschenbuch Wissenschaft, S. 300-334.

Bachmann-Medick, Doris (1997): 'Einleitung. Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen', In: (dies.) Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen, Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. S. 1-18.

Buden, Boris (2005): Der Schacht von Babel. Ist Kultur übersetzbar? Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Juliane Karakayali: 'Transnationale care workers in Haushalten Pflegebedürftiger. Biographische Interviews mit Migrantinnen aus Osteuropa', Dissertation vorgelegt an der Goethe-Universität in Frankfurt a. M., 2008.

5 Sheila Twin hat Gruppendiskussionen mit chinesischen MigrantInnen durchgeführt und angesichts von Übersetzungsproblemen empfiehlt sie, entweder Interviews in der zweiten Sprache der Befragten durchzuführen oder neben den Interviews auch die Analyse in der Muttersprache der Befragten durchzuführen.

Kroeber, Burkhart (2006): 'Übersetzte Bücher haben grundsätzlich zwei Autoren', <http://www.literaturuebersetzer.de/pages/uebersetzer-archiv/kroeber.htm> (19.08.2008).

Larson, Mildred L. (1998): Meaning-based translation: A guide to cross-language equivalence. Lanham, MD: University Press of America.

Lutz, Helma (1991): Welten Verbinden – Türkische Sozialarbeiterinnen in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt a. M.: IKO Verlag.

Prunč, Erich (2007): Entwicklungslinien der Translationswissenschaft. Von den Asymmetrien der Sprachen zu den Asymmetrien der Macht. Berlin: Frank & Timme GmbH Verlag für Wissenschaftliche Literatur.

Rippl, Susanne und Christian Seipel (2008): Methoden kulturvergleichender Sozialforschung. Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.

Saussure, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.

Smith, Anthony D.S. (1979): Nationalism in the twentieth century. New York: New York University Press.

Temple, Bogusia und Edwards Rosalind (2002): 'Interpreters/translators and cross-language research: Reflexivity and border crossings', International Journal of Qualitative Methods 1 (2): Article 1. https://ejournals.library.ualberta.ca/index.php/IJQM/article/view/4602/3776 (19.03.2009).

Temple, Bogusia (2006): 'Being bilingual: Issues for cross-language research', Journal of Research Practice 2 (1): Article M2. http://jrp.icaap.org/content/v2.1/temple.html (19.03.2009).

Twin, Sheila (1998): 'An analysis of the effectiveness of focus groups as a method of qualitative data collection with Chinese populations in nursing research', Journal of Advanced Nursing 28 (3): S. 654-661.

Venuti, Lawrence (1995): The Translator's Invisibility. A history of translation. London: Routledge.

Wierzbicka, Anna. (1997): 'The double life of a bilingual: A cross-cultural perspective', In: Michael Bond (Hg.) Working at the Interface of Culture: Eighteen lives in social science. London: Routledge, S. 113-125. hier zitiert nach http://www.une.edu.au/bcss/linguistics/nsm/pdfs/double-life.pdf (19.03.2009).

Elisabeth Tuider

Transnationales Erzählen
Zum Umgang mit Über-Setzungen in der Biographieforschung

Sie beschreiben uns ...
Sie haben die Macht der Beschreibung,
und wir sind den Bildern unterworfen,
die sie sich von uns machen.
Salman Rushdie, Die Satanischen Verse 1989

Transnationale Phänomene & Biographieforschung

Um neue, unbekannte Phänomene und damit auch mobilisierte Positionierungen oder 'globalisierte Biographien' (vgl. Lutz/Schwalgin 2006: 100)[1] im Kontext von Migrationsprozessen zu erfassen, stellt die Methode der Biographieforschung wohl das offenste Vorgehen unter den qualitativen Forschungsmethoden dar. „Das 'So-Geworden-Sein' ist ein Entwicklungsprozess, der das Verlassen von (geographischen) Orten und mentalen Orten als Ausdruck verschiedener Lebensphasen beinhaltet. Biographien sind Dokumente, in denen Selbst- und Fremd-*verortungen* und die Verbindung dazwischen zum Ausdruck gebracht werden" (ebd.: 108). Der jeweiligen Individualität biographischer Konstruktionen kann mittels der Biographieforschung Rechnung getragen und auch – aus der Sicht der Forschenden – 'unordentliche', 'ungewöhnliche' oder kulturell 'fremde' Formen der Selbstdarstellung zugelassen werden (Dausien/Mecheril 2006: 158).[2] Zudem bietet die Methode der Biographieforschung auch methodisch-methodologische Anschlusspunkte für die poststrukturalistisch und dekonstruktivistisch inspirierte Infragestellung von (kollektiven) Identitätsbeschreibungen. Gerade in

1 Losgelöst von geographischen Orten ergeben sich unter dem Einfluss von Globalisierung und Pluralisierung der Lebenswege zunehmend transnationale Räume, in denen sich Individuen verorten. Die Biographieforschung sei besonders dazu geeignet, die unsichtbaren Strukturen dieser transnationalen Räume zu erfassen, da sie biographische Erzählungen als Orte von Transnationalität begreift – so z.B. Apitzsch (2003).

2 Normalbiographische Lebensverläufe sind wesentlich durch die Geschlechterforschung sowie durch historische und kulturvergleichende Analysen in Frage gestellt worden (vgl. Kohli 1985; kritisch: Dausien 1996; Hahn 2000).

Narrationen eröffnen sich Möglichkeiten für das Erzählen und Verorten im 'Zwischenraum' – sei dieser nun geographisch, ethnisch, geschlechtlich oder sexuell bestimmt.

Die Rekonstruktion subjektiver Sinnzuschreibungen in Lebensgeschichten ist das erklärte Ziel der Biographieforschung, wobei sie nach den individuellen Aneignungs- und Verarbeitungsmustern gesellschaftlicher und milieuspezifischer Bedingungen zu einem je spezifischen historischen Zeitpunkt fragt. Biographieforschung basiert dabei auf der Annahme, dass den Erzählungen generative Strukturen in einer gemeinsam geteilten Wirklichkeit (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 2003: 457) zugrunde liegen, die in der Interaktion zwischen Forschenden und Erzählenden belebt, aufgedeckt und wissenschaftlich rekonstruiert werden können. Dazu beruft sie sich auf zwei Prämissen (vgl. Dausien 2001: 58). Die erste besagt, dass Erzählungen über biographische Ereignisse und Erfahrungen des erzählenden Subjekts Auskunft geben, dass sie demnach soziale Wirklichkeit in einer bestimmten sozialen und kulturellen Form und biographischen Perspektive *repräsentieren*. In der zweiten Prämisse wird Erzählen als kommunikative Praxis betrachtet, durch die Subjekte ihre individuell-biographische und ihre gemeinsame soziale Wirklichkeit *konstruieren*.[3]

Wenn wir eine Biographie als gemeinsames kommunikatives Produkt von Forschenden und Beforschten verstehen, bei dessen Herstellung beide den sozialen Regeln des Alltags folgen, dann muss an dieser Stelle kritisch gefragt werden, ob und wie Biographieforschung in unterschiedlichen kulturell-ethnischen Kontexten funktionieren kann. Ist das in der Biographieforschung vorausgesetzte, abfolgelogische Erzählmuster universell oder handelt es sich nicht vielmehr um ein spezifisches westliches Lebens- und Erzählmuster?[4] Wenn Kommunikations- und Erzählstrukturen als je spezifische soziokulturelle Produkte betrachtet werden, welche Auswirkungen hat dies dann auf die forschungsmethodische Berücksichtigung des Entstehungskontextes des Interviews, also auf die Interviewsituation und -konstellation? Als was sind – auf der sehr konkreten Ebene der Forschungspraxis – die sprachlich-kulturellen Übersetzungen von biographischen Interviews zu interpretieren?

---

3 In Hinblick auf die Zielsetzung biographischer Forschung wird kritisch diskutiert, ob es sich bei der autobiographischen Erzählung um eine authentische Repräsentation gelebter Erfahrungen (vgl. Schütze 1983) handelt oder ob sie nicht vielmehr das Resultat sozialer Interaktion (vgl. z.B. Koller 2006) ist.

4 Rosenthal und Fischer-Rosenthal gehen mit Fritz Schütze davon aus, dass das narrative Interview ein 'universell einsetzbare[s] Forschungsinstrument' (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 410) ist.

Im vorliegenden Aufsatz werden einige methodische Probleme zusammengetragen, die bei der Erforschung und Auswertung transnationaler Phänomene mittels Biographieforschung auftreten können. Diese betreffen v.a. das biographische Erzählen in postkolonialen Zusammenhängen, d.h. die Tatsache, dass Interviewende und Interviewte sozial und geopolitisch unterschiedlich positioniert sind. Ausgehend davon, dass sich diese Positionierungen von Interviewperson und Interviewendem in der biographischen Erzählung auffinden lassen, werde ich die These erhärten, dass bereits Übersetzungen von biographischen Erzählungen als Interpretationen zweiter Ordnung[5] verstanden werden müssen. Der Akt des Übersetzens ist dabei als Modus zur Konstruktion des 'Anderen' zu hinterfragen. Am Beispiel eines kurzen Ausschnittes aus einer biographischen Eingangserzählung, die aus einem Forschungsaufenthalt in Mexiko[6] und dem Einsatz der biographischen Methode im Bereich der Geschlechter- und Migrationsforschung stammt, werden die Grenzen der Biographieforschung bei der Einholung transnationaler Erlebensräume offensichtlich.

Zuletzt werden einige Vorschläge gemacht, wie im Forschungs- und Analysesetting mit transnationalen Erzählungen, Sinnkonstruktionen und mehrsprachigen Erzählkontexten produktiv umgegangen werden kann.

Biographieforschung und 'Kultur'

In seinem einführenden Band 'Qualitative Sozialforschung' weist Uwe Flick auf Probleme bei der Anwendung der Biographieforschung „in fremden Kulturen [hin], da die Gültigkeit der in der westlichen Kultur vorherrschenden Erzählsche-

5 Die biographische Erzählung einer Interviewperson wird in der Biographieforschung als Interpretation erster Ordnung verstanden, denn damit setzt der/die Erzählende sich selbst durch biographische Konstruktionen in Bezug zur Gesellschaft (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 406). Diese Interpretationen erster Ordnung unterscheiden sich von den *wissenschaftlichen* Interpretationen der präsentierten Lebensgeschichte, hier wird sodann von Interpretationen zweiter Ordnung gesprochen, wobei der Gegenstand der Interpretationen zweiter Ordnung die Interpretationen erster Ordnung (= biographische Erzählung) sind.

6 Für meine Habilitationsschrift an der Universität Münster im Fach Soziologie habe ich von Februar bis März und im August 2004 sowie von August bis September 2005 Forschungsreisen nach Mexiko unternommen und dabei ExpertInneninterviews in Mexiko Stadt, Oaxaca, Juchitán und San Cristobal geführt und narrativ-biographische Interviews in Juchitán erhoben. Zuletzt war ich im März 2008 mit einer Gruppe von 14 Studierenden der Universitäten Münster und Hildesheim im Rahmen einer DAAD-finanzierten Studienreise zum Thema 'Migration-Arbeit-Geschlecht' im Norden Mexikos. Alle Interviews wurden auf Spanisch geführt und die Daten liegen allesamt auf Spanisch vor.

mata nicht ohne weiteres in anderen, nicht-westlichen Kulturen vorausgesetzt werden könne" (Flick 2002: 154). Biographische Erzähl- und Kommunikationsmuster sind demnach als kulturell different anzunehmen oder um mit Joachim Matthes zu sprechen: „Jede Kultur dürfte (...) ihr eigenes vielschichtiges System von Definitionen der 'Erzählbarkeit' von Sachverhalten haben, und solchen Definitionssysteme mögen Anordnungen des Erzählbaren und des Nicht-Erzählbaren enthalten, einer 'Rationalität' des Erzählbaren folgen und Legitimationen für das Erzählbare und das Nicht-Erzählbare bereithalten, die von den uns geläufigen und in erzähltheoretischen Forschungsverfahren womöglich vorschnell universalisierten beträchtlich abweichen" (Matthes 1985: 316).[7]

Bereits die Unterstellung eines narrativen Musters in der Selbstpräsentation sei, so auch Bettina Dausien und Paul Mecheril, eine „massive kulturelle Normalitätsunterstellung bzw. Normierung und Formatierung der Äußerungsmöglichkeiten der Interviewten" (2006: 159). Erwartungen, Annahmen und Imagination über den ethnischen und kulturellen Herkunftskontext der Interviewten flössen bereits in die Datenerhebung ein. Normalitätsannahmen beziehen sich auch auf die expliziten oder impliziten geschlechts-, alters- oder klassenbezogenen Typisierungen (vgl. ebd.).

Bei der Anwendung der biographischen Methode im Rahmen der Migrationsforschung und in Bezug auf transnationale Biographien lassen sich – Bukow und Spindler folgend – drei Stolpersteine für die Biographieforschung erkennen:

Erstens können aktuelle Lebensgeschichten im Zeitalter von Globalisierung, Migration und internationaler Mobilität keine Chronologie, Linearität und Geschlossenheit (mehr) aufweisen. Sie sind vielmehr gekennzeichnet von Krisen und Umbrüchen. Denn in den hochkomplexen Migrationskontexten rücken die Positionierung und Veränderbarkeit des Subjekts in den Mittelpunkt. Biographie wird dabei zusehends zu einer 'Fiktion eines Ich-Unternehmers'. Die Konsequenz für die Biographieforschung müsse demnach sein, individuelle Biographien als „allenfalls noch *kontextabhängig* lebbar, beobachtbar und beschreibbar" (Bukow/Spindler 2006: 21; Herv. E.T.) zu verstehen.

---

7 In seinem Aufsatz 'Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung' (1985) führt Matthes die Forschungstraditionen der Sozial- und Kulturanthropologie, der Ethnologie und der Soziologie methodologisch-methodisch zusammen. Grundlegend orientiert er sich dabei am 'Fremdheitspostulat' René Königs (1984) und thematisiert das Problem der Projektion des 'Eigenen' auf das 'Fremde' im Forschungsprozess von erzählanalytischen Verfahren (vgl. Matthes 1985: 311-312).

Zweitens problematisieren Bukow und Spindler (2006: 19) an der Biographieforschung deren Ausrichtung an der erlebten Lebensgeschichte und an subjektinternen Abfolgelogiken, die durch oben genannte Prozesse brüchig geworden sind. Wenn in der soziologischen Biographieforschung die erlebte Lebensgeschichte rekonstruiert wird, dann impliziert dies die weitreichende Voraussetzung, dass soziale Prozesse über eine innere, sinnhafte Struktur verfügen. Obwohl aktuelle gesellschaftliche Prozesse keine kohärenten und eindeutigen Zusammenhänge mehr zulassen, trachtet Biographieforschung danach, eine dem biographischen Material innewohnende Abfolge- und Entwicklungslogik aufzuspüren.

Drittens hinterfragen Bukow und Spindler die gängige Praxis im Rahmen biographischer Forschung, Plausibilitätslücken in den Erzählungen aufzufüllen (vgl. Bukow/Spindler 2006: 23f).[8] Damit ist nicht nur die Darstellung der Lebensgeschichte vor dem Hintergrund kulturell geprägter Muster gemeint. Der Entwurf und die Gestaltung einer Biographie, aber auch die Deutung und der Verstehensprozess von Biographien erfordert ein Kontextwissen über das zu Erwartende und Vorstellbare (Bukow/Spindler 2006: 33).

VerAnderung, oder: Über-Setzungen I

Bis in die 1970er war der Glaube an ein unkompliziertes Erzählen darüber, 'wie es im Feld war', vorherrschend. Diese Annahme stand in Zusammenhang mit der Illusion einer unmittelbaren, unverfälschten und vollständigen – einer authentischen – Erfassung der Wirklichkeit. Der/die Forschende galt dabei als *tabula rasa* und v.a. im Zuge des *linguistic* und *cultural turns* der Sozialwissenschaften wurde auch die wissenschaftliche Lesart der 'fremden' Kulturen beleuchtet.[9]

Mit Bezug auf Michel Foucaults Kritik (vgl. z.B. 1976) wurde der Komplex von Macht- und Wissensproduktion des (wissenschaftlichen) Schreib- und Verstehensprozesses reflektiert. So etwa Edward Said in seiner Studie 'Orientalismus' (1981), in der er die vermeintlich 'authentischen' Reisebeschreibungen, Romane

8 In der Darstellung des dritten Aspekts verweisen Bukow und Spindler zugleich darauf, dass es schon lange methodische Versuche gibt, das unkontrollierte 'fill-in' auszuschalten (vgl. Rosenthal 1995, 2005).

9 Diese Aussage muss z.T. eingeschränkt werden, da bereits Ende der 1960er Jahre in ethnomethodologischen und interaktionstheoretischen Forschungen die eigene Verwobenheit in die Wahrnehmung von Wirklichkeit methodologisch und methodisch reflektiert und der Konstruktionscharakter sozialer Wirklichkeit betont wurde. Mit den *cultural* und *postcolonial studies* wurden diese Betrachtungsweisen aber deutlicher in den Sozialwissenschaften verankert.

und Erzählungen über den Orient als autoritären Eurozentrismus entlarvte. Im Bann einer grundlegenden Dichotomisierung, die dazu diente die eigene kulturelle Identität durch die Imaginationen und Projektionen eines 'ganz Anderen' zu profilieren, wurde Europa als 'der Westen' (Hall 2000) geschaffen. Die dadurch angeregte Gretchenfrage der *postcolonial-studies* lautet: Wer spricht über wen mit welcher Legitimation und Macht ausgestattet (vgl. Spivak 1992)?[10] Im Kontext der qualitativen Methodendebatten in Bezug auf entgrenzte und enträumlichte Lebensformen ist diese Frage zu modifizieren in: Wer spricht *in welcher Sprache* und mittels *welcher Symbolwelten* über wen mit welcher Legitimation und Macht ausgestattet?

Denn indem das 'Andere' immer dem 'Eigenen' entgegengestellt und mit ihm verglichen wird, wird das 'Andere' als *Anderes* erst hergestellt. Die dabei zum Einsatz kommenden Praktiken sind das Entdecken, Beobachten und Reisen, wobei diese wissenschaftlichen Methoden des *Otherings* eine Distanzierung, Identifizierung und Eingrenzung implizieren. An die Stelle eines Dialoges *mit* dem Anderen tritt der Dialog *über* den Anderen.

Wenn Wissensproduktionen mit der Produktion des 'Anderen' einhergehen, was bedeutet dies auf der konkreten Ebene des Übersetzens von Interviewtranskripten? Auch der Akt des Übersetzens, so meine These, hat am Modus der Konstruktion des 'Anderen' einen Anteil. Denn Übersetzungen würden zur Verfestigung 'fremder' Kulturbilder beitragen, da sie auf einer Objektivierung der zu übersetzenden 'anderen' Sprache und Kultur und damit auf einem statischen, ahistorischen und identitären Verständnis von Kultur basieren.

Übersetzungen werden in unterschiedlichen Debatten der Philosophie, der Literaturwissenschaft, der Kultursoziologie und der Vergleichenden Erziehungswissenschaft auf zweierlei Weise gebraucht, die zum Teil miteinander verbunden sind: Zum einen steht 'Übersetzen' als Metapher für das 'Übersetzen zwischen Kulturen'[11] und bezeichnet ein soziales und politisches Handeln (z.B. Homi Bhabha oder Gayatri Spivak). Zum anderen gilt Übersetzen als linguistische, philologische Praxis der Textbearbeitung (z.B. Bachmann-Medick). Gerade die Texte des Schriftstellers Salman Rushdie zeigen aber, dass die Verknüpfung von philologischer und kultureller Übersetzung eine Notwendigkeit ist: „Sie haben

10 Die Wahrnehmung von Welt gilt der aus Indien stammenden Philosophin Gayatri Spivak nicht als unvoreingenommene Tätigkeit. Sie kritisiert die westliche Repräsentationsautorität und die in dem Kontext dieser Kulturhegemonie entstandenen wissenschaftlichen und literarischen Übersetzungen.

11 Das 'Übersetzen zwischen Kulturen' wird seit den 1950er Jahren als eine Aufgabe der Sozialanthropologie gesehen.

die Macht der Beschreibung, und wir sind den Bildern unterworfen, die sie sich von uns machen" (Rushdie 1989).

Die postkolonialen Kritiken annehmend stellt sich also die Frage, ob ein Verstehens- und Übersetzensprozess möglich ist, der gerade nicht nach identischer Fixierung sucht? Wie kann mit den Grenzen des Übersetzbaren, wie mit der Unbestimmtheit und Verschiebung von Bedeutungsebenen umgegangen werden?

Mexiko – Aus einer biographischen Erzählung

Am Beispiel einer kurzen Interviewsequenz aus einem biographischen Interview, das in Juchitán/Südmexiko[12] auf Spanisch geführt wurde (vgl. Fußnote 5), wird nun Übersetzen im Sinne eines Einbeziehens von Sinn- und Bedeutungsbewegungen und -verschiebungen thematisiert. Die folgenden Überlegungen lassen sich auf zweierlei Ebenen ansiedeln. Zum einen handelt es sich um Beispiele auf der Ebene der alltäglichen Begrifflichkeiten (Kind – Junge; *fiesta – vela – pachanga*), zum anderen werde ich die Über-Setzung theoretischer Konzepte und Begriffe im postkolonialen Kontext reflektieren.

Niños: Kinder oder Jungen?

In ihrer Eingangserzählung verwendet V.[13] (in Zeile zwei und sechs) im Spanischen den Begriff *niños*. Schon diese alltägliche Begrifflichkeit *niños* wirft in der Übersetzung gewisse Schwierigkeiten auf, denn es stehen hier zwei Übersetzungs-

12 Im mexikanischen Bundesstaat Oaxáca fällt Juchitán durch seine Besonderheit in der Geschlechterkonstellation auf. Denn neben der (identitären) Verortung als Mann und Frau tut sich eine weitere geschlechtlich-sexuelle Möglichkeit auf: die Positionierung als *muxé*. D.h. einige als Jungen geborene Menschen Juchitáns beschreiben sich nicht als 'Mann', auch nicht als 'Frau', sondern sie verwenden für ihre Selbstpositionierung die spanisch-indigene Begrifflichkeit '*muxé*'. Das Begehren von *muxés* richtet sich auf heterosexuelle Männer, mit denen sie eine sozial legitimierte, heterosexuelle Beziehung führen (können). Ausgehend davon, dass sich Geschlecht und Ethnizität in unterschiedlichen Gesellschaften unterschiedlich repräsentieren und konstituieren, interessiert mich in meiner Habilitation, ob sich in der zapotekischen Region Juchitán Möglichkeiten für die Besetzung geschlechtlicher Zwischenräume auftun. Zusammengefasst lautet meine These: Die Verortung im Raum des Dazwischen erzeugt sowohl neue (widerständige) Subjektpositionierungen als auch einen Rückgriff auf die 'tradierten', bipolaren Geschlechterpositionen (vgl. Tuider 2007).

13 Der Selbstbezeichnung und dem Wunsch V.s folgend wird hier das weibliche Personalpronomen 'sie' verwendet. In den diesbezüglichen Wünschen unterscheiden sich die einzelnen *muxés* und auch meine Interviewpersonen.

1	V: =Pues ahora, pues ya, creo que la	V: =Also jetzt, also ja, ich glaube, dass die
2	mayoría, antes la mayoría de los niños	Mehrheit, früher, die Mehrheit der Jungen,
3	que nacen con afeminados, como se	die mit Weiblichkeit geboren wurden, wie
4	dice, pues siempre reciben rechazos	sagt man, na ja immer Ablehnung von
5	de sus papás, bueno sus papás, porque	ihren Eltern erfahren, also von ihren Vä-
6	mamás siempre apoyan a los niños	tern, weil Mütter ihre femininen Jungen
7	afeminados.=	unterstützen.=
8		
9	I: =Si, no?=	I: =ja, nicht?=
10		
11	V: =Pues yo tambien recibí rechazo de	V: =Also, mein Vater hat mich auch ab-
12	parte de mi papá, desde niño, porque	gelehnt, seit der Kindheit. Weil er nicht
13	no quería que yo sea como ahora, *gay*	wollte, dass ich so werde, wie ich heute
14	o... o *muxé*. Pero los hombres, los pa-	bin, *gay* oder ... oder *muxé*. Aber die Män-
15	dres, pues quieren que sus hijos sean	ner, die Väter, also wollen, dass ihre Söhne
16	machos así, que sean como ellos, ru-	solche Machos sind, dass sie wie sie sind,
17	dos, campesinos, que trabajen como	hart, Bauern, die arbeiten wie sie. Aber mir
18	ellos. Pero yo desde niño me gustaban	haben seit meiner Kindheit die Puppen ge-
19	las muñecas, vestirme como las niñas,	fallen, mich anzuziehen wie die Mädchen,
20	así.	also.

möglichkeiten zur Verfügung: einerseits das geschlechtsunspezifische 'Kinder' und andererseits die eindeutige Geschlecht zuweisende Bezeichnung 'Jungen'. Die spanische Sprache ist in diesem Sinne als durchaus patriarchal strukturiert zu bezeichnen.[14] Denn schon allein die Anwesenheit einer männlichen Person erfordert es, das männliche Pronomen bzw. die (Substantiv)Endung zu verwenden und damit auch alle anwesenden weiblichen Personen zu erfassen. Deswegen kann nie sicher gesagt werden, ob mit *niños* 'Jungen' oder 'Jungen und Mädchen', also Kinder, gemeint sind.

In der vorliegenden Erzählung ergibt sich aber aus dem Interviewkontext sowie aus dem Vorwissen, dass sich nur männlich geborene Kinder in Juchitán als *muxés* definieren können, sodass für die Übersetzung 'Jungen' zu verwenden ist. In der Übersetzung muss also das Vor-der-Übersetzung, der spezifische soziolinguistische und kulturell-ethnische Kontext als Rahmen und Horizont der Übersetzung berücksichtigt werden. „Wenn Individuen ihre Lebensgeschichte erzählen, beziehen sie sich hinsichtlich ihrer historischen und/oder politischen Verortung auf das politische und zeitgeschichtliche Allgemeinwissen, möglicher-

14 Die mexikanische Anthropologin Margarita Dalton Palomo hat während eines Expertinneninterviews am 20.2.2004 in Oaxaca diesen Aspekt des Spanischen reflektiert.

weise auf Spezialdiskurse" (Scholz 2004: 28). Bevor die Transkriptübersetzung einsetzen konnte, mussten also gewisse implizite Bedeutungen, die in, hinter oder jenseits der Erzählungen liegen, zu lesen bzw. zu hören gelernt werden und dies schon auf der Ebene ganz alltäglicher Begriffe und Konzepte. „Für die Analyse biographischer Texte und die Re-Konstruktion ihrer Individualität wird immer schon ein Vorverständnis über Biographie benötigt, ein Wissen über das Spektrum dessen, was als biographisches Handeln, Erleben und Erzählen *in einem bestimmten gesellschaftlich-historischem Kontext* und *lebensweltlichen Horizont* im Allgemeinen möglich und vorstellbar ist" (Dausien/Mecheril 2006: 160; Herv. E.T.).

Feste: fiestas – pachangas – velas

Eine weitere alltägliche, aber bedeutungsvolle Unterscheidung in Juchitán erfolgt anhand der Begriffe *fiesta – vela – pachanga*. Diese drei Begriffe sind im Rahmen der juchitekischen Gemeinschaft unterschiedlich bedeutsam und verweisen auf eine spezifische regionale Besonderheit.

Fiesta, dem deutschen Begriff des Festes nicht unähnlich, dient in Lateinamerika, in Mexiko und auch in Juchitán als ein übergeordneter Begriff zur Bezeichnung für alle möglichen Feste und Feiergelegenheiten. Undifferenziert nach Anlass oder Dauer des Festes können Geburtstagsfeste, Hochzeiten, Weihnachtsfeiern (*fiesta de cumpleaños, fiesta de casamiento, fiesta de navidad*) darunter summiert werden.

Pachanga hingegen bezeichnet ursprünglich einen Tanz aus Kuba; zum anderen wird der Begriff als Synonym für kleinere, informelle Feste (*fiestas*) gebraucht. In diesem Sinne steht auch er unspezifisch für feiern, tanzen und trinken. Aber in Juchitán meint *pachanga* meistens die Vor- bzw. Nachfeiern zum eigentlichen großen Fest, der *vela*. Denn die Vorbereitung einer *vela* dauern zwischen einem Tag und einer Woche, ebenso die Nachbereitungen bzw. das Aufräumen. Dieses Vorher und Nachher wird nicht von einer einzelnen Person oder einer einzelnen Familie bewerkstelligt, sondern mit Unterstützung der Familie, Nachbarinnen, Freundinnen, *comadres* und *copadres*. Die Vorbereitung einer *vela* wird somit schon in Form von kleineren, über Tage gehenden Feiern, den *pachangas*, eingeläutet und organisiert.

Der Begriff *vela* ist im restlichen Mexiko und Lateinamerika nicht verständlich, er wird nur in Juchitán verwendet (und nicht wie *fiesta* und *pachanga* in ganz Lateinamerika).[15] Die *vela* könnte auch – wie die beiden anderen Begriffe – mit

15 Die wortwörtliche Übersetzung für *vela* lautet eigentlich 'Kerze'.

Fest übersetzt werden. Aber *vela* bezeichnet in Juchitán ein traditionsreiches, zeremonielles Fest v.a. zur Feier der Heiligen (vgl. Bennholdt-Thomsen 1994).

Den drei Bezeichnungen *fiesta – pachanga – vela* hätte also ein deutscher Begriff entsprochen: 'Fest' oder 'Feier'. Mit so einer angleichenden/gleichmachenden Übersetzung wäre aber der Sinn und die Bedeutung, die der Unterscheidung in Juchitán zugrunde liegt, verloren gegangen. In der Übersetzung der regionalen soziolinguistischen Besonderheiten Juchitáns stößt die deutsche Sprache an ihre Grenze. In der Übersetzung muss also immer auch etwas zurückgelassen werden. Und im Sinne Asads (1993: 322-323) lässt sich fragen, ob hier ein Einreißen und Neugestalten von Sprache, ein ent-deutschen in der Übersetzung angebracht ist. Diesem Aspekt sowie der unterschiedlichen Bedeutung und Struktur der Feste in Juchitán entsprechend, habe ich in den Übersetzungen *vela* gar nicht, *pachanga* mit 'Feier' und *fiesta* mit 'Fest' übersetzt.

Theoretische Konzepte: homosexuell – gay – muxé

„[W]elcher Art die Normalitätsunterstellungen sind, die in dieses Vorverständnis [über Biographie] eingehen, ist nicht nur eine Frage expliziter Annahmen im Forschungsprozess, sondern auch ein vielschichtiges Gewebe wechselseitiger Erwartungen und Interpretationen, die auf alltagsweltlichen Konstruktionsprozessen beruhen" (Dausien/Mecheril 2006: 160). Die im Zitat zuletzt genannten wechselseitigen Erwartungen von Interviewten und Interviewenden, lassen sich an einer weiteren sprachlichen Differenz zwischen deutsch und spanisch auf der Ebene theoretischer Begrifflichkeiten, nämlich in der Übersetzung der Begriffe und Konzepte *muxé – gay* – homosexuell, nachzeichnen.

In V.s Eingangserzählung und der unmittelbar erfolgenden Selbstpositionierung als *muxé* fällt nicht nur der Hinweis auf Homosexualität, sondern die Gleichsetzung von *muxé* und homosexuell auf. Diese Gleichsetzung unternimmt sie in Entlehnung einer englischsprachigen Begrifflichkeit: „Ich bin *gay* oder ... oder *muxé*" (vgl. Zeile 13-14).[16]

Für die Übersetzungsarbeit stellte sich hier eine kritische Herausforderung: Wie soll mit diesem spanisch-englischen Sprachengemisch umgegangen werden? Sollte 'gay' ins Deutsche übersetzt werden und wenn ja, wie? Und welcher Begriff,

16 Diese Gleichsetzung von homosexuell und *gay* ist auf inhaltlicher Ebene äußerst interessant und fordert kontrastierende Interpretationen – v.a. mit den im Nachfrageteil explizit gestellten Fragen nach dem Konzept '*muxé*' und dessen Abgrenzung zu Homosexualität. Des Weiteren kann mittels der Diskursanalyse geklärt werden, ob diese Gleichsetzung einem diskursiven Muster entspringt (vgl. dazu auch Tuider 2007).

welches Konzept könnte *gay* auf Deutsch angemessen erfassen? Denn abgesehen von der rein sprachlichen Übersetzung ist mit *gay* ein stolzes Selbstkonzept im Sinne von *gay-pride* verbunden, dass die deutschen Begriffe 'schwul' oder 'homosexuell' nicht – bzw. ersterer kaum noch – transportieren. Mittlerweile hat eine Übernahme von 'gay' nicht nur in subkulturelle Sprachgepflogenheiten stattgefunden, sodass es auch im deutschen Kontext eine Aussagekraft hat und auch ohne Übersetzung ins Deutsche verstanden würde.

Trotzdem stellt sich nicht nur für die Übersetzung des Textes, sondern auch für die Feinanalyse der narrativen Interviews die Frage, ob V. (und auch andere Interviewpersonen) mit der Verwendung des Begriffes 'gay' in ihrer Erzählung auf eine Aufwertung ihrer Subjektposition zielt. Diese Auf- und Umwertung einer ehemals abwertenden Fremdzuschreibung kann mit den auch häufig in den Selbstpositionierungen verwendeten spanischen Bezeichnungen 'loca' ('Verrückte') oder 'puto' (männliche Hure) so nicht erreicht werden. Bedienen sich also die Erzählenden bewusst des englischen Begriffes, um damit politische Inhalte zu transportieren oder eine Bewegungszugehörigkeit zu signalisieren? Oder zeigen sich hier 'kulturelle Verflechtungen', d.h. der Einfluss der (US-amerikanischen) Diskurse der Homosexuellenbewegungen?[17]

Darüber hinaus bleibt zu bedenken, ob hier die Position der Interviewerin als 'weiße', 'westliche' Forscherin und Feministin wahrgenommen und angerufen wurde. Bei dieser Gleichsetzung von *muxé* und *gay* könnte es sich also auch um eine Über-Setzung spezifischer kulturell-ethnischer Inhalte für eine als 'westlich' wahrgenommene Forscherin handeln – was des Weiteren darauf schließen lässt, dass dies nicht der erste Kontakt mit einer 'westlichen' Forscherin gewesen sein kann. Die Intention der Eingangserzählung könnte darin liegen, für die Forscherin einen Interpretationsrahmen abzustecken bzw. nahe zu legen, *wie* der geschlechtlich-sexuelle dritte Raum, den die *muxés* in Juchitán einnehmen, interpretiert werden soll.[18]

17 Diese These lässt sich mit Eindrücken aus dem Interview mit Eli Bartolo, das ich am 23.08.2005 in Juchitán geführt habe, erhärten, der sich in Juchitán lebend als *muxé* positioniert, aber auch einer der zentralen Aktivisten der in den 1980er Jahren von Oaxaca ausgehenden Schwulenbewegungen Mexikos war. „Auch Übersetzungen haben keine kulturellen 'Originale' zur Grundlage, sofern diese durch die internationalen Verflechtungen und durch deren rhetorische Brechungen immer schon repräsentiert und 'übersetzt' sind" (Bachmann-Medick 2004: 269).

18 Helma Lutz gibt zu bedenken: „The researcher's subject position and his or her relationship to the interviewee(s) is either avoided, or not considered worth writing about or is not considered a problem" (Lutz 2001: 6). Dieser bisherigen Forschungshaltung entgegen betont Lutz zurecht den Einfluss verschiedener intersektionell präsenter und

Um all diese Überlegungen auch in der weiteren Analyse berücksichtigen zu können, wurde letztendlich entschieden, die Begriffe *gay* und auch *muxé* in der deutschen Übersetzung stehen zu lassen. Lediglich das spanische 'homosexual' wurde mit homosexuell ins Deutsche übersetzt. Mit einer Übersetzung des in der spanischsprachigen Erzählung verwendeten englischen Begriffes *gay* ins Deutsche wäre eine Auffälligkeit zunichte gemacht, also Inhalte geglättet worden, die gerade der Interpretation bedürfen. Notwendig ist vielmehr eine Verabschiedung des Anspruchs, die Begriffe und Konzepte aus den Interviews in die Kategorien der deutschen Wissenschaftssprache übertragen zu können. Mit diesen Begrifflichkeiten, so wurde deutlich, sind auch ganz spezifische Geschlechter- und Sexualitätenkonzepte verbunden, die gerade nicht mit den Konzepten 'Trans-, Inter- oder Homosexualität' zu erfassen sind.

Die Übersetzungsarbeit birgt die Gefahr, den historischen Prozess der Kolonialisierung[19], d.h. die Ausrottung indigener Lebensweisen, zu reproduzieren, nämlich in Form der Universalisierung von Erzählmustern und einer eurozentristischen Interpretation der Erzählungen. Um diese Gefahr zu bannen, braucht es nicht nur für den Forschungsaufenthalt sondern v.a. auch danach viel Gespür bezüglich der Entsprechung oder Nicht-Entsprechung verschiedener kulturell-ethnischer sozialer Kontexte und Ordnungsgefüge. Mittels einer simplen Übertragung des 'Eigenen' – in diesem Fall der Sprache und theoretischen Konzepte – auf das 'Andere' kann Verstehen nicht gelingen.

In den Übersetzungen geht es nicht nur um die Entsprechung zweier Wörter, sondern um die Über-Setzung von Alltagspraktiken und Sinnbedeutungen. 'Wir befassen uns nicht damit, auf abstrakte Weise zwei Satzkomplexe in Entsprechung zu bringen, sondern mit einer sozialen Praxis, die in bestimmten Lebensweisen begründet ist' (Asad, 1993: 314).

Ein Zwischenfazit: Für die Auslotung von – auch migrationsbedingten – Zwischenräumen bietet die Biographieforschung gute Ansatzpunkte, denn sie ge-

---

verschränkter Variablen – wie Geschlecht, Klasse, Alter, Hautfarbe, Nationalität – im Forschungsprozess.

19 Im Zuge von Kolonialisierung und Missionierung wurde das duale Geschlechterkonzept auch nach Lateinamerika transportiert, gewaltsam durchgesetzt und die Übernahme der europäischen Sozialordnung erzwungen. Im Verlauf dieses Prozesses kam es zur Vernichtung der ökonomischen Basis der indigenen Geschlechterrollen, zum Zusammenbruch ihrer Glaubenssysteme und zur Einführung der Ideologie der Ausschließlichkeit zweier biologisch bestimmter Körper und Geschlechter. Der Ethnologe Lüder Tietz (1998: 186) nennt diesen Prozess 'sexuelle Kolonisation'.

stattet einen nicht identitätslogischen festschreibenden Zugang zur Erfassung unbekannter Phänomene. Ihr liegt ein Verstehen des Sinnes und der Bedeutungen von sozialen Handlungspraktiken zugrunde. Wenn wir es in der Alltagssprache der narrativen Erzählungen, der Schützeschen Terminologie folgend, mit Konstruktionen erster Ordnung zu tun haben, dann gehen in Übersetzungen auch kulturell-ethnische und soziolinguistische Spezifika mit ein. Übersetzungen von biographischen Erzählungen müssen demnach bereits als Interpretationen der Alltagspraktiken, d.h. als Konstruktionen zweiter Ordnung, verstanden werden, denn sie sind Produkt fortwährender Aushandlungsprozesse.[20] Die Prozesse dieser Über-Setzungsarbeit bleiben aber in den meisten Texten unsichtbar.

Über-Setzen II

Walter Benjamin bricht in seinem Aufsatz 'Die Aufgabe des Übersetzers' (1923) bereits Anfang des letzten Jahrhunderts – lange vor der Debatte über Hybridität und postkoloniale Diskurse – mit der statischen Vorstellung von Texten sowie mit der herkömmlichen Abbildtheorie (Wittgenstein 1969). Letztere trachtete danach, im Akt des Übersetzens ein möglichst getreues Bild, eine Kopie des fremdsprachigen Originals zu erhalten. Übersetzungen implizierten damit die Vorstellung eines Originals als statisches Objekt und sollten den 'objektiven Sinn' einer Äußerung eruieren, womit eine Glättung der immanenten Mehrdeutigkeiten, der Falten und Zwischenräume einherging. Sie waren in dieser Hinsicht zweifach machtvoll: Das 'Andere' wurde vereindeutigt und identitär vereinnahmt.

Anstelle der spiegelbildlichen Wiedergabe sah Benjamin die Aufgabe des Übersetzers darin, 'diejenige Intention auf die Sprache, in die übersetzt wird, zu finden, von der aus in ihr das *Echo* des Originals erweckt wird' (1961: 63). Statt der getreuen Abbildung, die sowieso nie zu erreichen ist, geht es darum, die Bedeutung und den *Sinn* des Originals in der Übersetzung zu repräsentieren. „Wie die Tangente den Kreis flüchtig und nur in einem Punkte berührt und wie ihr wohl diese Berührung, nicht aber der Punkt, das Gesetz vorschreibt, nach dem sie weiter ins Unendliche ihre gerade Bahn zieht, so berührt die Übersetzung

20 In seinen Betrachtungen von wissenschaftlicher Forschung in 'fremden' Kulturen und seinen Überlegungen zu 'dichten Beschreibungen' über ebendiese formuliert Clifford Geertz: „[E]thnologische Schriften sind selbst Interpretationen und obendrein solche zweiter und dritter Ordnung. (Nur ein 'Eingeborener' liefert Informationen erster Ordnung – es ist *seine* Kultur.) Sie sind Fiktionen, und zwar in dem Sinne, daß sie 'etwas Gemachtes' sind, 'etwas Hergestelltes' [...]" (Geertz 1983: 22f).

flüchtig und nur in dem unendlichen kleinen Punkte des Sinnes das Original, um nach dem Gesetze der Treue in der Freiheit der Sprachbewegung ihre eigenste Bahn zu verfolgen" (Benjamin 1961: 67).

Übersetzungen sind dementsprechend nicht möglich und zielführend, wenn sie die Ähnlichkeit – die Treue – mit dem Original im Sinne einer Kopie des Originals anstreben, denn dann verfehlen sie möglicherweise den Sinn einer Äußerung oder Erzählung. In der Übersetzung geht es um mehr als um eine Summe von Worten. Die Forderung nach Wortwörtlichkeit steht sogar derjenigen nach Sinn und Verstehen gegenüber. Nicht auf die Analogie mit dem so erst konstruierten 'Original', keine 1:1-Übertragung, sondern auf die Potenz der Weiterentwicklung eines Textes müssen demnach Übersetzungen zielen.

Einen Text, hier ein biographisches Interview, zu übersetzen, bezeichnet also einen konstruktiven Akt zweiter Ordnung. In diesem müssen potenzielle Weiterentwicklungen ebenso wie Lücken und Übriggebliebenes in der Übersetzung zugelassen werden. Übersetzungen stellen demnach immer einen unperfekten Kompromiss dar (Buden 2005), der – und darin liegt die positive Kehrseite – damit dem Versuch entkommt, identitäre Schablonen aufzuoktroyieren. Statt dieser essentialisierenden Verbindung von Wort und Repräsentation nachzueifern geht es vielmehr darum, den mannigfaltigen soziolinguistischen Bedeutungen in den Übersetzungen nachzuspüren und sie zu decodieren.[21]

Statt das Ebenbild des 'Originals' zu suchen, schlägt auch Jaques Derrida (1980) vor, die Aufmerksamkeit auf die Bewegung zwischen Original und Übersetzung zu richten. In dieser Bewegung im Zwischenraum zeigt sich das Überschüssige, das *supplement* und damit offenbart sich auch das Ungesagte, Irritierende und Ausgelassene. Dieses verweist einerseits auf die Grenzen des hermeneutischen Verstehens und eröffnet andererseits einen Raum 'für das Denken der Heterogenität' jenseits einer identitären Logik von Eigenem/Anderem, Original/Kopie, Westen/Rest (Gutiérrez Rodríguez 2004: 201).[22]

---

21 Vor diesem Hintergrund ergeben sich spezifische Herausforderungen, aber auch Möglichkeiten für bilinguale Forschende. Bilinguale Forschende sind mit dem Forschungskontext, den Sprachbesonderheiten und Unterschieden bzw. Ähnlichkeiten der beiden Sprachen vertraut. Gerade diese Vertrautheit, dieser Bezug zur *community,* kann aber auch problematisch werden. Denn auch bilingual Forschende sind keine neutralen Vermittler zwischen Sprachen, sie stehen immer auch vor der Herausforderung nicht zu stereotypisieren (vgl. dazu: Bogusia Temple 2006).

22 „Es geht hier um ein Verstehen auf der Basis der Alterität, des Widerstreits unterschiedlicher Sprachen und Perspektiven, das das 'Original' und die 'Kopie' nicht abbildet, sondern das identitäre Nicht-Wiedererkennen im 'Anderen' aushält, das in der Irritation, in der Nicht-Erfassung liegt" (Gutiérrez Rodríguez 2004: 201).

Eine gelungene Übersetzung, so Spivak, markiert demnach die Lücken und das Unausgesprochene des Textes. Eine gelungene Übersetzung, so kann mit Benjamin und Derrida geschlussfolgert werden, ist sich aber auch der Unmöglichkeit einer vollständigen Übertragung bewusst und schöpft aus den nicht zu vereinheitlichenden Differenzen. Für die Frage der Übersetzung von narrativen Erzählungen bedeutet dies, so Bachmann-Medick, „statt von einer Einbahnstraße zwischen Ausgangstext und Zieltext [....] eher von den Vielgleisigkeiten und Ungleichzeitigkeiten (...) auszugehen" (2004: 286).

In postkolonialen Forschungskontexten spielt auch die Person des Übersetzers bzw. der Übersetzerin eine wesentliche und aktive Rolle. Sie/er kann weder in der Interviewsituation (vgl. oben) noch im danach erfolgenden Über-Setzungsprozess neutral agieren. Der jeweilige Hintergrund der Übersetzenden bedingt auch die jeweilige 'Kreation' des übersetzten Textes (vgl. Temple 2006). Übersetzen kann also abschließend mit Gutiérrez Rodríguez (2004) definiert werden als „dekonstruktive Methode, mittels der wir die unterschiedlichen Bedeutungsebenen der Konstruktion einer Erscheinung aufspüren. Eine Erscheinung, die im Flusse der Bewegung Gestalt annimmt. Die Konstruktion eines Phänomens wird so auf seinen geografischen, historischen, diskursiven und politischen Entstehungsrahmen zurückgeworfen" (2004: 196).

Zum Einsatz der Biographieforschung in transnationalen Räumen – einige forschungsmethodische Konsequenzen

Im Rahmen meiner Forschungsarbeit stand ich vor der Aufgabe, die besondere Geschlechter- und Sexualitätenkonstellation in der zapotekischen Stadt Juchitán auch 'westlichen' LeserInnen zu präsentieren und die Eröffnung eines dritten Geschlechterraumes herauszuarbeiten. Das Forschen und Übersetzen erfolgte an der Schnittstelle von Geschlechter- und Ethnizitätenforschung und an der Schnittstelle von marginalisierter Sprache und dominanter (Wissenschafts-) Logik im postkolonialen Kontext. Übersetzen als Über-Setzen von soziolinguistischen Inhalten und Repräsentationen fand in einem von mehreren Machtverhältnissen gekennzeichnetem Raum der unterschiedlichen Positionierungen statt.

Wortlosigkeit drohte dabei in Hinblick auf die Sprache Zapoteko, die ich nicht beherrsche, die aber erste Sprache der meisten Juchitekos ist. Wortlosigkeit drohte auch in Hinblick auf den Mangel an adäquaten Worten, Begriffen und Sprachbildern um die juchítekische Lebensweise auf deutsch wiederzugeben. Um bei dem Versuch, den „fremden Diskurs im eigenen zum Sprechen zu bringen"

(Berg/Fuchs 1993: 93) nicht zu scheitern und einer doppelten Wortlosigkeit zu verfallen, wurden dreierlei Strategien für die Übersetzungspraxis gewählt:

1. Die Übersetzungen wurden im gemischtsprachigen Team vorgenommen[23], um so gerade die verschiedenen Hintergründe aufzugreifen und sie 'zum Tanzen' zu bringen sowie die Konstruktions- und VerAnderungsprozesse (Othering) in der Übersetzungsarbeit zu reflektieren. Übersetzen selbst wird dann zu einer dialogischen und dialektischen Methode, mittels derer die verschiedenen Bedeutungsebenen der Konstruktion einer Erscheinung aufgespürt werden können (vgl. Gutierrez Rodriguez 2004: 196).
2. Die Übersetzungen wurden mit Kommentaren versehen, um nicht bei der sprachlichen Übersetzung stehen zu bleiben, sondern die Auseinandersetzung und die Beweglichkeit von soziokulturell-ethnischen Bedeutungen transparent zu machen. Auf diesem Wege konnte auch die eigene Forschungsposition (einer 'weißen', europäischen Forscherin) im Prozess der Wissensproduktion als Interpretationsfaktor berücksichtigt werden. D.h. so konnten die machtvollen intersektionellen Differenzen zwischen Interviewerin und Interviewten hinsichtlich Geschlecht, Sexualität, Ethnizität und Klasse und ihr Einfluss auf die Datengewinnung und -auswertung thematisiert werden.
3. Einige Begriffe und (Geschlechter- und Sexualitäten-)Konzepte mussten in der jeweiligen Sprache auf Spanisch oder Englisch auch stehen gelassen werden, um so nicht mehr vom Bestimmungsort der Forschenden auszugehen, sondern vom Herkunftsland der Erzählenden und ihrer Sprache.

Wenn wir also sozial eingebettete Tatsachen und soziale Praktiken unter narrativer Perspektive analysieren, dann geht es auch bei Übersetzungen darum, Sprache *plus* Lebenspraxis *plus* den soziokulturell historisch spezifischen Kontext einzufangen und wiederzugeben. Denn – um auf das Eingangszitat von Salman Rushdie zurückzukommen – Übersetzen impliziert sowohl eine machtvolle linguistische als auch eine politisch-kulturelle Dimension. „Genau in diesem 'inter' – an dem sich Kulturen überschneiden – ist Übersetzung verortet, es ist der 'in-between space' liminaler Existenzen" (Bachmann-Medick 2004: 285). Gerade globalisierte Biographien und mobile Gender fordern uns auf methodischer und viel mehr noch auf methodologischer Ebene heraus, gültige Prämissen der Biographieforschung zu überdenken, ohne dass Biographieforschung als Methode der Wahl damit ihre Bedeutung verlieren würde.

23 Damit entsprachen die Übersetzungen auch der Erhebungssituation in einem gemischtsprachigen (deutsch-spanischen) Team.

Literatur

Apitzsch, Ursula (2003): 'Migrationsbiographien als Orte transnationaler Räume', In: dies. und M. Jansen (Hg.) Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 65-81.

Asad, Talal (1993): 'Übersetzen zwischen Kulturen. Ein Konzept der britischen Sozialanthropologie', In: E. Berg und M. Fuchs (Hg.) Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografiphischen Repräsentation, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 300-334.

Bachmann-Medick (2004): 'Multikultur oder kulturelle Differenz? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive', In: dies. (Hg.) Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft, Tübingen und Basel: A. Francke Verlag, S. 262-298.

Bhabha, Homi (1994): The Location of Culture. London: Routledge.

Benjamin, Walter (1961 [1923]): 'Die Aufgabe des Übersetzers', In: ders.: Gesammelte Schriften, Band IV/1, Frankfurt a. M: Suhrkamp, S. 9-21.

Bennholdt-Thomsen (Hg.) (1994): Juchitán – Stadt der Frauen. Reinbek bei Hamburg: Rororo.

Berg, Eberhard und Martin Fuchs (Hg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

Buden, Boris (2005): Der Schacht von Babel. Ist Kultur übersetzbar? Berlin: Kulturverlag Kadmos.

Bukow, Wolf-Dietrich und Susanne Spindler (2006): 'Die biographische Ordnung der Lebensgeschichte – Eine einführende Diskussion', In: W.-D. Bukow, u.a. (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS, S. 19-37.

Dausien, Bettina (2001): 'Erzähltes Leben – erzähltes Geschlecht? Aspekte der narrativen Konstruktion von Geschlecht im Kontext der Biographieforschung', Feministische Studien, Heft 2/2001, S. 57-73.

– (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat Verlag.

Dausien, Bettina und Paul Mecheril (2006): 'Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht', In: W.-D. Bukow, et. al. (Hg.) Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS, S. 155-178.

Derrida, Jaques (1980): Writing and Difference. London/New York: Univ. of Chicago Press.

Dürr, Eveline (1996): Mitla zwischen Tradition und Moderne. Wandel einer zapotekischen Gesellschaft in Oaxaca, Mexiko. Münster: LIT.

Flick, Uwe (2002): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg: Rowohlt.

Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (2003): 'Analyse narrativ-biographischer Interviews', In: U. Flick et. al. (Hg.) Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Hamburg: Rowohlt, S. 456-467.

Fischer- Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): 'Warum Biographieforschung und wie man sie macht', ZSE, 1007/Heft 4, S. 405-427.

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibungen. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Giebeler, Cornelia (2006): 'Die 'mächtigen' Frauen von Juchitán. Geschlechtergeflecht in Ökonomie, Kultur und Spiritualität', In: C. Kalka und S. Klocke-Daffa (Hg.) Weiblich – männlich – anders? Geschlechterbeziehungen im Kulturvergleich. Münster: Waxmann, S. 163-174.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2004): 'Transversales Übersetzen als dekonstruktive Verstehenspraxis der Gender Studies', In: U. Helduser et. al. (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt a. M./New York: Campus: S. 195-207.

Hahn, Alois (2000): Konstruktion des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hall, Stuart (2000): Rassismus und kulturelle Identität: Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument Verlag.

Kohli, Martin (1985): 'Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente', Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 34, S. 1-29.

Koller, Hans-Christoph (2006): 'Die Biographieforschung – kein Artefakt, sondern ein Bildungs- und Erinnerungspotenzial in der reflexiven Moderne', In: W.-D. Bukow et. al. (Hg.) Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag, Wiesbaden: VS, S. 48-53.

Lutz, Helma und Susanne Schwalgin (2006): 'Globalisierte Biographien: Das Beispiel einer Haushaltsarbeiterin', In: W.-D. Bukow et. al. (Hg.) Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS, S. 99-114.

Lutz, Helma (2001): 'The meaning of difference. Some problems in the reationship between interviewees and interviewers', Newsletter Research Committee 38, biography and society, 2001, S. 6-8.

Matthes, Joachim (1985): 'Zur transkulturellen Ralativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung', Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 37, S. 310-326.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. M.: Campus.

– (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim: Juventa.

Rushdie, Salman (1989): Die satanischen Verse. München: Knaur.

Said, Edward (1981): Orientalismus. Frankfurt a. M.: Ullstein.

Scholz, Sylka (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schütze, Fritz (1983): 'Biographieforschung und narratives Interview', *Neue Praxis,* 13, S. 283-293.

Spivak, Gayatri (1992): 'The Politics of Translation', In: M. Barrett und A. Phillips (Hg.) Destabilizing Theory. Contemporary feminist debates. Cambridge: Polity Press, S. 177-200.

Temple, Bogusia (2006): 'Being Bilungual: Issues für Cross-Language Research', Journal of Research Practice, Vol. 2, Issue 1, Article M2.

Tietz, Lüder (1998): Wechselseitige Blicke. Zum gegenseitigen Einfluß (sexual-) wissenschaftlicher Beschreibungen alternativer Geschlechtskonstruktionen in 'indianischen' Kulturen Nordamerikas und politischer Selbstdarstellungen von Two-Spirited-People. In: U. Ferdinand, A. Pretzel und A. Seeck (Hg.) Verqueere Wissenschaft?, Münster: LIT, S. 179-198.

Tuider, Elisabeth (2007): 'Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen [81 Absätze]', Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 8 (2), Art. 6, http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-6-d.htm. (2007).

Wittgenstein, Ludwig (1969): Schriften 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

IV.
Theorien und Theoretikerinnen in Bewegung

Kathy Davis

Globale Lokalisierung feministischen Wissens: Die Übersetzungen von *Our Bodies, Ourselves*[1]

Einleitung

Im Jahr 1969 traf sich auf einer der ersten Konferenzen, die von US-Feministinnen der Zweiten Welle organisiert worden war, eine Gruppe Bostoner Frauen in einem Workshop zum Thema 'Frauen und ihre Körper'. Die Mehrheit der Teilnehmerinnen waren junge, weiße, aus der Mittelklasse stammende und gebildete Frauen, die in der Bürgerrechtsbewegung aktiv gewesen waren oder während des Vietnam-Krieges Kriegsdienstverweigerern geholfen hatten. Für viele von ihnen war dieses Treffen ihre erste, elektrisierende Begegnung mit dem Feminismus. Sie sprachen dort offen über ihre Sexualität (ein dringendes Problem für junge Feministinnen zu dieser Zeit), über ihre Erfahrungen mit Schwangerschaft und Geburt und sie teilten einander ihre frustrierenden Erfahrungen im Umgang mit Ärzten mit. Die später als das Boston Women's Health Book Collective (BWHBC)[2] bekannt gewordene Gruppe traf sich bald regelmäßig. Die Frauen sammelten Informationen über Körper und Gesundheit und schrieben Diskussionspapiere, die ein Jahr später als Sammlung von Papieren zusammengestellt wurden; die erste Version von *Our Bodies, Ourselves*[3] (OBOS) war geboren. Ursprünglich auf Zeitungspapier gedruckt, von einem Untergrundverlag herausgegeben und zum Preis von 75 Cent verkauft, war OBOS ein lebendiges und zugängliches Handbuch über Frauen, Körper und Gesundheit, gefüllt mit persönlichen Erfahrungen und nützlichen Informationen zu diversen Themen wie Masturbation, Geburtenkontrolle (welche Methoden verfügbar sind und wie man sie in Anspruch nehmen kann), Vaginalinfektionen, Schwangerschaft und Stillen. Das Buch kombinierte eine scharfe Kritik an der patriarchalen Medizin und der Medikalisierung des

1 Dies ist eine gekürzte Version meines Artikels 'Translating Feminist Body/Politics'. In: The European Journal of Women's Studies 9, 3 (2002): 223-247.

2 deutsch: Bostoner Frauengesundheits-Buchkollektiv (Anm. d. Übersetzerin).

3 deutsch: Unser Körper – Unser Leben (Anm. d. Übersetzerin).

weiblichen Körpers mit der Analyse der politischen Ökonomie der Gesundheits- und Pharmaindustrien. Aber vor allem validierte OBOS die verkörperlichte Erfahrung von Frauen und betrachtete sie als ein Mittel, medizinische Dogmen über den weiblichen Körper zu hinterfragen und herauszufordern, als eine Strategie zum persönlichen und kollektiven Empowerment.

Über Nacht wurde das Buch zum Erfolg. Seit der ersten Auflage im Jahr 1970 verkaufte sich OBOS mehr als 4 Millionen Mal und durchlief zwölf große und einige kleinere Aktualisierungen. Für die internationale Frauengesundheitsbewegung sowie für zahlreiche Konsumentinnen- und Patientinnenorganisationen in den USA stellte das Buch einen Katalysator dar: Es gab den Anstoß für Kampagnen gegen Sterilisationsmissbrauch und öffentliche Anhörungen zur Sicherheit von Silikon-Brustimplantaten und half auch bei der Rückkehr der Hebamme als angesehenem Beruf in den USA mit. Der Erfolg von OBOS in den USA liegt darin, ein breites Spektrum von Frauen anzusprechen und eine zugängliche und selbstermächtigende Wissenspolitik anzubieten, die die alltäglichen Körpererfahrungen von Frauen für gültig erklärt und sie als aktiv Wissende anstelle von passiven Objekten der Wissenspraktiken anderer situiert. Damit erwies sich letztendlich, dass Frauen, indem sie ihr Wissen miteinander teilten, Kontrolle über ihren Körper, ihre Sexualität und Reproduktion sowie über ihr Leben erlangen konnten.

OBOS war gewiss ein unverwechselbar nordamerikanisches Produkt, und zwar sowohl im Inhalt als auch in der Aufmachung. Mit seiner Betonung der Selbstverbesserung und Selbstermächtigung durch Wissen knüpfte es an eine lange Volkstradition der Selbsthilfe an (Schrager 1993). Die nüchterne Behandlung von Sexualität in diesem Buch ist eine radikale Antwort auf das US-amerikanische puritanische Vermächtnis und auf eine Populärkultur, in der Sex gleichzeitig unterdrückt wird und allgegenwärtig ist. Die Betonung von Themen wie reproduktiven Rechten oder Einverständnis nach adäquater Aufklärung ist nicht überraschend in Anbetracht der Explosion medizinischer Technologien und der zügellosen Missachtung der Rechte von Frauen im US-amerikanischen Gesundheitswesen (Sterilisationsmissbrauch, erzwungener Kaiserschnitt), ganz zu schweigen vom andauernden Kampf um den Zugang zu legalen Abtreibungen. Die Medizinkritik des Buches ist beeinflusst von den spezifischen Problemen, mit denen Frauen in einer hochgradig medikalisierten Kultur konfrontiert sind, in der Gesundheit ein Konsumgut darstellt und das Gesundheitssystem Profit anstelle einer gerechten Verteilung von Fürsorge bevorzugt. In einem Kontext, in dem man sich nicht darauf verlassen kann, dass die Regierung die elementaren Gesundheitsbedürfnisse all ihrer BürgerInnen befriedigt, leuchtet die Kombination von Selbsthilfe und

Konsumentinnenaktivismus, für die OBOS plädierte, vollkommen ein, da diese ein wichtiges Korrektiv zum US-Gesundheitssystem und der allgegenwärtigen Kommerzialisierung des weiblichen Körpers darstellte. Kurz gesagt, OBOS ist – wie das alte Sprichwort sagt – 'as American as Mom's apple pie'.[4]

Obwohl OBOS ein nordamerikanisches Artefakt war, beschränkte es sich jedoch keineswegs auf das US-amerikanische Territorium, sondern überschritt sehr schnell nationale Grenzen und entwickelte sich zu einem internationalen Bestseller. Bis zum Jahr 1998 ist OBOS in neunzehn Sprachen übersetzt worden, inspirierte fünf fremdsprachige Versionen und derzeit arbeiten dreizehn Gruppen oder Einzelpersonen an einer weiteren Übersetzung.[5]

Ursprünglich hatte das Autorinnenkollektiv den internationalen Erfolg von OBOS keineswegs vorhergesehen, ebenso wenig wie die Arbeit, die dieser Erfolg mit sich bringen würde. Norma Swenson, eine der Gründerinnen, erinnert sich nur zu gut an die Überraschung über die wachsende Popularität des Buches in den USA: „Wir waren total überrumpelt". Aber sie erinnert sich auch daran, dass sie es „vollkommen absurd" fand, als eines der Mitglieder des Kollektives spaßte, OBOS würde eines Tages die Millionenmarke im Verkauf überschreiten und ins Chinesische übersetzt werden (Davis 2007). Keine der damals Anwesenden nahm diese Prophezeiung ernst. In der Tat war OBOS bereits Mitte der 1970er Jahre fast zwei Millionen Mal verkauft worden und in den späten 1990er Jahren wurde es ins Chinesische übersetzt.

Dieser weltweite Erfolg von OBOS wirft verschiedene Fragen auf: Erstens, wie konnte solch ein unverwechselbar nordamerikanisches Buch in so vielen unterschiedlichen Kontexten populär werden? Wie konnte es solch eine Anziehungskraft auf Frauen in so verschiedenen Teilen der Welt ausüben? Zweitens, wie wurde das Buch übersetzt und so adaptiert, dass es die spezifischen Belange von Frauen in unterschiedlichen Kontexten thematisieren konnte? Was wurde in den Übersetzungen ausgelassen – was hinzugefügt, und grundsätzlicher: Was sagt der Prozess der Übersetzung über die transnationale Zirkulation feministischen Wissens aus? Drittens, in welchem Ausmaß macht die weltweite Verbreitung von OBOS, vor allem in der so genannten Dritten Welt, OBOS einfach zu einem weiteren westlichen Produkt (so wie Nestlé oder Coca Cola), das weniger

4 Dieses Sprichwort meint, dass etwas durch und durch amerikanisch ist. (Anm. d. Übersetzerin).

5 Ein großer Teil der Informationen über die Übersetzungs-/Adaptionsprojekte entstammt: Our Bodies, Ourselves in Many Languages, A Global History and Status Report, das vom BWHBC im Juli 1998 erstellt wurde, sowie der BWHBC Website (http://www.bwhbc.org) und Verbesserungen verschiedener Mitarbeiterinnen.

wohlhabende Nationen überschwemmt und die Kämpfe indigener Frauen um Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse untergräbt? Anders formuliert, was lässt sich aus der Geschichte und dem globalen Trajekt von OBOS über Möglichkeiten und Fallstricke des globalen Feminismus lernen?

Globaler Feminismus

Obwohl das Ideal des globalen Feminismus – wie es in Robin Morgans feministischem Werk *Sisterhood is Global* (1984) dargestellt wird – von den meisten US-Feministinnen und vielen Feministinnen weltweit geteilt wird, ist es auch auf erhebliche Kritik gestoßen. Feministische Wissenschaftlerinnen wie Cynthia Enloe, Chandra Mohanty, Jacqui Alexander, Inderpal Grewal, Caren Kaplan, Sara Ahmed und andere haben die Idee des globalen Feminismus als eine Form des kulturellen Imperialismus kritisiert. Ihrer Ansicht nach ist globaler Feminismus ein Euphemismus für eine in Wirklichkeit westliche – und in den meisten Fällen nordamerikanische – Version des Feminismus, der sich durch den Glauben an universelle Schwesterlichkeit sowie die feierliche Anrufung von Individualität auszeichne und in modernistische Paradigmen sozialen Handelns eingebettet sei. Er werde Frauen in nicht-westlichen Kontexten, die andere Probleme, andere Kämpfe und andere Loyalitäten haben, aufgedrängt und verkenne die ungleichen globalen Beziehungen, die das Leben von Frauen in unterschiedlichen Situationen bestimme. Als ein Modell, so Enloe (1989) sei der globale Feminismus wie große Teile des westlichen Imperialismus wenig mehr als eine feministische Missionsarbeit, die sich durch maternalistische Intervention und Erlösung der weniger glücklichen 'Schwestern' auszeichne.

Die wichtigsten Argumente der Kritik am so genannten 'Feminismus als Kulturimperialismus' sind folgende:

Erstens wird westlichen Feministinnen vorgeworfen ein Szenario der „gemeinsamen Welt von Frauen" zu schaffen, in dem Frauen behandelt werden „als eine bereits konstituierte und kohärente Gruppe mit identischen Interessen und Wünschen, ungeachtet ihrer Positionierung nach Klasse, Ethnie oder Race und den damit verbundenen Widersprüchen" (Mohanty 1997: 258, Übersetzung SM).

Diese Annahme von Einheit gewährleiste die Möglichkeit eines globalen feministischen Subjekts, ein gemeinsames 'Wir', in dem unterschiedliche Frauen mit hochgradig disparaten Lebensverhältnissen in derselben feministischen Familie vereinigt werden. Gleichzeitig werde damit die historisch spezifische Position von Frauen, die abhängig von lokalen Machtnetzwerken und ihrer sozialen Verortung manchmal untergeordnet oder marginal, aber manchmal auch mächtig

oder zentral sein können, verleugnet. Frauen sind weder eine geeinte machtlose Gruppe noch sind sie in derselben Art und Weise machtlos. Die Annahme, dass 'wir' Opfer derselben Art von Unterdrückungen sind und dass das Patriarchat in gleicher Art und Weise über nationale Grenzen hinweg agiert, vernachlässigt historische und materielle Differenzen in den Lebensbedingungen von Frauen, die zur Herausbildung unterschiedlicher Interessen führen und unterschiedliche politische Kämpfe erfordern.

Wie Kaplan (1996) anmerkt, erlaubte diese Vereinheitlichung einigen US-amerikanischen und europäischen Feministinnen, die Konfrontation mit schmerzvollen Klassenunterschieden oder rassistischen (race) Differenzen zwischen Frauen in ihren eigenen Kulturen zu vermeiden; gleichzeitig wurde die weltweite Dominanz von Mittelklassefrauen unter den Feministinnen verschleiert. Die relative Ungezwungenheit und vielleicht sogar auch Vorliebe, mit der Feministinnen aus der Mittelklasse lieber weltweite, grenzüberschreitende Bündnisse mit anderen Frauen geschmiedet haben als mit ihren weniger wohlhabenden oder marginalisierten 'Schwestern' zu Hause, bestätigt diese Annahme.

Zweitens wurde der globale Feminismus als ein westliches Modell des Feminismus kritisiert, das indigene Kämpfe von „Feministinnen in den USA und der Dritten Welt" (Mohanty 1997) homogenisiert. In ihrem Bestreben, die Welt zu observieren, hätten weiße Mittelklassefeministinnen praktischerweise 'vergessen', dass sie nur eine Gruppe unter vielen seien (Alexander/Mohanty 1997). Unter dem universalen Banner des globalen Feminismus werde ein westliches Modell von Feminismus propagiert, das den Kampf um Selbstverwirklichung individueller Frauen bevorzuge, denn feministische Interventionen fokussierten sich darauf, Frauen den Zugang zur Öffentlichkeit zu ermöglichen. Dabei stütze sich dieses modernistische Ideal auf den liberalen Individualismus und die Chancengleichheit, die den Aufstieg von Frauen mit ihrem Zugang zu ökonomischen Ressourcen, beruflicher Ausbildung und wissenschaftlichen Erkenntnissen verbinden. Innerhalb dieses Diskurses figurieren Frauen aus sogenannten Entwicklungsländern als unterprivilegiert und traditionsverstrickt, als Wesen, die mithilfe des globalen Feminismus in die Moderne 'geführt werden' müssen (Ahmed 2000). Von Frauen in und außerhalb der USA, die mit den Wirkungen von Rassismus und Imperialismus zu kämpfen haben, werde solch ein Modell des Feminismus oft mit Misstrauen betrachtet; als ein weiterer imperialistischer Schachzug des Westens, da dieses Modell die Bedeutung von Familie, Community und Bündnissen mit anderen anti-imperialistischen sozialen Bewegungen nicht berücksichtige, die viele Frauen als einen integralen Bestandteil ihres Kampfes um Empowerment verstehen.

Drittens wurde der globale Feminismus – zumindest in seiner US-amerikanischen Variante – dafür kritisiert, dass er eine unhaltbare Trennung zwischen Zentrum und Peripherie schaffe, wonach US-Feministinnen als Strippenzieherinnen im Zentrum fungieren und die Frauen der sogenannten Dritten Welt in die Peripherie verbannt werden. Dabei würden Frauen in nicht-westlichen Kontexten als unterdrückte Opfer eines despotischen Patriarchats repräsentiert, die der Unterstützung und Erlösung durch ihre emanzipierteren Schwestern im Westen bedürfen. Diese Art dualistischen Denkens verschleiere nicht nur die entmächtigenden Verhältnisse, unter denen auch viele Frauen im Zentrum leben, sondern sie werde auch den Kämpfen von Frauen in anderen Teilen der Welt, die permanent und mit erheblichem kreativen Kraftaufwand die unterdrückenden Bedingungen in ihrem Leben bekämpfen, nicht gerecht. So würden diejenigen Traditionen feministischen Widerstands außerhalb der USA und die Kämpfe indigener Frauengruppen ignoriert, die sich westliche feministische Ideen und Praktiken angeeignet und diese transformiert hätten, um sie an ihre lokalen Lebensverhältnisse anzupassen (Narayan 1997).

Es fällt in Anbetracht dieser Kritik schwer sich vorzustellen, wie Bündnisse zwischen US-Feministinnen und Feministinnen in nicht-westlichen Ländern ermächtigend sein können. Allerdings haben Grewal und Kaplan (1994) in einer hoffnungsvolleren Anmerkung ein Modell vorgeschlagen, das sie 'transnationale feministische Praktiken' nennen: Es basiert eher auf Differenz als auf globaler Schwesterlichkeit, stellt eine Kritik der Moderne dar und bezieht sich eher auf gegensätzliche Praktiken als auf Identitätspolitik. In ihrem Buch Scattered Hegemonies[6] (Grewal/Kaplan 1994) fordern sie eine spezifische Analyse der Bedingungen, die das Leben von Frauen in verschiedenen Positionen strukturieren, und lehnen die Annahme einer gemeinsamen Unterdrückungserfahrung ab. Als Voraussetzung für transnationale, feministische Bündnisse müssten die westlichen Auffassungen von Modernität dekonstruiert werden und gleichzeitig das damit einhergehende geheime Einverständnis westlicher Feminismen mit ihrer von Imperialismus, Genozid, Sklaverei und Kolonialismus geprägten nationalen Geschichte. Grewal und Kaplan weisen auf Beispiele einer 'Politik der Solidarität' zwischen Frauen hin, die weder mit dem eurozentrischen Feminismus noch mit patriarchalen Machtgruppen innerhalb der lokalen Communities zusammenarbeitet, sondern „Zugehörigkeiten zwischen Frauen aus verschiedenen Communities schafft, die die Verknüpfungen der Unterstützung und die Ver-

6 deutsch: Zerstreute Hegemonien.

bindungen sehr unterschiedlicher patriarchaler Praktiken analysieren und ihnen entgegenwirken wollen" (Grewal/Kaplan 1994: 26, Übersetzung SM).

In diesem Artikel möchte ich OBOS als einen Fall zur Bewertung des globalen Feminismus verwenden. Die Kritik am Feminismus als Kulturimperialismus war notwendig, um das Modell des Feminismus als globaler Schwesternschaft zu dekonstruieren und durch ein Modell zu ersetzen, das auf Diversität und lokale Feminismen fokussiert. Die Kritik machte westliche Feministinnen auf ihre (universalistische) Neigung zur Verwendung des 'god trick' Donna Haraway (1991)[7] aufmerksam. Damit ist ein Weg vorgezeichnet, der ein Nachdenken über transnationale, auf gegenseitigem Verständnis und Empowerment basierende feministische Bündnisse ermöglicht. Während ich die Kritik an dem von Mohanty und anderen formulierten Modell des globalen Feminismus teile, behaupte ich aber auch, dass sich diese Kritik, selbst wenn sie theoretisch und politisch relevant ist, nicht mit der Unvorhersehbarkeit und der chaotischen Realität grenzüberschreitender feministischer Praktiken auseinandersetzt. Sie hilft uns nicht dabei zu verstehen, wie konkrete aus den USA stammende feministische Projekte tatsächlich Grenzen überschreiten, wie Begegnungen zwischen westlichen und nicht-westlichen Frauengruppen Gestalt annehmen oder wie diese Projekte bezüglich ihrer imperialistischen Tendenzen bewertet werden sollten. Ich schlage vor, OBOS als einen Musterfall zu betrachten, mit dessen Hilfe die Kritik am feministischen Kulturimperialismus empirisch fundiert beurteilt werden kann.[8] Als 'Weltreisende' bietet das Buch eine einzigartige Chance, die Fallstricke des globalen Feminismus oder – wie ich argumentieren werde – die unerwarteten Möglichkeiten transnationaler Allianzen für die Zirkulation feministischen Wissens und Körper/Politik[9] zu bewerten.

---

7 Damit ist die Betrachtung der Welt aus einer totalisierenden Perspektive gemeint (Anm. d. Übersetzerin).

8 Meine Analyse basiert auf Zeitzeuginnen-Interviews mit dem BWHBC sowie mehreren Gesprächen mit Judy Norsigian, Ester Shapiro, Norma Swenson, Sally Whelan und Jennifer Yanco über die Übersetzung-/Adaptionsprojekte. Ich habe außerdem den Sommer des Jahres 2000 in den Archiven der Schlesinger Library und der BWHBC Library damit verbracht, Sitzungsprotokolle, Korrespondenzen mit Übersetzerinnen und Verlegern, interne Papiere, Publikationen und Förderungsanträge durchzusehen. Ich habe auch mit einigen der Frauen gesprochen, die in die Adaption der ausländischen Auflagen involviert waren und konnte in einigen Fällen auch von dem Gebrauch machen, was die Übersetzerinnen selbst über den Adaptionsprozess geschrieben haben.

9 Die Schreibweise Körper/Politik ist bewusst gewählt, um die Vorstellung eines untrennbaren Komplexes zu erzeugen, der keine Vorgängigkeit oder Hierarchisierung der Konzepte

OBOS im Ausland: von den USA in die Welt

Die Globalisierung des reisenden OBOS gliedert sich in drei Etappen: Von den USA in den Siebzigern über Übersetzungen durch Verlage in Westeuropa und inspirierten Adaptionen in Asien, Afrika und dem Mittleren Osten bis hin zu neueren, von Stiftungen geförderten, gemeinschaftlichen Projekten, vor allem in sogenannten Dritte Welt-Ländern und in Osteuropa.

Die ersten Übersetzungen von OBOS tauchten während der Siebziger in Westeuropa als 'Piratenausgaben' auf, die in Japan (1975) und in Taiwan (1976) verlegt worden waren. In den frühen 1980ern war das Buch bereits in Italien (1974), Dänemark (1975), Frankreich (1977), England (1978), Deutschland (1980), Schweden (1980), Griechenland (1981), den Niederlanden (1981) und Spanien (1982) übersetzt bzw. adaptiert worden oder hatte ähnliche Bücher inspiriert.

Mitte der 1980er hatte OBOS die zweite Etappe der Grenzüberschreitung erreicht: Es „entwischte gen Osten und gen Süden", wie eine Gründerin formulierte „oft im Rucksack von irgendwem" (Davis 2007). Übersetzungen und Adaptionen wurden nun auch außerhalb Europas veröffentlicht: Eine hebräische Version für Israel entstand 1982 und eine russische Übersetzung 1995. Auf Arabisch (1991), Telugu (1991) und Südafrikanisch (1996) erschienen von OBOS inspiriert Bücher über Frauen und Gesundheit.

Eine Gruppe von Latinas (Amigas Latinas en Accion Pro-Salud)[10] produzierte unter der Federführung von BWHBC im Jahr 1977 die erste spanische Ausgabe von OBOS in den USA Nuestros Cuerpos, Nuestras Vidas (NCNV)[11]. Obwohl das Buch ursprünglich für hispanische Communities in den USA geplant gewesen war, wanderte NCNV allmählich in lateinamerikanische Länder, wo im Jahre 1987 mehr als 50.000 Bücher verkauft wurden.

In den späten Neunzigern waren zwölf weitere Übersetzungen in Arbeit oder bereits abgeschlossen (Senegal, Thailand, China, Indonesien, Armenien, Nepal, Russland, Serbien, Polen, Bulgarien, Rumänien).

Drei Dekaden nach seiner Entstehung in den USA war OBOS zu einem feministischen Exportprodukt geworden. Nachdem Westeuropa im Sturm genommen worden war, wanderte es, wie eben aufgezeigt, nach Afrika, Asien, in den Mittleren Osten und nach Südamerika, wo es weiterhin an Popularität gewann. Die Elemente, die OBOS so populär in den USA gemacht hatten, zeig-

---

zulässt, ähnlich dem Macht/Wissen-Komplex bei Michel Foucault: Jeder Körper ist politisch und jede Politik wirkt sich auf Körper aus.

10 deutsch: Latina Freundinnen in Aktion für die Gesundheit.

11 deutsch: Unsere Körper, Unsere Leben.

ten sich bei seiner Reise um die Welt als leicht zu übersetzen: So etwa der Fokus auf den Körper der Frau, seine Zugänglichkeit für 'durchschnittliche' Frauen, seine Bestätigung der alltäglichen inkorporierten Erfahrungen von Frauen, seine Autorisierung des Körperwissens von Frauen und nicht zuletzt sein Einsatz für das Empowerment durch geteiltes Wissen. Was allerdings nicht mitreiste, war der spezifische Inhalt, die Form und teilweise sogar die Politik von OBOS.

Die Adaptionen von OBOS: Kontinuitäten und Veränderungen

Von Beginn an war klar, dass OBOS nicht einfach übersetzt werden konnte, sondern adaptiert werden musste, um die Bedürfnisse und Erfahrungen von Frauen in den verschiedenen Teilen der Welt aufzunehmen. Das BWHBC plädierte dafür, dass anstelle von Verlegern lokale feministische Gruppen die notwendige Aufgabe der Buchadaption übernehmen sollten. Nach Erscheinen der mannigfaltigen Übersetzungen/Adaptionen teilte das Kollektiv sie in verschiedene Kategorien auf, basierend auf dem Grad, in dem die Übersetzung dem Original glich.[12]

Ich werde mich nun einigen Veränderungen von OBOS im Prozess der Übersetzung zuwenden; dabei beginne ich mit den direkten Übersetzungen, beschäftige mich dann mit adaptierten Versionen und ende mit einem näheren Blick auf die Bücher, die von OBOS inspiriert wurden.

Direkte Übersetzungen

Genau genommen können nur sehr wenige der ausländischen Ausgaben überhaupt als direkte Übersetzung, als eine wortwörtliche Wiedergabe des Originals betrachtet werden. Selbst die frühen Bücher, die von ausländischen Verlagen

12 Nicht zu allen Übersetzungen hatte ich Zugang. Allerdings war für viele Adaptionen die Korrespondenz zwischen den Übersetzerinnen und dem BWHBC dokumentiert. Die Übersetzerinnen hielten das Kollektiv in der Regel über den Prozess der Adaption auf dem Laufenden. Sie schickten ausnahmslos Kopien der endgültigen Version, sodass das Kollektiv diese an eine kritische Leserin geben konnte. Die Übersetzungen beinhalten oft ein Vorwort mit einer Erklärung der Übersetzerinnen dazu, wie das Buch dem jeweils eigenen Kontext angepasst wurde (Deutschland, Niederlande, Großbritannien). Die Übersetzerinnen gaben häufig Interviews – in Lokalzeitungen oder bei Besuchen in den USA – über die Schwierigkeiten, denen sie im Übersetzungsprozess begegneten (China, Japan). Und einige der Übersetzungsprojekte schrieben schließlich selbst Berichte, in denen sie den Prozess der Adaption von OBOS reflektierten (siehe beispielsweise, Farah 1991 über die ägyptische Version, Shapiro 1999 über die lateinamerikanische Adaption, und Yanco 1996).

initiiert worden waren, neigten dazu, Teile des Originalbuches zu streichen oder zu 'reinigen' (üblicherweise die kontroversen Kapitel über lesbische Sexualität, Masturbation und Abtreibung). Direkte Übersetzungen wurden in einigen Fällen einfach deswegen angefertigt, weil die Ressourcen für eine vollständige Adaption begrenzt waren. Dieses Schicksal ereilte die spanische Version von OBOS, die viele Jahre mit etwas Kosmetik zufrieden sein musste (beispielsweise indem Fotos hispanischer Frauen integriert wurden). In Anbetracht der gewaltigen Nachfrage nach dem Buch in Lateinamerika wurde allerdings eine Übersetzung – selbst eine schlechte – für besser als gar nichts erachtet. Für verschiedene Projekte war eine direkte Übersetzung eine Frage der Zweckmäßigkeit, denn dies war die einzige Möglichkeit, Stiftungsförderung zu erhalten, da Stiftungen oft unwillig waren, den intensiveren Prozess einer Buchadaption zu unterstützen. Als Übersetzung wurde eine Art Testreproduktion an lokale Frauengruppen weitergegeben, die dann die Überarbeitung fortsetzten, oft ohne eine Finanzierung und unter großen persönlichen Anstrengungen (Thailand, Indonesien, China).

Übersetzungen/Adaptionen

Im Kontrast zu den direkten Übersetzungen fiel die Mehrzahl der ausländischen Ausgaben in die Kategorie Übersetzung/Adaption, denn das ursprüngliche OBOS wurde überarbeitet und den Vorstellungen der Übersetzerinnen entsprechend kontextualisiert; sie legten fest, was in ihrer spezifischen Situation angemessen, nützlich und notwendig war. Während der Siebziger und Achtziger Jahre waren die Veränderungen von OBOS relativ geringfügig, und reflektierten hierin die Ähnlichkeit feministischer Themen in den USA und in Westeuropa.

Die ausländischen Versionen mussten ausnahmslos die Unterschiede in der Abtreibungsgesetzgebung und der Geschichte des feministischen Kampfes um reproduktive Gesundheitsthemen berücksichtigen, denn in einigen Ländern war Abtreibung immer noch illegal oder aus religiösen Gründen umstritten. Der Kontext beeinflusste nicht nur, wie Informationen dargestellt wurden, sondern auch die Betonung spezifischer Themen. Die japanischen Übersetzerinnen beispielsweise befassten sich angesichts einer neuen Welle von Kaiserschnitten in Krankenhäusern mit überflüssigen gynäkologischen Operationen; die lange Tradition der auf Geburtenförderung ausgerichteten Politik machte das Thema Unfruchtbarkeit zu einem wichtigen Anliegen bei der rumänischen Adaption.

Auch das Originalkapitel über das Gesundheitssystem musste jedes Mal neu geschrieben oder grundlegend überarbeitet werden: Die meisten Übersetzerinnen übernahmen zwar den medikalisierungskritischen Ansatz von OBOS und teilten

die Überzeugung, dass die medizinische Expertise entlarvt werden müsse, doch beeinflussten die Unterschiede in den europäischen Wohlfahrtssystemen auch die Form der Kritik, die in den ausländischen Ausgaben formuliert wurde. In Ländern mit einem nationalen Gesundheitssystem und garantierter Krankenversicherung tendierten die Übersetzerinnen dazu, ihre Vorwürfe gedämpfter zu formulieren und richteten den Fokus eher darauf, die existierenden Einrichtungen zu verbessern, statt Konsumentinnennetzwerke zu mobilisieren.

So behielten die meisten Übersetzungen/Adaptionen die Struktur, den Inhalt und den Geist des ursprünglichen OBOS bei; Veränderungen führten zum gelegentlichen Streichen eines einzelnen Abschnitts, zum Hinzufügen einer erklärenden Fußnote oder praktischer Informationen über das jeweilige Gesundheitssystem, zum Austausch eines Fotos oder Erfahrungsberichten von Frauen aus dem lokalen Kontext. Eine Ausnahme stellt hierbei die spanische Ausgabe dar, die schließlich in ihrer Adaption für Lateinamerika eine viel radikalere und umfangreichere Transformation durchlief; hier wurde das feministische 'Wir' des ursprünglichen OBOS problematisiert und dagegen die Erfahrungen des Kolonialismus und des US-Imperialismus, unter denen Latinas gelitten haben, hervorgehoben. Der Fokus des neuen NCNV verschob sich so von der individuellen Frau und ihrer Fähigkeit zur Selbstsorge hin zur Bedeutung der Familie und der Community für die Gesundheit und das Wohlbefinden von Frauen. Der Begriff der Selbsthilfe, der im ursprünglichen OBOS so dominant war, wurde zu Gunsten des mehr auf die Community orientierten Begriffs der gegenseitigen Hilfe verbannt. Wie Ester Shapiro, die visionäre Koordinatorin der lateinamerikanischen Adaption, formulierte: „Die Leute müssen verstehen, dass Beziehungen unser Wohlbefinden erhalten ... Die Energie für kollektive Aktionen ist Teil des Genesungsprozesses" (Davis 2007).[13] Aus diesem Grund schlugen die Übersetzerinnen eine viel umfangreichere Sicht auf Gesundheit vor – nicht nur reproduktive Rechte, sondern auch Bildung, Hygiene, Arbeitsbedingungen, ausreichende Ernährung und Obdach, soziale Unterstützung und Lebensqualität wurden als elementare Bestandteile der Gesundheit von Frauen betrachtet. Sie schlussfolgerten, dass es in Ländern, in denen die medizinische Versorgung nur circa 10% der Gesundheitsbedürfnisse der Bevölkerung befriedigt, keinen Sinn macht, ein gesamtes Kapitel dem Gesundheitssystem zu widmen, und entschlossen sich stattdessen für ein Kapitel darüber, wie Kontakte zu Gruppen der Community und feministischen Organisationen geknüpft werden können.

13 Interview mit Ester Shapiro im Februar 1999.

Inspirierte Versionen

In einigen Fällen wurde entschieden, OBOS nicht zu übersetzen oder zu adaptieren, sondern das Buch als eine Inspirationsquelle zu nutzen und ein komplett neues Buch zu schreiben, wobei derselbe Prozess wie beim Original genutzt wurde. In Dänemark beispielsweise war eine Gruppe von Feministinnen so begeistert vom Originalbuch, dass sie der Versuchung, ein eigenes Buch zu schreiben, nicht widerstehen konnten. Sie gründeten ein Kollektiv analog zum BWHBC und begannen, über ihre Körpererfahrungen zu sprechen und Positionspapiere zu verschiedenen Gesundheitsthemen für Gruppendiskussionen zu sammeln. Das Buch wurde im Jahr 1975 unter dem Titel *Kvinde Kend din Krop*[14] veröffentlicht und durchlief vier Überarbeitungen, die alle unter der Federführung des ursprünglichen dänischen Kollektivs erfolgten.

Mit der rasanten Ausweitung der feministischen Bewegung in Indien während der 1980er Jahre entschied sich die Hyderabad Frauengesundheitsgruppe, ein Handbuch zur Gesundheit von Frauen auf Telugu herauszugeben[15]. Das Handbuch sollte OBOS ähneln, sich aber auf die Erfahrungen indischer Frauen und ihre Anliegen stützen. Unter feministischen Gruppen und NGOs in Indien war dieses Buch *A Hundred Thousand Doubts About Women's Health*[16] (1991) weit verbreitet.

Mehrere Jahre später tauchte ein weiteres inspiriertes Buch auf einem anderen Kontinent auf, *The South African Women's Health Book*[17] (1996). Die Koordinatorin, eine US-amerikanische Emigrantin, die in Johannesburg lebte, kannte OBOS, wollte ein ähnliches Gesundheitsbuch 'von und für südafrikanische Frauen' schaffen und half daher bei der Gründung eines Frauengesundheitsprojekts mit anderen feministischen Aktivistinnen und Sozialarbeiterinnen aus dem Gesundheitssektor (Davis 2007). Der Prozess der Produktion des Buches ähnelte dem des nordamerikanischen Gegenstücks, mit Kapiteln, die von verschiedenen Frauen geschrieben, von speziellen Interessengruppen auf Fehlerfreiheit und ihren 'Ton' Korrektur gelesen und in Fokusgruppen überall in Südafrika diskutiert wurden. Das Ergebnis war allerdings ein ziemlich dicker Wälzer, der als zu dickes Buch kritisiert wurde, das viele südafrikanische Frauen niemals lesen könnten.

---

14 deutsch: Frau, kenne deinen Körper.

15 Telugu ist die Sprache mit der zweitgrößten SprecherInnenzahl in Indien

16 deutsch: Einhunderttausend Bedenken zur Gesundheit von Frauen (Anm. d. Übersetzerin).

17 deutsch: Das Südafrikanische Frauen-Gesundheits-Buch.

Ich werde nun einen näheren Blick auf eine der inspirierten Versionen von OBOS werfen: *Hayāt al-mar'a wa'sihatuhā*[18], das im Arabischen geschrieben und 1991 vom Frauengesundheitsbuchkollektiv Kairo in Ägypten veröffentlicht wurde. Es ist sinnvoll, dieses Buch im Detail zu betrachten, einerseits weil die Autorinnen wortgewandt darüber geschrieben haben, was ihr Buch vom nordamerikanischen OBOS unterscheidet (Farah 1991; Ibrahim/Farah 1992; siehe auch Hill 1994), andererseits, weil es ein gutes Beispiel für die Möglichkeiten und Grenzen des globalen Feminismus bietet.

Der Fall Ägypten

Obwohl das Frauengesundheitsbuchkollektiv Kairo einräumte, dass es viele Teile der Philosophie von OBOS für ihr Buch 'ausgeliehen' hatte und sich häufig auf ihre 'Bostoner Schwestern' (Hill 1994: 18) bezog, wurde daran kritisiert, dass es „in einen kulturellen Kontext eingebettet war, der den meisten ägyptischen und arabischen Frauen fremd" sei und eher die „Prioritäten amerikanischer Frauen" reflektiere (Farah 1991: 16, Übersetzung SM).

Die Autorinnen hatten von Anfang an entschieden, ihr eigenes Buch zu produzieren und es ausdrücklich für ein nicht-westliches Publikum zu schreiben, das stattdessen den ägyptischen und arabischen kulturellen Kontext berücksichtigte und den Problemen von Frauen in der arabischen Welt besondere Beachtung schenkte.

Sie nahmen an, dass nicht nur ägyptische Frauen im Speziellen und arabische Frauen im Allgemeinen ihre eigenen Gesundheitsprobleme haben, sondern auch, dass feministische Bewegungen ihre jeweils eigenen historischen Auseinandersetzungen und Kämpfe führen, wodurch sowohl der thematische Rahmen als auch ihre Rhetorik kontextuell verschieden ist. Viele ägyptische Frauen sehen sich selbst in erster Linie nicht als gegen Patriarchat oder lokale Unterdrücker Kämpfende, sondern gegen die ägyptische Regierung, die kulturelle und ökonomische Vorherrschaft des Westens sowie gegen globale Kräfte, die ihnen eine harte Wirtschaftspolitik und fremde Lebensstile aufzwingen (El Dawla et al 1998: 103). Obwohl das Frauengesundheitsbuchkollektiv Kairo sich an den US-amerikanischen Feminismus anlehnte, war es auch von der Stimmung des Anti-Imperialismus und Anti-Amerikanismus der zeitgenössischen politischen Bewegung in Ägypten beeinflusst (Al-Ali 2000). Trotz ihrer säkularen Orientierung waren sie doch ebenso Teil einer Kultur, in der die islamistische Bewegung

18 deutsch: Das Leben einer Frau und ihre Gesundheit.

sich beachtlicher Beliebtheit erfreut, in der die meisten Frauen, ob Muslima oder Koptin, religiös sind und in der die normative Ordnung und Beurteilung von Frauen sich um Tradition dreht (Dawla et al 1998: 75).

In diesem Kontext musste das Buch Anlass zu Kontroversen geben und es musste ungeheuer jongliert werden, um ein kulturell sensibles Buch zu schreiben, das religiöse Gefühle nicht verletzen und dennoch ein starkes Bekenntnis zu Frauenrechten enthalten sollte (Ibrahim/Farah 1992: 7). Das Ergebnis war ein feinfühliger Balanceakt, in dem die Autorinnen potenziell widersprüchliche oder sich widerstreitende Positionen aufnahmen und diese oft auch nebeneinander darstellten. Die flexible Strategie, mit der die Kairogruppe entschied, ob Themen aufgenommen werden sollten oder nicht und wie auf sie eingegangen werden sollte, wird in den folgenden drei Beispielen veranschaulicht.

Das erste Beispiel betrifft die Haltung der Kairogruppe zur Medizin: Das ägyptische Buch war – wie das ursprüngliche OBOS – kritisch gegenüber medizinischem Wissen und medizinischer Praxis, allerdings wurde Medizin ausdrücklich als westliche beschrieben. Obwohl die Autorinnen das Recht auf Zugang zu medizinischem Körper- und Gesundheitswissen unterstützen (das Cover des Buches zeigt eine junge Frau in westlicher Kleidung mit nackten Armen und wallendem Haar, die aufmerksam durch ein Mikroskop blickt), sind sie gleichzeitig kritisch gegenüber der westlichen Medizin, die sich oft autoritär und respektlos gegenüber den Bedürfnissen von Frauen zeigt. Unterprivilegierte Frauen erleben oft eine erniedrigende Behandlung, wenn sie eine 'moderne' Klinik in Ägypten betreten; denn die in der westlichen Medizin ausgebildeten ÄrztInnen verachten oft islamische Sittsamkeitsregeln, nach denen Frauen sich nur zögerlich von männlichen Ärzten untersuchen lassen, oder sie ignorieren die Bedeutung der Jungfräulichkeit für viele unverheiratete Frauen, die wiederum befürchten, dass ihr Hymen während einer gynäkologischen Untersuchung reißen könnte (Hill 1994: 4f).

Das zweite Beispiel betrifft die Behandlung von Sexualität durch die Autorinnen: Während die explizite Betrachtung von Sexualität und sexuellem Vergnügen für die OBOS-Leserinnen in den USA revolutionär und augenöffnend war, stellten diese Themen in Ägypten keinen sonderlich kontroversen Gegenstand dar, weil dort von Frauen Genuss am Sex erwartet wird und Frauennetzwerke schon immer das extensive Gespräch über sexuelle Details ermöglichten. Allerdings ist das Thema 'Sexualität außerhalb der Ehe' vollkommen tabu, ganz zu schweigen von Sexualität zwischen Frauen. Obwohl die Kairogruppe ursprünglich das Thema Lesbischsein aufgriff, weil es von vielen westlichen Frauen als ein Weg zur Befreiung betrachtet worden war, wurde es letztlich nicht in ihr Buch aufge-

nommen; die Gruppe war der Auffassung, die Berücksichtigung dieses Themas hätte den Tadel religiöser Autoritäten hervorgerufen und sei ein in Ägypten nicht „realisierbarer Lebensstil" (Farah 1991: 17).

Ein weiteres brennendes Thema – Masturbation – wurde in ähnlich ambivalenter Art gehandhabt: Einerseits wurden die ägyptischen Leserinnen beruhigt, dass Masturbation für ihre Kinder natürlich sei, andererseits wurden Mütter ermutigt, ihre Kinder dazu aufzufordern, aus dem Haus zu gehen und zu spielen (etwas Lohnenswertes zu tun) statt zu masturbieren. Das Thema der Vergewaltigung war ebenfalls kontrovers: Einige Gruppenmitglieder meinten, dass Frauen durch schamlose Kleidung eine Vergewaltigung provozieren könnten, während andere sich dagegen wehrten, Gewalt gegen Frauen nur auf Männer zurückzuführen (denn was ist mit der Misshandlung der Schwiegertochter durch die Schwiegermutter oder mit der weiblichen Genitalverstümmelung?). Schließlich wurde das Thema der Vergewaltigung aufgenommen, allerdings innerhalb eines umfassenden Kapitels zur Gewalt gegen Frauen, die von beiden Geschlechtern ausgeübt wird.

Das dritte Beispiel bezieht sich auf die weibliche Genitalbeschneidung und allgemeiner auf die Frage des Umgangs mit kulturellen Traditionen: Das Thema der weiblichen Genitalbeschneidung hat – nicht überraschend – erhebliche Debatten sowohl innerhalb als auch außerhalb Ägyptens ausgelöst, auch für westliche Feministinnen ist dieses Thema im Zusammenhang mit muslimischen Frauen wichtig. Deshalb zerbrach sich die Kairogruppe den Kopf darüber, wie sie Stellung beziehen könnte, ohne Leserinnen, die eine verständliche Abneigung gegen die Attitüde westlicher Feministinnen hätten, abzuschrecken. Nach vielen Diskussionen entschied sie sich, die Genitalbeschneidung zu verurteilen und informierte über psychische und soziale Folgeschäden. Doch erklärte sie auch den kulturellen Kontext, der das Fortbestehen der Praktik unter ägyptischen Frauen vor allem im ländlichen Milieu ermöglicht.[19] Das Buch wurde von verschiedenen Gruppen ägyptischer Frauen geprüft und auch einem Imam vorgelegt, der im Verlauf der Diskussion bekannt gab, dass an keiner Stelle im Koran die weibliche Beschneidung verlangt würde; dadurch galt das Buch auch bei religiösen Frauen als legitim.

19 Die weibliche Beschneidung wurde in Ägypten im Jahr 1959 offiziell verboten, wird aber weiterhin insbesondere in ländlichen Milieus durchgeführt, wo schätzungsweise 90% der Frauen, egal ob Christinnen oder Muslimas, beschnitten sind. Die Gründe, die Frauen für die Beteiligung an dieser Praktik nennen, reichen vom Wunsch, 'rein' zu sein über den Glauben, dass es 'ästhetischer' sei, bis dahin, dass sie sich nicht durch sexuelles Begehren von einem Mann abhängig machen wollen.

Die Reartikulation feministischer Körper/Politik

Zu Beginn dieses Kapitels habe ich die Frage aufgeworfen, wie die Globalisierung von OBOS vor dem Hintergrund der Kritik betrachtet werden sollte, dass der globale Feminismus wenig mehr als ein imperialistischer Schachzug weißer US-Feministinnen der Mittelklasse sei, um ihre Version von Feminismus als universelle zu etablieren und dabei die Erfahrungen, Lebensverhältnisse und Kämpfe von Frauen in anderen Teilen der Welt zu ignorieren. Nach dieser Analyse der Reise und der verschiedenen Adaptionen von OBOS in unterschiedlichen Kontexten zeichnet sich ein überraschendes Bild von der Zirkulation feministischen Wissens ab. Es ist ein Bild, das deutlich weniger teuflisch und optimistischer ist, als es die Kritik am feministischen Kulturimperialismus nahe legen würde.

Obwohl frühe Versionen von OBOS im Geist des globalen Feminismus der universellen Schwesterlichkeit, der zum feministischen Diskurs der Zweiten Welle in den USA gehörte, geschrieben wurden, ist nun deutlich geworden, dass der Anspruch des Buches bereits einen inhärenten Universalismus (jede Frau sei die ultimative Autorität bezüglich ihrer eigenen Körpererfahrung) untergräbt. Die Autorinnen von OBOS waren selbstverständlich alle weiße Feministinnen aus der Mittelklasse, die – ihren eigenen Worten zufolge – nicht so tun konnten als sprächen sie für alle Frauen. Ihre Intention war eher, andere Frauen dazu zu inspirieren, ihre eigenen Bücher zu schreiben. Die Übersetzungen, die in den drei Dekaden nach der ersten Ausgabe von OBOS erschienen, zeigen, dass die Idee der globalen Schwesterlichkeit keineswegs mitreiste (obwohl einige der Übersetzungsprojekte, beispielsweise das ägyptische Kollektiv, sich auf BWHBC als ihre US-Schwestern bezogen). Stattdessen reiste aber die Art und Weise, wie das Originalkollektiv das Buch geschrieben hatte, mit: Die Idee einer Gruppe weiblicher Laien, die ihr kollektives Wissen inkorporierter Erfahrungen einander mitteilen, scheint als Initialzündung und Einladung für Frauen in unterschiedlichen Weltregionen fungiert zu haben, dasselbe zu tun. Während von der Vorstellung globaler Schwesterlichkeit eine unberechtigte Universalität ausgeht, die die Differenzen zwischen Frauen leugnet, konnte der Schreibprozess des Originalkollektivs leicht von einer Vielzahl von Frauen aufgenommen und an ihre spezifischen Bedürfnisse und Lebensverhältnisse angepasst werden. Die globale Anziehungskraft scheint also eher von der Methode der gemeinsamen Nutzung von Wissen und nicht von einer gemeinsamen Identität als Frauen auszugehen. Die Praktik der Adaption und Verbreitung von OBOS verband verschiedene feministische Gruppen in einem gemeinsamen Projekt und zwang sowohl die Übersetzerinnen als auch die ursprünglichen Autorinnen des Buches

dazu, kulturelle und soziale Differenzen anzuerkennen und die Konfrontation mit ihnen zu suchen. OBOS generierte eine imaginierte feministische Gemeinschaft, die auf einer Teilhabe an gegensätzlichen Praktiken im Feld der Körperpolitik basiert und OBOS zu einem Musterbeispiel für eine selbstreflexive und gegenseitig ermächtigende transnationale feministische Körper/Politik macht (Grewal/Kaplan 1994).

Obwohl das ursprüngliche OBOS eindeutig ein nordamerikanisches Buch war, durchlief es im Prozess des Reisens kontinuierliche und oft dramatische Revisionen. OBOS wurde nicht einfach von nicht-westlichen Feministinnen als ein US-Exportprodukt konsumiert. Trotz der begrenzten Finanzen und der komplizierten Arbeitsbedingungen adaptierten und entwarfen die Übersetzerinnen OBOS neu und stimmten es kulturell und politisch auf ihre lokalen Lebensverhältnisse ab. Dabei gingen sie kritisch mit dem Inhalt um und zögerten nicht, das Buch weniger individualistisch oder politisch expliziter (wie in der lateinamerikanischen Version) zu machen. Wenn die kulturellen Diskrepanzen zu groß waren – wie bei der ägyptischen Version – schrieb das Übersetzungskollektiv einfach sein eigenes Buch. Jedes Projekt bestätigte freilich die kreative Tätigkeit der Übersetzerinnen bei der Entwicklung flexibler und effektiver Strategien, um eine eigene Version von OBOS sensibel auf das lokale politische und kulturelle Klima sowie auf Differenzen und Spaltungen innerhalb der eigenen feministischen Bewegungen hin abzustimmen. Die zunehmende Vielfalt in Form und Inhalt der Adaptionen verdeutlicht die Tatsache, dass feministisches Wissen nicht einfach von einem Kontext in einen anderen übertragen wird, sondern immer Überarbeitung und Kontextualisierung erforderlich sind. Was in dem einen Kontext als ermächtigend oder entmächtigend gilt, muss in einem anderen Kontext nicht notwendigerweise genauso sein.

Obwohl OBOS vom 'Westen in den Rest der Welt' reiste und in diesem Sinne als kulturimperialistisches Projekt bezeichnet werden könnte, passt doch seine Verbreitung nicht wirklich in das Paradigma der US-Feministinnen, die ihren Schwestern in der Peripherie helfen. Die Beziehungen zwischen dem BWHBC und den Übersetzungsprojekten waren kompliziert und ambivalent, eine Mischung zwischen Nicht-Interventionismus und Interventionismus, wobei beide Seiten aktiv in den Prozess involviert waren. Der ursprüngliche Standpunkt des BWHBC bezüglich der Übersetzungen war der des Gewährenlassens, und es wurde nur dann tätig, wenn ein Kampf gegen ausbeuterische Verleger (z.B. in Frankreich) zu führen war oder umstrittene Themen wie Lesbisch-Sein oder Abtreibung vor staatlicher Zensur geschützt werden mussten. Als OBOS sich immer weiter in die Ferne bewegte, wurde das BWHBC offener für inhaltli-

che Veränderungen, sobald klar war, dass ideologisch aufgeladene Themen oft unüberbrückbare Probleme für lokale Frauengruppen darstellten und diese eine Zensur des gesamten Buchs befürchten mussten, wenn kontroverse Passagen beibehalten würden.[20] Durch Übersetzerinnen, die bei der Übersetzung die lokalen Bedürfnisse von Frauen ansprechen wollten, wurde das BWHBC sogar gezwungen, noch weniger interventionistisch bezüglich des Inhalts und der Gestalt der Übersetzung zu werden. Paradoxerweise wurde es gleichzeitig jedoch interventionistischer, wenn es darum ging, Frauengruppen aus weniger wohlhabenden Nationen dabei zu helfen, Ressourcen und Förderungen für Adaption und die Vertreibung des Buches zu finden. Sally Whelan, die die meisten der späteren Adaptionen koordinierte, sagte dazu: „Wir waren einfach froh, wenn das Buch überhaupt erscheinen konnte, und taten alles, was wir konnten, um zu helfen" (Davis 2007).[21] Mit dem Bedeutungsverlust von OBOS in den USA gewannen die Übersetzungsprojekte zunehmend an Bedeutung für die weitere Existenzberechtigung des Buches. Heute können die Übersetzungsprojekte als die eigentlichen Akteure von OBOS gesehen werden, während das BWHBC eine zurückhaltende Position als Unterstützer eingenommen hat.

Aber – und das ist mein letztes Argument – selbst wenn das BWHBC seinen – zugegebenermaßen nordamerikanischen – Blick auf Frauen und Gesundheit den einheimischen Frauengruppen an anderen Orten hätte aufzwingen wollen, kann ein Blick auf die Weltreise von OBOS sogar die schärfsten Kulturimperialismuskritikerinnen davon überzeugen, dass dies eine unmögliche Mission gewesen wäre. Die vielleicht hervorstechendste Eigenschaft der Globalisierung – oder genauer: der globalen Lokalisierung[22] – von OBOS ist die Unvorhersehbarkeit, mit der das Buch vorankam, unerwartet und oft unerklärlich an fremden Orten auftauchte und anschließend ein Eigenleben begann. Viele zeitgenössische Wissenschaftlerinnen zeigten sich kritisch gegenüber der Theoretisierung der Globalisierung, weil dabei eine Uniformität unterstellt wurde, die über das Un-

20 Sich an eine Unterhaltung mit dem Kairoer Frauengesundheitsbuchkollektiv über deren Behauptung erinnernd, dass es keine Lesben in Ägypten gebe, merkt Norma Swenson an: „Oh sicher! Wir kannten einige. Aber sie hatten recht damit, dass sie den Kontext mit einbeziehen mussten" (Davis 2007) (Interview mit Norma Swenson am 19. März 1999). Das Kollektiv lockerte allmählich seine Position, dass jede Übersetzung zumindest alle Kapitel in der ein oder anderen Hinsicht beinhalten sollte.

21 Interview mit Sally Whelan am 25. Juli 2000.

22 Robertsons (1995) Begriff der 'Glokalisierung' wurde von vielen zeitgenössischen GlobalisierungstheoretikerInnen aufgegriffen, um die gegenseitige Verbindung zwischen dem Globalen und dem Lokalen auszudrücken.

einheitliche, Gegensätzliche und über unabgeschlossene Prozesse hinwegtäuscht, in denen Objekte in neuen Kontexten wieder auftauchen und dabei einige ihre ursprünglichen Ausprägungen beibehalten, während sie gleichzeitig neue Bedeutungen erlangen (siehe beispielsweise: Grewal/Kaplan 1994; Appadurai 1996; King 1997). Stuart Hall (1997) plädiert dafür, Globalisierung als ein Set offener Prozesse zu betrachten, in dem paradoxerweise lokale Aneignung, Opposition und Widerstand gleichzeitig mit kultureller Homogenisierung und Absorption stattfinden.

Nirgends wird dies offensichtlicher als in den neuesten Entwicklungen von OBOS in den USA. Während die vorgeschlagene Aktualisierung von OBOS auf einen praktischen Ratgeber heruntergekürzt wird, der in seiner Ausrichtung nur noch geringfügige Ähnlichkeit mit dem früheren Klassiker und seinem zentralen Fokus auf die Körpererfahrung von Frauen und die Kritik der kapitalistischen Medizin aufweist, finden die Übersetzungen/Adaptionen von OBOS ihren Weg zurück nach Nordamerika. Mehrere asiatisch-amerikanische Community-Organisationen haben die chinesische Übersetzung von OBOS als Grundlage für Diskussionen mit chinesischen Immigrantinnen genutzt. Das französische OBOS aus dem Senegal wurde von einem Community-Zentrum in Montreal in der Arbeit mit haitianischen Frauen eingesetzt, und die bulgarische Übersetzung wird in der Arbeit mit bulgarischen Communities in den USA verwendet. Dieser Wissensfluss verlief alles andere als geradlinig, weil die Community-Organisationen versuchen, eine Balance zwischen den kulturell spezifischen Versionen von OBOS und dem Bedarf der Immigrantinnen an praktischer Information und Ratschlägen zur Bewältigung der Komplexitäten des US-amerikanischen Medizinsystems zu bewahren. Wie eines der Mitglieder von BWHBC formulierte, ignoriert die Annahme, OBOS sei nicht mehr als eine 'importierte Ideologie', die Tatsache, dass in der Praxis nichts 'de novo' ist: „Wir lernen von ihnen, sie lernen von uns" (Davis 2007).[23]

Schließlich überquerte OBOS in den letzten drei Dekaden viele Grenzen und nahm viele verschiedene Gestalten an. Die Geschichte seiner Übersetzungen zeigt, dass das Buch sowohl in vorhersehbarer als auch in überraschender Weise reiste. Dies erinnert an das, was Stuart Hall (1996) den kontinuierlichen Prozess der Re-Artikulation und der Re-Kontextualisierung nannte, um die sich die globale Zirkulation kultureller Texte dreht. Übersetzung kann niemals bedeuten, ein Projekt aus dem Westen zu übernehmen und es in Gänze in einen neuen kulturellen Raum zu transportieren, wo es in seinem ursprünglichen Zustand

23 Interview mit Sally Whelan am 28. Mai 2003.

weiter besteht. Einige Elemente bleiben zwar gleich und bestimmte Konzepte bleiben bewahrt, allerdings wird der Text immer reartikuliert. In diesem Prozess verändern sich Bedeutungen und eine neue Konfiguration des ursprünglichen Textes bildet sich heraus. Dies ist genau der Prozess, den auch OBOS durchlief. Oder wie ein Mitglied des Kollektivs formulierte: „Einerseits gibt es das *Buch* und andererseits gibt es auch noch das *Leben* des Buches" (Davis 2007).[24]

Übersetzung von Stefanie Mielast

Literaturnachweis

Ahmed, Sara (2000): Strange Encounters. Embodied Others in Post-Coloniality. London/New York: Routledge.

Al-Ali, Nadje (2000): Secularism, Gender and the State in the Middle East. The Egyptian Women`s Movement. Cambridge: Cambridge University Press.

Alexander, M. Jacqui und Chandra Talpade Mohanty (1997): 'Genealogies, Legacies, Movements', In: M. J. Alexander und C. T. Mohanty (Hg.) Feminist Genealogies, Colonial Legacies, Democratic Futures, New York: Routledge, S. xiii-xlii.

Appadurai, Arjun (1996): Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Chen, Kuan-Hsing (1996): 'Cultural studies and the politics of internationalization. An interview with Stuart Hall', In: D. Morley und K-H Chen (Hg.) Stuart Hall. Critical Dialogues in Cultural Studies, London: Routledge, S. 392-408.

Davis, Kathy (2002): ‚Translating Feminist Body/Politics', In: The European Journal of Women's Studies 9 (3): S. 223-247.

– (2007): The Making of Our Bodies, Ourselves: How Feminism Travels Across Borders. Durham: Duke University Press.

El Dawla, Aida Seif, Hadi, Amal Abdel und Wahab, Nadia Abdel (1998): 'Women`s Wit Over Men`s. Trade-offs and Strategic Accommodations in Egyptian Women`s Reproductive Lives', In R. P. Petchesky und K. Judd (Hg.) Negotiating Reproductive Rights, London: Zed Books, S. 69-107.

Enloe, Cynthia (1989): Bananas, Beaches & Bases. Making Feminist Sense of International Politics. Berkeley: University of California Press.

Farah, Nadia (1991): 'The Egyptian Women's Health Book Collective', Middle East Report November-December: S. 16-25.

Grewal, Inderpal und Caren Kaplan (1994): 'Introduction: Transnational Feminist Practices and Questions of Postmodernity', In: I. Grewal und C. Kaplan (Hg.) Scattered Hegemonies. Postmodernity and Transnational Feminist Practices, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 1-33.

24 Interview mit Norma Swenson am 19. März 1999.

Hall, Stuart (1997): 'The Local and the Global: Globalization and Ethnicity', In: A. King (Hg.) Culture, Globalization and the World-System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 19-40.

Haraway, Donna (1991): Simians, Cyborgs and Women. The Reinvention of Nature. London: Free Association Books.

Hill, Nancy (1994): 'An Egyptian Women's Health Book Inspired by Our Bodies, Ourselves: Is Global Sisterhood Possible After All?' Paper präsentiert bei der Eastern Sociological Society am 18. März 1994.

Ibrahim, Barbara und Nadia Farah (1992): 'Women's Lives and Health: The Cairo Women`s Health Book Collective', Quality/Calidad/Qualité 4: S. 4-11.

Kaplan, Caren (1996): Questions of Travel. Postmodern Discourses of Displacement. Durham: Duke University Press.

King, Anthony D. (1997): Culture, Globalization and the World-System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Mohanty, Chandra Tapade (1997): 'Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses', In: A. McClintock, A. Mufti, und E. Shohat (Hg.) Dangerous Liaisons. Gender, Nation, & Postcolonial Perspectives, Minneapolis: University of Minnesota Press, S. 255-277.

Morgan, Robin (1984): Sisterhood is Global. The International Women`s Movement Anthology, Garden City, New York: Anchor Press/Doubleday.

Narayan, Uma (1997): Dislocating Cultures. Identities, Traditions and Third World Feminism. New York: Routledge.

Robertson, Roland (1995): 'Glocalization: time-space and homogeneity-heterogeneity', In: M. Featherstone, S. Lash, und R. Robertson (Hg.) Global Modernities, London: Sage, S. 25-44.

Schrager, Cynthia D. (1993): 'Questioning the Promise of Self-Help: A Reading of Women Who Love Too Much', Feminist Studies 19 (1): S. 177-192.

Shapiro, Ester (1999): 'Crossing Cultural Borders with North American Feminism: Lessons from the Latin American Translation/adaptation of Our Bodies, Ourselves, Paper präsentiert auf der Konferenz 'Gender, Culture and Translation' in Budapest im Oktober 1999.

The Boston Women's Health Book Collective (1971/1979): Our Bodies, Ourselves. New York: Simon & Schuster Inc. (Spätere Ausgaben: The New Our Bodies, Ourselves in 1984/1992 und Our Bodies, Ourselves for the New Century in 1998).

– (1998): Our Bodies, Ourselves in Many Languages. Translations and/or Adaptations. A Global History and Status Report, internal paper, Somerville, MA.

Yanco, Jennifer J. (1996): 'Our Bodies, Ourselves in Beijing: Breaking the Silences', Feminist Studies 22 (3): S. 511-517.

Gudrun-Axeli Knapp

Resonanzräume – Räsonierräume: Zur transatlantischen Reise von Race, Class und Gender[1]

Frauenbewegung und Frauenforschung waren von Anfang an inter- bzw. transnationale Projekte, auch wenn sich die Reichweite und Intensität ihrer transnationalen Vernetzung im Laufe der Zeit gravierend verändert haben. Die Einsicht in den länderübergreifenden und dabei doch spezifisch situierten Charakter feministischer Theoriebildung ist einer der wichtigsten Lernprozesse der Frauen- und Geschlechterforschung in den vergangenen drei Jahrzehnten gewesen. Die zugleich translokale und länderspezifische Prägung feministischer Theorie, die sich weltweit in unterschiedlichen Varianten zeigt (Bose/Kim 2009), macht es unmöglich, ihre Entwicklung in einem nationalstaatlich eingehegten Rahmen zu rekonstruieren. Sie macht es aber gleichermaßen unmöglich, die jeweiligen Kontexte feministischer Kritik, die eben *auch* länderspezifische Erfahrungs-, Geschichts- und Erinnerungsräume darstellen, zu übergehen. Solche Erfahrungs-, Geschichts- und Erinnerungsräume sind weder homogen noch statisch, ihre Dynamiken sind beeinflusst durch Veränderungen sowohl auf der Ebene der Faktualitäten von Kultur und Gesellschaft als auch deren sozialer Wahrnehmung und wissenschaftlicher Deutung. Dabei wird in den Vermessungen und Auslegungen der Gegenwart immer wieder auf Geschichte rekurriert, Vergangenheit wird im Licht aktueller Fragen vergegenwärtigt und umgeschrieben.

Die Komplexität von Verflechtungen unterschiedlicher Reichweite und Intensität auf der einen und regionalen bzw. nationalräumlich geprägten Phänomenen und Entwicklungen auf der anderen Seite, stellt insbesondere für die kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen eine große Herausforderung dar (Beck 2002). Vor allem in der Geschichtswissenschaft, aber auch in der Ungleichheits- und Gesellschaftstheorie werden diese Zusammenhänge unter

1 Mein Beitrag basiert auf einer gekürzten Version des zunächst auf Englisch erschienenen Aufsatzes 'Race, Class, Gender: Reclaiming Baggage in Fast Traveling Theories' (Knapp 2005). Er wurde um einige Überlegungen ergänzt die ich zuerst auf der Konferenz 'Traveling Concepts' 2007 in Bern sowie 2008 in Frankfurt auf dem Kongress 'Brauchen wir einen neuen Feminismus?' vorgetragen habe.

Bezeichnungen wie histoire croisée, Transfer- oder Verflechtungsgeschichte oder anhand der Problematik des 'methodologischen Nationalismus' (Martins 1974) intensiv diskutiert. Die eingängige Metapher des 'Reisens' von Theorien, die in den vergangenen Jahren so populär geworden ist, kann auf diesem Hintergrund allenfalls als Ausgangspunkt verwendet werden. Reisende Konzepte und Theorien sind nicht reduzierbar auf eine nationale Herkunft und die jeweiligen Ausgangs- und Ankunftskontexte sind keine abgeschlossenen Inseln. Am Beispiel der Reisen der Triade von 'Race, Class und Gender' im feministischen Diskurs möchte ich einige Aspekte dieser Komplexität beleuchten.

Reisen und Routen

Seit Edward Said (1983) das Bild der 'traveling theories' in seinem gleichnamigen Essay einführte, scheint es selbst zum exemplarischen Fall einer schnellreisenden Idee geworden zu sein. Die Vielfalt von Fächern, Weisen und Kontexten, in denen die Metapher aufgegriffen und variiert worden ist, deutet an, dass sie einen Nerv, eine Zeiterfahrung, getroffen haben muss, die über die allgemeine deskriptive Brauchbarkeit der Figur des 'Reisens' hinausweist, deren geistesgeschichtliche Tradition mindestens bis ins 16. Jahrhundert zurückreicht.

Theorien oder Konzepte als reisende Objekte aufzufassen, ist seit den 1980er Jahren, besonders im feministischen Diskurs, mehr als eine Fortführung etablierter ideengeschichtlicher Übungen. Die neue Perspektive auf die grenzüberschreitenden Transfers von wissenschaftlichem Wissen war mit einem emphatischen *cultural turn* verbunden, wonach Theorien als Manifestationen und Schauplätze sozial eingebetteter und machtimprägnierter kultureller Praktiken betrachtet wurden; und sie war mit einer selbstreflexiven Wende verbunden, welche die interpretativen Disziplinen in den vergangenen zwanzig Jahren stark beeinflusst hat.

In der Medien-, Kultur- und Gesellschaftstheorie galt in jüngerer Zeit der Frage nach den sich verändernden Bedingungen der Streuung und Zirkulation von Wissen besondere Aufmerksamkeit. In diesem weiteren Horizont stehen die tiefgreifenden Veränderungen in der zeitlich-räumlichen Verfassung der Gegenwartsgesellschaft und deren Bedeutung für das, was 'Wissen' heißt, ebenso zur Diskussion wie die materiellen Gegebenheiten und Machtstrukturen, die die Produktion und Distribution von Wissen bestimmen. Ob im konzeptuellen Rahmen von 'Postmoderne', 'Zweiter Moderne', 'Globalisierung', 'Weltgesellschaft', 'Spätkapitalismus', 'Empire', 'Technokapitalismus', 'Wissens- oder Netzwerkgesellschaft' – in allen zeitdiagnostischen Ansätzen stehen Phänomene einer sich

verdichtenden Zeitökonomie, verbunden mit Prozessen der Entbettung und Beschleunigung sowie Fragen der Reflexivität von Wissen im Vordergrund. Die Bedingungen des Reisens von Wissen, Informationen und Ideen haben sich nach diesen Diagnosen seit den 1960er Jahren tiefgreifend gewandelt, durch revolutionäre Entwicklungen in den technischen Kommunikationsmedien und deren massenhafte Verbreitung, durch den wachsenden Einfluss der Kulturindustrie, durch ökonomische Vernetzung und eine explodierende Zahl transnationaler Institutionen, die die Bedingungen der Möglichkeit von Austausch sichern und regulieren.

Auf dem Hintergrund dieser Skizze lässt sich der ungleichzeitige, beinahe altmodische und harmonistische Charakter der Metapher des Reisens erahnen, die unlösbar assoziiert ist mit einem kontemplativen Modus und dem Privileg, Zeit zu verausgaben und zu verlieren. Wer die schnellen Reisen von Theorien und Konzepten in der Gegenwart analysieren will, muss daher über den Einzugsbereich der Trope des Reisens hinausgehen.[2]

In Texten der *Cultural Studies*, der *Ethnic Studies*, der postkolonialen Theorie sowie der Frauen- und Geschlechterforschung wurden Begriffe wie Exil, Displacement, Migration, Nomadismus und andere als Korrektiv gegen das harmonistische Image gesetzt, das die Metapher des Reisens wie ein Schatten ihrer adligen oder später bürgerlichen Geschichte begleitet. In den Beiträgen zu dieser Diskussion finden sich auch Hinweise darauf, in welchem Maße die Reiserouten von Theorien durch diskurspolitische Definitionen von *knowledge gaps* oder *knowledge divides* beeinflusst werden, die qua Konstruktion implizieren, dass es eine asymmetrische Verteilung des Wissens gibt, jedenfalls des Wissens, das zählt (Unesco 2005). Die Formierung solcher *knowledge gaps* oder *knowledge divides* folgt nicht unbedingt der Logik des zwanglosen Zwangs besserer Argumente, sondern sie geschieht im Zusammenspiel politisch-institutioneller Macht- und Opportunitätsstrukturen, institutioneller und individueller Markt- und Überlebensstrategien und im Widerstreit unterschiedlicher Rationalitäten. Die Nachfrageseite ist gestützt auf Phantasien und Vorurteile über den Gebrauchs- und den Tauschwert der Bücher, die man noch nicht gelesen hat, und über die Notwendigkeit, sie zu lesen. Auch in diesen Einschätzungen und Phantasien reflektieren sich ungleiche Positionierungen in Machtverhältnissen sowie disziplinäre und linguistische

2 Eine andere Trope, die in diesem Zusammenhang zu nennen wäre, ist das 'Fahren' des Volkes als Gegenstück zum 'Reisen' des Adels. Der darauf bezogene Begriff des Er-fahrens ist in der Geschichte der Ausformulierung der klassischen Konzepte von Bildung und Wissen wichtig geworden. Ich danke Helma Lutz für diesen Hinweis.

Hegemonien. Indem sie Defizite und Mängel definieren, tragen *knowledge gaps* zur Dynamik des theoretischen Verkehrs bei. Sie beschleunigen die Reisen der einen und bremsen die Distribution der anderen.

In vielen Ländern der Welt, insbesondere auch im sich neu formierenden Europa, haben sich im vergangenen Jahrzehnt die Produktions-, Distributions- und Verwertungsbedingungen von Theorie oder, allgemeiner, wissenschaftlichem Wissen, gravierend verändert. Sie können nicht begriffen werden, ohne Blick auf die Entwicklung einer neuen Konfiguration von Ökonomie, Wissenschaft, Technologie, Politik und Kultur unter den Bedingungen eines hoch-kompetitiven kapitalistischen Weltmarkts (Corsani 2004; Slaughter/Leslie 1997). Während im US-amerikanischen Wissenschaftssystem, auf das sich hiesige Wissenschaftspolitik gern als Vorbild bezieht, marktvermittelter Wettbewerb schon lange die Strukturen der Wissensproduktion und -distribution bestimmt, zeigen sich im europäischen Hochschulsystem mit seinen sehr unterschiedlichen Traditionen und Voraussetzungen erst seit wenigen Jahren Zeichen einer 'Umsteuerung', die sich an Ermöglichung von Konkurrenz durch das Herstellen eines gemeinsamen Forschungs- und Bildungsraums orientiert. Das setzt Kompatibilität und Vergleichbarkeit voraus. Das paradoxe Paar von Profilbildung und Vereinheitlichung ist unter dem Einfluss von Vorstellungen des *New Public Management* wesentlich ökonomisch verklammert. Der in Zeiten leerer öffentlicher Kassen an Bedeutung zunehmende Wettbewerb um Ressourcen forciert eine spezifische Form von Rationalität und strategischem Verhalten, deren Begleitmusik die Steigerungsformeln einer innovationistischen Rhetorik der Selbstüberbietung sind. Vermittelt durch Steuerungsmechanismen wie Evaluation, Profilbildung, Rankings, Hochschulmarketing, Zielvereinbarungen, Qualitätssicherung, kriterienbasierte Mittelvergabe etc. wird ein wachsender Druck auf die Hochschulen und inzwischen auf alle Disziplinen ausgeübt, nützliches Wissen zu produzieren. Wissen, das sich auf den Märkten von Erfindung und Innovation auszahlt, auf diversen Expertenmärkten, auf Märkten der Politikberatung wie der wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung und last but not least auf dem transnationalen 'quotation market' (Derrida 1990: 74).

Auch der feministische Wissenschaftsdiskurs bewegt sich nicht jenseits dieser Entwicklungen, sondern ist in seinen Optionen, Legitimations- und Überlebensstrategien von ihnen auf vielfältige Weise tangiert. Gleichzeitig stellt er aufgrund seiner Herkunft aus einer sozialen Bewegung nach wie vor ein spezifisches Medium und diskursives Feld für die Reisen von Theorien dar.

In der heißen epistemischen Kultur des Feminismus

Zu den Eigenheiten der feministischen Strömung gehört ihr ausgeprägter Netzwerkcharakter. Kommunikationen in diesem polyphonen und dissonanten Interdiskurs tendieren dazu, Grenzen zwischen Disziplinen, theoretischen Paradigmen und unterschiedlichen Feldern akademischer, politischer und professioneller Praxis immer wieder zu überschreiten, auch wenn Formen der Spezialisierung und Arbeitsteilung mit der Zeit zweifellos zugenommen haben. Einzigartig ist nach wie vor eine spezifische Form der Aufmerksamkeit füreinander, die das bewegliche Netzwerk der 'imagined community' (Anderson 1983) des Feminismus durchzieht. Bei zahllosen Gelegenheiten und an zahllosen Orten, auf Konferenzen, bei internationalen *events* und *workshops* treten Frauen immer wieder in einen wissenschaftlichen oder politischen Austausch, offenkundig in der Annahme, dass sie etwas verbindet. Zwar ist nicht ausgeschlossen, dass auch Männer sich in diesem Problemfeld wissenschaftlich und politisch engagieren. Dennoch ist, was sich nur zum Teil aus seiner politischen Entstehungsgeschichte erklären lässt, die Frauen- und Geschlechterforschung ein stark feminisierter Bereich geblieben. Es ist viel geschrieben worden über die imaginäre Dimension des feministischen 'Wir', das als eine Art regulativer Idee von kognitiver, emotionaler, normativer und praktischer Bedeutung geblieben ist, obwohl sich inzwischen herumgesprochen hat, dass es nicht positiv definiert werden kann unter Rekurs auf eine substantielle Identität von Erfahrungen und Interessen (siehe auch Davis in diesem Band). Das aporetische Moment, das diese Konstellation durchzieht, ist in der gleichzeitigen Unverzichtbarkeit und Unmöglichkeit einer fundierenden Bezugnahme auf ein politisches und epistemisches Subjekt begründet (Knapp 2003). In den immer wieder neu angestachelten Kontroversen über das 'proper object' (Butler 1994) feministischer Theorie zeigen sich die Wirkungen dieser Aporie, die den feministischen Diskurs zu einer unruhigen, manchmal moralisierenden, ideosynkratischen, vitalen, kontroversen, produktiven, 'heißen', epistemischen Kultur gemacht haben (Hark 2005).

Eine der folgenreichen Debatten in diesem Zusammenhang ist die anhaltende Diskussion um Ungleichheit und Differenz unter Frauen. Politisch ist sie angetrieben durch die normativ gesetzte aber kontrafaktische Inklusivität des feministischen 'Wir', das von Machtdifferenzen und Formen der Exklusion durchbrochen wird. Die politische und moralische Notwendigkeit im Rahmen des feministischen 'Wir', Inklusivitität zumindest zu unterstellen, um die fundierenden Prämissen aufrechterhalten zu können, haben die Wege geöffnet für die Entstehung, Verbreitung und Intensivierung der Debatte um Race/Ethnicity,

Class, Gender/Sexuality und das damit verbundene heuristische Konzept der Intersektionalität, um deren Reisen es im Folgenden gehen wird.

Born in the USA

Die Karriere der Trias von Race, Class und Gender oder Race/Ethnicity, Class und Gender, die später zur Formel für eine paradigmatische Erweiterung der feministischen Theorie werden sollte, begann in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren in den USA. Ihr Ausgangspunkt war eine Kritik an dem Mittelschichtbias und einem unreflektierten Ethnozentrismus, der nach Auffassung der Kritikerinnen einen Großteil feministischer Theorie und Politik bestimmte. Die Erfahrungen und Lebensverhältnisse jenseits der weißen Mittelschichten ernst zu nehmen, Race, Class und Gender als miteinander verbundene Strukturen der Unterdrückung zu begreifen, wurde besonders vehement im Kontext des *Black Feminism* artikuliert, der stärker als andere Strömungen der Frauenforschung an einer radikalen Tradition der Gesellschaftskritik orientiert war (Davis 1981; Collins 1990, 1998, 1999; The Combahee River Collective 1982; im Überblick: Bednarz-Braun 2004).

Die rhetorische Übersetzung von 'Unterdrückung' in 'Differenz' sowie die Pluralisierung von 'Differenzen', die Anlass für zahlreiche Auseinandersetzungen wurden, breitete sich im Zuge paradigmatischer Verschiebungen und Veränderungen in der disziplinären Konstellation der *Women's* und *Gender Studies* aus. Literaturwissenschaft, *Cultural Studies* und postmoderne Philosophie gaben in den theoretischen Diskussionen des anglo-amerikanischen Feminismus den Ton an und forcierten die linguistische und kulturelle Wende, die die feministische Theoriediskussion der 1990er Jahre prägte. Gegen Ende der 1980er Jahre spitzten sich die Debatten über 'Differenzen' unter Frauen im Zusammenstoß identitätspolitischer Artikulationen von 'Differenz' und radikalen poststrukturalistischen Erschütterungen der epistemischen und politischen Grundlagen des Feminismus zu. Judith Butlers Buch 'Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity' (1990) markiert einen Höhepunkt dieser Entwicklung, wenn sie die Vergeblichkeit der Suche nach einem fundierenden Subjekt des Feminismus beschreibt: „Auch die Theorien feministischer Identität, die eine Reihe von Prädikaten wie Farbe, Sexualität, Ethnie, Klasse und Gesundheit ausarbeiten, setzen stets ein verlegenes 'usw.' an das Ende ihrer Liste" (Butler 1991: 210).

Trotz – aber vielleicht auch wegen – der Diversität der politischen, disziplinären und theoretischen Kontexte, in denen Fragen der 'Differenz' seitdem verhandelt wurden, ist die Trias von Race, Class und Gender, häufig ergänzt

um eine Reihe weiterer Kategorien und das unvermeidliche 'et cetera', zu einer schnellen und flexiblen Reisenden im anglophonen Feminismus geworden, mit unterschiedlichen Akzentsetzungen in den USA, Australien, Kanada und Großbritannien.

Reisen im doxographischen Diskurs

Wenn man die Bedingungen schnell reisender Theorien im US-Kontext untersuchen will, stößt man auf ein spezifisches materielles Medium der Beschleunigung: die dort weit entwickelte Tradition einer besonderen Gattung wissenschaftlicher Texte. Es handelt sich um das ausgedehnte Genre von Kurs-Readern, Einführungsliteratur, Theorie-Webseiten etc., die Kurzfassungen und überblickshafte Skizzen von Theorien oder Debatten anbieten. Nicht selten nutzen sie Darstellungsstrategien, in denen Kontroversen in übertriebenen Szenarien präsentiert und Unvereinbarkeiten zwischen 'Positionen' akzentuiert werden. Die Darstellung postmoderner Theorie in dieser Art der Literatur ist exemplarisch für diesen dramatisierenden Modus, der mit Pauschalkonstruktionen ('western thought', 'enlightenment thought'/'modern thought', 'essentialism' etc.) sowie unterschwelligen 'in und out'-Suggestionen arbeitet. Es ist nicht zuletzt dieser Typus von Texten, der das prägt, was Derrida den 'doxographischen Diskurs' nennt, der das Karussell der Konjunkturen von 'post' und 'new' antreibt (Derrida 1990).

Doxographische Diskurse sind Diskurse zweiter Ordnung oder meta-theoretische Diskurse, in denen Theorien als taxonomische Entitäten zirkulieren. Ein charakteristischer Zug doxographischer Diskurse ist, wie Derrida notiert, der 'quotation market'. Derrida greift auf die sprechakttheoretische Unterscheidung von 'gebrauchen' und 'erwähnen' zurück, um auf einen unterschwelligen Imperativ aufmerksam zu machen, der den doxographischen Diskurs durchzieht: „don't use that concept, only mention it" (Derrida 1990: 75). Die temporalen Strukturen von 'gebrauchen' und 'erwähnen' sind verschieden. Ein Teil der Beschleunigung von 'raceclassgenderetc.' in der (anglophonen) Frauen- und Geschlechterforschung der 1990er Jahre verdankt sich mit Sicherheit ihrer Verbreitung als Kurzformel für die neueste Neuigkeit aus der Welt feministischer (Selbst)Kritik. Jenseits der konkreten Arbeitszusammenhänge, in denen Feministinnen sich mit Fragen multipler Formen von Herrschaft und Diskriminierung auseinandersetzten, zirkulierte 'raceclassgenderetc.' unübersehbar auch als doxographisches 'Mantra' (Brown 1995). Es wurde als bedeutsam zitiert, ohne dass dies in jedem Fall Konsequenzen für die eigene Forschung gehabt hätte. Die weite Verbreitung des Bezugs auf die Triade von Race, Class und Gender auf der doxographischen Ebene

des feministischen Diskurses konnte den Eindruck erwecken, als sei zumindest in den USA die Beschäftigung mit multipler Diskriminierung und Ungleichheit inzwischen Allgemeingut geworden. Das verdeckte aber, wie nachhaltig immer noch die überkommenen Arbeitsteilungen und Delegationen von Erkenntnisinteressen nach Betroffenheiten (insbesondere im Bereich Sexualität und Rassismus) die Frauen- und Geschlechterforschung prägen und wie unter dem Einfluss von Identitätsdiskursen die Kategorie Class, die in der triadischen Formulierung zwar immer noch mitgeführt, mehr und mehr in den Bereich des bloßen Erwähnens abgeschoben wurde (Acker 2003). Mein Eindruck ist, dass diese Problematik im Kontext der jüngeren Diskussion über 'Achsen der Differenz' zunehmend erkannt wird. Im Zuge der intensiveren Auseinandersetzung mit den methodologischen Implikationen der intersektionellen Perspektive wird bewusst, wie grundsätzlich die alte Einsicht des *Black Feminism*, aber auch der älteren Diskussion um Klasse/Geschlecht zu verstehen ist: dass man die Lebenslagen von Frauen (wie von Männern) nicht begreift, wenn man sich ausschließlich im Rahmen der Kategorie Geschlecht bewegt. Die Metapher der Intersektionalität (Crenshaw 1991) hat, wie immer kritisch man das Bild der 'Kreuzung' bei näherem Hinsehen auch sonst beurteilen mag (Knapp 2008; Walgenbach et al. 2007), erheblich dazu beigetragen, diese perspektivische Revolution zu veranschaulichen. Vermutlich ist es auch der Doppelcharakter des Terminus Intersektionalität, seine spezifische Kombination von Anschaulichkeit und Abstraktheit, der dazu beigetragen hat, dass die Diskussion über 'interlocking oppressions' von Race, Class und Gender, über 'multiple jeopardy' oder 'axis of difference' heute länderübergreifend unter dieser Bezeichnung geführt wird.

Race, Class und Gender im deutschsprachigen Kontext

Die Ankunft der Triade von Race, Class und Gender im deutschsprachigen Kontext ist begleitet von Bedeutungsverschiebungen, die alle Kategorien betreffen. Um den Gender-Begriff entfaltete sich eine theoretische Debatte (Sex/Gender-Debatte), die wesentlich zum Durchbruch konstruktivistischer und poststrukturalistischer Ansätze und damit zum *cultural turn* und der Verbreitung *queer*-theoretischer Ansätze in der Frauen- und Geschlechterforschung beitrug. Während an der Sex/Gender-Debatte die radikale Infragestellung einer biologisch fundierten Zweigeschlechtlichkeit ebenso provozierte wie inspirierte, verbanden sich mit der Ankunft der Begriffe Race und Class anders gelagerte Irritationen. Während etwa Class in den USA den gängigen Begriff zur Bezeichnung von Unterschieden in der gesellschaftlichen Positionierung darstellt, sei

es im Rahmen struktur-funktionalistischer, weberianischer, marxistischer oder berufsklassifikatorischer Ansätze, ist der deutsche Begriff der Klasse deutlicher an im weiten Sinne marxistische Traditionen der Ungleichheitsforschung und Gesellschaftstheorie gebunden, die auch in der englischen Diskussion eine größere Rolle gespielt haben und spielen als in den USA. Im Zuge der Krise marxistischer Theorie und angesichts sozialstruktureller Veränderungen, auf die die deutschsprachige Soziologie seit Mitte der 1980er Jahren auch konzeptuell reagierte, ist der Klassenbegriff in der Ungleichheitssoziologie mehr und mehr ersetzt worden durch Begriffe wie horizontale Disparitäten, Milieus und Lebensstile oder, in der systemtheoretischen Diskussion, durch das Begriffspaar Inklusion und Exklusion (Knapp 2008). Es ist hier nicht der Ort, die facettenreichen Auseinandersetzungen um den Klassenbegriff und die Argumente für oder gegen seine Verabschiedung bzw. Weiterentwicklung nachzuzeichnen. Eine gewisse Ungleichzeitigkeit lässt sich jedoch nicht übersehen: Wenn deutschsprachige Feministinnen, die sich auf die anglo-amerikanische Diskussion über Intersektionalität beziehen, mit großer Selbstverständlichkeit von Klasse als einer der zentralen Kategorien der Sozialanalyse sprechen, positionieren sie sich in den Augen Vieler in einem Segment des gesellschafts- und ungleichheitstheoretischen Diskurses, dem der von soziologischen Meinungsführern verbreitete Ruf anhaftet, ein bisschen 'von gestern' zu sein. Ulrich Beck prägte dafür die griffige Formel von den 'Zombie-Kategorien': Sie könnten nicht sterben, obwohl sie schon lange nicht mehr lebendig seien. Bekanntlich dreht sich jedoch das Karussell von 'alt' und 'neu' weiter und heute werden die postmodernen Diagnosen von Pluralisierung und Auflösung kollektiver Soziallagen, die die 1980er und 90er Jahre bestimmten, selbst verstärkt herausgefordert. Nicht nur, weil Ungleichheit sich auch in den reichen Ländern des Westens unübersehbar und massiv verschärft, sondern auch, weil die Formen und Mechanismen der Ungleichheit sich anscheinend nicht so radikal verändert haben, wie es zeitdiagnostische Übertreibungen während der kurzen Prosperitätsphase suggerierten. Zumindest mehren sich wieder die Stimmen, die auf die Bedeutung und das unausgeschöpfte Potential des Klassenbegriffs für die Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung hinweisen (Rehberg 2006).

Aus der Binnenperspektive des feministischen Diskurses birgt der Bezug auf den Klassenbegriff einigen Sprengstoff. Zum einen verweist er auf liegen gebliebene theoretische Baustellen aus der Anfangsphase der Frauen- und Geschlechterforschung und erinnert damit an Desiderate und Schwächen in der gegenwärtigen feministischen Theoriebildung. Zum anderen führt er die offensichtliche Spannung vor Augen, die zwischen dem Engagement in Sachen

Gender Mainstreaming, mit dem sich PraktikerInnen und TheoretikerInnen der *Gender Studies* unvermeidlich im Einzugsbereich des *New Public Management* wiederfinden, und den beharrlichen Referenzen auf Klasse besteht. Letztere signalisieren eine Bindung an Traditionen der Gesellschaftsanalyse, die sich kritisch mit Formen gesellschaftlicher Rationalisierung befasst haben, wie sie heute nicht zuletzt im Zeichen von Gender forciert werden. Zwar wird in der feministischen Diskussion selten versäumt, Klasse als Achse der Ungleichheit zu *erwähnen*, wenn auf die Trias von Race, Class und Gender referiert wird, doch haben sich in jüngerer Zeit nur wenige feministische Wissenschaftlerinnen an Versuchen der Reformulierung des Klassenbegriffs beteiligt (Acker 2003; Frerichs 1997 a, b, 2000). Es mehren sich allerdings die Anzeichen dafür, dass sich dies – nicht zuletzt im Kontext einer verstärkten Rezeption des mehrdimensionalen Klassenkonzepts von Bourdieu – gegenwärtig wieder verändert (Rademacher/Wiechens 2001).

Komplizierter verhält es sich im deutschen Kontext mit der Kategorie Race. Die Gänsefüßchen und Klammern, die regelmäßig den Begriff der Rasse rahmen, sind Zeichen einer tiefen Irritation. Wann immer Rasse ohne Distanzmarkierung erscheint, kann man sicher sein, dass es das englische Wort ist, das in einem ansonsten deutschsprachigen Text verwendet wird. Rasse ist ein Begriff, den man nicht in einer affirmativen Weise verwenden kann: Weder ist es möglich, anderen eine Rasse zuzuschreiben, noch ist es üblich, Rasse als Basis für Selbstbeschreibungen zu gebrauchen, wie es in den USA gängige Praxis ist. Dies gilt nicht nur für den wissenschaftlichen Diskurs, sondern auch für die allgemeine öffentliche Diskussion. Es liegt auf der Hand, dass die Unmöglichkeit einer Verwendung des Rassenbegriffs zurückgeht auf die Geschichte rassistischer Identitätspolitik im Nationalsozialismus, die auf Vernichtung und Eroberung ausgerichtet war. Es waren moderne wissenschaftliche Systeme der Klassifikation und Hierarchisierung von Rassen, die koloniale Eroberungspolitiken legitimierten. Es waren moderne essentialistische Konstruktionen von 'Andersartigkeit' und 'Anderwertigkeit', die im Verbund mit dem Wahn unbegrenzter Machbarkeit den industrialisierten Genozid an Millionen von 'Anderen', vor allem Juden, motivierten und legimitierten; und es war ein im Namen völkischen Nationalismus' geführter Eroberungs- und Vernichtungskrieg, der das Gesicht des europäischen Kontinents veränderte.

Die deutsche Geschichte hat die Gründe dafür geliefert, dass hiesige WissenschaftlerInnen, die sich mit Fragen von Race beschäftigen, den Begriff in der Regel zum Gegenstand einer kritischen Analyse machen, ihn aber höchst selten als kategoriale Ressource verwenden. Race zirkuliert im Deutschen als negative Kategorie, aber es ist genau das Unpassende, oder mehr noch: das Unmögliche

dieses Begriffs, mit dem eine Herausforderung verbunden ist. Dies wird besonders deutlich, wenn man den Fokus verschiebt und Deutschland als Teil der Europäischen Union und im Vergleich zu seiner europäischen Nachbarschaft betrachtet. Länder wie Großbritannien, Frankreich und die Niederlande sind in ganz anderer Weise genötigt worden, sich mit ihrer Geschichte als Einwanderungsländer und, im Zusammenhang damit, mit ihrer kolonialen Vergangenheit zu befassen.[3] Deutschland war nur zögernd bereit, anzuerkennen, dass es eine Geschichte des Kolonialismus hat und seit langem ein Einwanderungsland ist. In Nachbarländern wie Großbritannien scheint es eine andere und längere Auseinandersetzung mit dem Race-Begriff zu geben: Kritiken des Rassebegriffs sind verbreitet, konstruktivistische Auffassungen von Race sind gängig, ebenso verbreitet sind aber auch pragmatische und affirmative Verwendungen des Rassebegriffs durch Minoritäten, die sie als Identitätskategorien verwenden (Bös 2005; Brah/Phoenix 2004). Diese Konfiguration kontroverser Referenzen auf Race lädt zu Diskussionen ein, während der Terminus in Deutschland, weil er so stark tabuiert ist, die Problematik durch Entnennung lange Zeit dem Diskurs entzog. Im Sichtschatten dieser Tabus erhielt sich eine unterschwellige und unheimliche Kontinuität nicht nur eines verdeckt essentialistischen Verständnisses von Rasse, sondern auch der Selbstimagination als ethnisch homogener, 'weißer' Nation. Die sozialpsychologisch-diskurspolitische Konstellation, in der die Nicht-Thematisierung tabubelegter Vorstellungen von Differenz die Kontinuierung der Illusion ethnischer Homogenität ermöglicht, ist Symptom ungelöster Konflikte. Paradoxerweise ist es die gleiche Konstellation und der Hintergrund der verhängnisvollen Ideologie einer Volksgemeinschaft, die affirmative Begriffe kollektiver Identität für viele Feministinnen in Deutschland zutiefst suspekt gemacht hat – ob sie sich nun theoretisch auf den Dekonstruktivismus oder die negative Dialektik (Adorno) beziehen oder nicht. Die Referenzmöglichkeiten auf das, was 'Identität' genannt wird, sind historisch fragwürdig geworden. Zwar ist auch hier in jüngster Zeit ein zunehmender Rekurs of Identitätsterminologien zu registrieren, im feministischen Diskurs sind diese jedoch in der Regel eingebunden in dekonstruktive bzw. postkoloniale Ansätze, d.h. 'Identität' wird aufgerufen im Zeichen der Analyse ihrer Unmöglichkeit. Auffallend ist auch die wachsende Zahl von deutschsprachigen feministischen Publikationen zum Race-Begriff. Mein Eindruck, der allerdings noch empirisch fundiert werden müsste, ist, dass es nicht

3 Dies bedeutet nicht unbedingt, dass dies in allen Ländern auch gelungen ist – siehe dazu kritisch Lutz und Gawarecki (2005).

zuletzt die Triade von Race, Class, Gender und die Intersektionalitätsdiskussion waren, die den Raum für diese Auseinandersetzung geöffnet haben.

Resonanzräume – Räsonierräume

Obwohl in der feministischen Theorie das Konzept des 'situierten Wissens' (Haraway 1995) inzwischen zum *common sense* gehört und obgleich sich in jüngerer Zeit historiographische und komparative Publikationen zur Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung mehren, ist darin der Einfluss der soziokulturellen Kontextbedingungen auf feministische Theorien und Debatten vergleichsweise wenig reflektiert. Dies gilt auch für die deutschsprachige Geschlechterforschung. Dabei hat es schon früher Hinweise auf die Bedeutung solcher Einflüsse gegeben. So schreiben unter anderem die australischen Germanistinnen Silke Beinssen-Hesse und Kate Rigby in ihrem 1996 erschienen Buch *Out of the Shadows. Contemporary German Feminism*: „German feminist thinking has been articulated in the shadow not only of the internationally dominant francophone and anglophone variants of feminist knowledge, but also of Germany's fascist past. Indeed, the felt necessity of confronting this past has contributed to what is in our view one of the strenghts of German feminist theory, namely its characteristically historical and sociological perspective and concomitant stress on the importance of understanding the origins of one's ideas and taking responsibility for their political implications" (Beinssen-Hesse/Rigby 1996: VIII). Diese Einschätzung könnte anhand zahlreicher Beobachtungen bestätigt werden. Ein Beispiel ist die feministische Weiblichkeits- und Mütterlichkeitskritik der 1980er und frühen 90er Jahre, die meiner Wahrnehmung nach stark unter dem Einfluss historischer Erfahrungen bzw. Kolportagen gestanden hat. Lange Zeit, bevor dekonstruktivistische Zugangsweisen radikalisierend hinzukamen, hat es anti-essentialistische Auseinandersetzungen mit idealisierenden Konzepten von Weiblichkeit und Mütterlichkeit gegeben. Typische Einsatzpunkte der Kritik sogenannter 'differenztheoretischer' Ansätze waren der Verweis auf Klassenunterschiede, wenn es um die Frage der Verallgemeinerbarkeit von Aussagen über Besonderheiten des weiblichen Sozialcharakters oder Arbeitsvermögens ging. In Kritiken affirmativer Konstruktionen von Mütterlichkeit war dagegen der Hinweis auf den nationalsozialistischen Mütterlichkeitskult schnell zur Hand. In der Geschichtswissenschaft war es der 'Historikerinnenstreit', in dem die Debatte um die Nichtidealisierbarkeit unserer Mütter geführt wurde (im Überblick: Grossmann 1991; Kundrus 1996). Die feministische Forschung zu den Formen der Verwicklung von Frauen in die NS-Geschichte führte zu einer Reihe von

Differenzierungen. Unter anderem zu der Einsicht, dass die Vorstellungen von Weiblichkeit und Mütterlichkeit der Nazis und völkischer Gruppen durchaus nicht in allem den Klischees entsprachen, die in der damaligen feministischen Kritik nicht selten unterstellt wurden. Auch reflexiv, im Sinne einer nachträglichen Selbstbefragung der damaligen Aussagebedingungen feministischer Kritik, können diese Befunde produktiv gemacht werden: Vielleicht traf die frühere Weiblichkeitskritik ja weniger die *Wirklichkeit* der Nazi-Ideologien der 30er und frühen 40er Jahre, deren Nachhall oder Fortleben man in manchen 'differenztheoretischen' Ansätzen wiederzuerkennen befürchtete, sondern die eigenen Rückprojektionen von stereotypen Bildern der 50er Jahre in die Zeit des Nationalsozialismus.

Die subkutane Bedeutung solcher Rückprojektionen in der (feministischen) Theorie *und* ihrer Historiographie ist nicht zu unterschätzen. Die Berücksichtigung der Einflüsse des historischen Resonanzraums auf den aktuellen Räsonierraum, wie auch immer er im Einzelnen durch spezifische Aufmerksamkeitspolitiken strukturiert ist, hat weitreichende Konsequenzen. Unter anderem schränkt sie die fraglose Plausibilität von Konstrukten wie dem eines 'deutschsprachigen Diskurses' ein. Die Rede vom 'deutschsprachigen Diskurs' suggeriert eine sprachlich verbundene Einheit, dabei bezieht sie sich auf Länder und Hintergründe (Österreich, die Schweiz, Deutschland/West und Ost), die sich in vielerlei Hinsichten voneinander unterscheiden. Ich gehe davon aus, dass die Unterschiede der sozio-historischen Räume, in denen deutschsprachige feministische Theorie formuliert und artikuliert wird, die Fragestellungen und Zugangsweisen einfärben – trotz der großen Gemeinsamkeiten, die es zweifellos gibt (Knapp 2008). Für die Analyse des transnationalen und zugleich situierten Charakters des feministischen Diskurses ist die historische Kontextualisierung von Begriffen und Einsätzen der Kritik brisant: Die raum-zeitlichen Dimensionen der Frage, was ist das eigentlich, das da 'reist', wenn wir von den *travelling concepts* reden, erscheinen hier noch komplizierter. Wenn man Konzepte nicht abstrakt fasst, als Ideen oder kognitive Repräsentanzen von Problemen und Problematisierungen, herausgelöst aus ihrem politisch-sozialen Zusammenhang, und wenn man in Rechnung stellt, dass es historisch situierte Individuen und 'Denkkollektive' (Fleck 1999) sind, die sie hervorbringen und weitergeben, dann muss man auch ihr sozialpsychologisches Unterfutter in Rechnung stellen: die affektiven Besetzungen, Abwehren, Ängste, Identifikationen, die Größenbedürfnisse, Des-Illusionierungen und Kränkungen, die damit verbunden sind.

Wenn historische Resonanzräume auch unsere Wahrnehmungs- und Räsonierräume samt deren affektiven Besetzungen einfärben, dann stellt sich die Frage,

was passiert, wenn Begriffe und Begriffskonstellationen aus einem bestimmten Wahrnehmungs- und Artikulationsraum in einen anderen reisen. Inwieweit trennen sich Konzepte auf ihren Reisen nicht nur von den kognitiven Rahmungen, sondern auch von den sozialpsychologisch-kontextuellen Unterfütterungen, die mit ihnen verbunden sind? Wann wird etwas zum Beispiel auch anderswo als radikal, ansteckend und interessant wahrgenommen, und was bestimmt die Erschöpfung und das gefühlte oder tatsächliche Veralten von Begriffen und Begriffskonstellationen? Ich denke nicht, dass es allein die Zunahme der Quantität und Qualität des *Erforschtseins* einer Thematik ist, und auch nicht allein die Aufmerksamkeitskonjunkturen, die durch das Konkurrenz-Karussell angetrieben werden. Gibt es auch beim Reisen von Begriffskonstellationen – ähnlich, wie dies in der Sozialpsychologie für die transgenerative Übertragung historischer Traumatisierungen diskutiert wird – unterschwellige Weitergaben von Gefühlsbesetzungen, Delegationen, Ansteckungen? Wie ist der Zusammenhang zwischen der lokalen Konstitution von identifikatorisch besetzten Veränderungsbegehren und den begrifflichen 'Identi*fiktionen*', die auf Reisen gehen? Etwa aus einem Kontext, in dem Identitätspolitik kulturell selbstverständlich ist und politisch-institutionell gestützt wird (USA), in einen anderen, in dem das aus unterschiedlichen Gründen nicht oder weniger der Fall ist, etwa weil kollektive Identitätsbegriffe historisch kompromittiert sind? Über solche Fragen wissen wir in Bezug auf die Konzepte feministischer Kritik noch sehr wenig.

Es sind in der Regel vielreisende oder transnationale Wissenschaftlerinnen, die ein besonderes Sensorium für derartige Unterschiede haben. Auch wenn Ländervergleiche manchmal etwas typisierend wirken und Gefahr laufen, interne Differenzen auszublenden, können solche Wahrnehmungen 'von außen' wichtige Anstöße geben für die Selbstreflexion auf das jeweilige Verhältnis von Aussage und Aussagebedingungen. In der Sex/Gender-Debatte hat es einige Beobachtungen dieser Art gegeben, die sich vor allem auf den verdichteten Charakter des deutschen *Wortes* Geschlecht bezogen: auf der Folie der Sex/Gender-Unterscheidung wurde die Bedeutungsverdichtung zunächst als Differenzierungsbarriere wahrgenommen, im theoretischen Durchgang durch die erkenntnistheoretische Problematik einer Unterscheidung von Sex und Gender wurde der deutsche Geschlechtsbegriff dann – nicht zuletzt von anglophonen Theoretikerinnen – wegen seiner verdichteten Qualität gerühmt, da er geeignet schien, problematisch gewordene Duale, wie das einer Trennung von körperlichem und sozialem Geschlecht, zu unterlaufen (Scott 2001).

Myra Marx Ferree, die in langjähriger Forschungsarbeit Spezifika des deutschen und US-amerikanischen Feminismus erforscht hat, spricht in ihren Vergleichen

von unterschiedlichen Rahmungen (*framings*) in den jeweiligen feministischen Diskursen und im politischen Agendasetting (Ferree 2006). Unter 'Rahmungen' versteht sie die Prozesse diskursiver Problembestimmung und die daraus resultierende Ableitung von Lösungsvorschlägen und Forderungen. *Frames* schweben dabei nicht im luftleeren Raum als bloße Denkmöglichkeiten, sondern sie sind eng verbunden mit den organisationalen Strukturen und institutionalisierten Formen von Interessenvertretung. Rahmungen entstehen interaktiv, in Auseinandersetzungen um Deutungsmacht, die ihrerseits auf spezifische politisch-kulturelle Traditionen und Artikulationsbedingungen verweisen. Während sich nach ihrer Beobachtung das politische *framing* feministischer Gleichheitsforderungen in Deutschland aufgrund einer stärker sozialdemokratisch als liberalististisch geprägten Tradition tendenziell an dem Muster von Class orientiere, sei es in den USA eher das bürgerrechtliche Politikmuster von Race, das dem politischen Agenda-Setting und der damit verbundenen feministischen Diskussion eine spezifische Grundausrichtung gebe. Für die sich erweiternde Europäische Union beobachtet Myra Marx Ferree eine Kombination aus beiden Elementen (Ferree 2006). Derartige Hinweise sind extrem wichtig. Zum Verständnis der Artikulationsbedingungen feministischer Kritik gehören eben nicht nur die reisenden Deutungen bzw. Theorien, sondern auch ihre in Auseinandersetzungen sich vollziehenden Adaptationen an spezifische lokale Kontextbedingungen. Politische *Framingprozesse* sind ein besonders geeignetes Feld, um die translokalen und situierten Bestimmungsmomente feministischer Kritik zu fassen.

Ausblick

Es liegt ein Unterschied ums Ganze vor, zwischen dem schnell reisenden 'Mantra' 'raceclassgender', das mit leichtem Gepäck unterwegs ist, und den kontextsensiblen Übersetzungen und den methodologischen Herausforderungen intersektioneller Analysen, die heute auf der Agenda stehen. Es sollte deutlich geworden sein, dass die zeitliche Ökonomie doxographischen Erwähnens eine andere ist als die des Gebrauchens von Begriffen, die einen sofort in zeitraubende und verlangsamende Aktivitäten theoretischer Reflexion und empirischer Vergewisserung verwickelt, die ein bisschen dem ähneln, was Freud als 'Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten' bezeichnet hat. Im Feld der Theorie geschieht das über historische Rekonstruktion, Kontextualisierung und Vergleiche auf beiden Ebenen: Auf der *sozialontologisch* genannten Ebene dessen, was 'ist' und auf der *epistemologischen* Ebene der Frage, wie wir auf etwas schauen. Und, in einer selbstreflexiven Wendung gälte es auch die Frage einzubeziehen, wie beide

Ebenen in der gegenwärtigen Kultur und Gesellschaft miteinander verbunden sind und die eigenen Aussagebedingungen bestimmen.

Während Besonderheiten des historischen Kontextes es zunächst auszuschließen scheinen, dass die Triade von Race, Class und Gender im deutschsprachigen Feminismus auf ein breites Echo stößt, ist es – aus einer allgemeineren Perspektive betrachtet – die gleiche Geschichte, die die Programmatik intersektioneller Analysen von Herrschaft und Ungleichheit zu einem bedeutsamen kritischen Projekt werden lässt. Ich möchte noch einmal an die 'großen Fragen' erinnern, die durch diese transatlantische Reisende im deutschen bzw. europäischen Kontext evoziert wurden. Ursprünglich entwickelt, um die Sozialstruktur der US-amerikanischen Gesellschaft zu erfassen, ist sie auf ihrer transatlantischen Reise zu einem kritischen Spiegel der Neuen Welt für das alte Europa geworden. Als systematische Analyseperspektive betrachtet, fordert die Triade von Race, Class und Gender zu einer Re-Inspektion der europäischen Moderne auf. Wie artikuliert sich die Dialektik der Modernisierung im historischen Zusammenhang der Entfaltung einer expansiven kapitalistischen Ökonomie, der politisch-kulturellen Entstehung von mehr oder weniger kriegerischen Nationalstaaten und den darin eingebetteten bürgerlich-androzentrischen Formen von Herrschaft? Ein tiefenscharfes und umfassenderes Bild dieser Gesellschaftsgeschichte würde die enge und widersprüchliche Gleichzeitigkeit zwischen historischen Verheißungen von Gleichheit und individuellen Rechten auf der einen und politisch-wissenschaftlichen wie ökonomischen Diskursen und Praxen auf der anderen Seite fokussieren, die Differenzen und Ungleichheiten entlang der Achsen von Geschlecht/Sexualität, Klasse, Rasse und Ethnizität erfinden, institutionalisieren, legitimieren, missbrauchen und ausbeuten. Eine solche Sicht könnte dazu beitragen, die falschen Verallgemeinerungen und die Selbsttäuschungen zu korrigieren, die Theorien der europäischen Moderne so oft begleiten, und sie könnte die Fähigkeit kritischer Selbstreflexion fördern, die in einer sich globalisierenden Welt zu den Grundkompetenzen gehört.

Literatur

Acker, Joan (2003): 'The continuing Necessity of 'Class' in Feminist Thinking', In: G. A. Knapp und A. Wetterer (Hg.) Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 49-73.

Anderson, Benedict (1983): Imagined Communities Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London/New York: Verso.

Beck, Ulrich (2002): Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bednarz-Braun, Iris und Ulrike Heß-Meining (Hg.) (2004): Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag.

Beinssen-Hesse, Silke und Kate Rigby (1996): Out of the Shadows. Contemporary German Feminism. Melbourne: Melbourne University Press.

Bös, Mathias (2005): Rasse und Ethnizität. Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag.

Bose, Christine und Kim Minjeong (Hg.) (2009): Global Gender. London: Routledge (im Erscheinen).

Brah, Avtar und Ann Phoenix (2004): 'Ain't I a Woman? Revisiting Intersectionality', Journal of International Women Studies 5 (3), S. 75-86.

Brown, Wendy (1995): States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity. Princeton: Princeton University.

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. New York/London: Routledge.

– (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

– (1994): 'Against proper Objects', In: differences. A Journal of Feminist Cultural Studies 6/2+3, S. 1-26.

Corsani, Antonella (2004): 'Wissen und Arbeit im kognitiven Kapitalismus. Die Sackgassen der politischen Ökonomie', In T. Atzert und J. Müller (Hg.) Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 156-175.

Crenshaw, Kimberle (1991): 'Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics and Violence Against Women of Color', Stanford Law Review 43 (6), S. 1241-1299.

Davis, Angela Y. (1981): Women, Race and Class. New York: Random House.

Derrida, Jaques (1990): 'Some Statemens and Truisms about Neologisms, Newisms, Postisms, Parasitisms and other Small Seismisms', In: D. Carroll (Hg.) The States os 'Theory. History, Artand Critical Discourse. Stanford: Stanford University Press, S. 63-95.

Ferree, Myra Marx (2006): 'Framing Equality: The Politics of Race, Class, Gender in the US, Germany and die Expanding European Union', In: S. Roth (Hg.), Women's Studies in Europe triennial conference (IAOFE.WUSE), Lodz, Polen, August 2006.

Fleck, Ludvik (1999): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Frerichs, Petra (1997a): Klasse und Geschlecht 1: Arbeit, Macht, Anerkennung, Interessen. Opladen: Leske und Budrich.

Frerichs, Petra und Margareta Steinrücke (1997b): Klasse, Geschlecht, Kultur. Dokumentation eines Workshops anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Instituts zur Erforschung sozialer Chancen ISO am 8. November 1996 in Köln.

Frerichs, Petra (2000): Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit, In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 52, S. 36-59.

Frerichs, Petra und Margareta Steinrücke (Hg.): Klasse, Geschlecht, Kultur, Berichte des ISO, Köln, S. 63-79.

Grossmann, Atina (1991): Feminist Debates about Women and National Socialism, In: Gender and History, 3, S. 350-358.

Haraway, Donna (1995): Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: D. Haraway: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a. M.: Campus, S. 73-98.

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hill Collins, Patricia (1990): Black Feminist Thought. London: Routledge.

– (1998): Fighting Words: Black Women and the Search for Justice. Minneapolis: University of Minnesota.

– (1999): 'Moving Beyond Gender: Intersectionality and Scientific Knowledge', In: M. M. Ferree, J. Lorber und B. Hess (Hg.) Revisioning Gender. London: Sage, S. 261-285.

Klinger, Cornelia, Gudrun-Axeli Knapp und Birgit Sauer (Hg.) (2007): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt a. M./ New York: Campus.

Klinger, Cornelia und Gudrun-Axeli Knapp (Hg.) (2008): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Knapp, Gudrun-Axeli (2003): 'Aporie als Grundlage. Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation', In: G.-A. Knapp und A. Wetterer (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster: Westfälisches Dampdboot, S. 240-266.

– (2005): 'Race, Class, Gender: Reclaiming Baggage in Fast Travelling Theories', The European Journal of Women's Studies 12 (3): S. 249-267.

– (2008): 'Verhältnisbestimmungen: Geschlecht, Klasse, Ethnizität in gesellschaftstheoretischer Perspektive', In: C. Klinger und G.-A. Knapp (Hg.): ÜberKreuzungen: Fremdheit, Ungleichheit, Differenz, Münster: Westfälisches Dampfboot, (im Erscheinen).

Kundrus, Birthe (1996): 'Frauen und Nationalsozialismus. Überlegungen zum Stand der Forschung', In: Archiv für Sozialgeschichte, 36, S. 481-499.

Lutz, Helma und Kathrin Gawarecki (2005): 'Kolonialismus und Erinnerungskultur. Die Kollonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen und niederländischen Einwanderungsgesellschaft, Bremen: Waxmann.

Martins, Herminio (1974): 'Time and Theory in Sociology', In: J. Rex (Hg.): Approaches to Sociology – An Introduction to major trens in British Sociology, London: Routledge and Kegan Paul, S. 246-294.

Rademacher, Claudia und Peter Wiechens (Hg.) (2001): Geschlecht, Ethnizität, Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz: Opladen.

Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.) (2006): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004, 2 Bde, Frankfurt a. M./New York: Campus.

Said, Edward (1983): The Words, The Text and The Critic. Cambridge: Harvard UP.

Scott, Joan (2001): 'Millenial Fantasies: The Future of 'Gender' in the 21st Century', In: C. Honegger und C. Arni (Hg.), Gender – die Tücken einer Kategorie. Beiträge zum Symposion anläßlich der Verleihung des Hans-Siegrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott, Zürich: Chronos, S. 9-37.

Slaughter, Sheila und Larry L. Leslie (1997): Academic Capitalism: Politics, Policies and the Entrepreneurial University. Baltimore: Johns Hopkins UP.

The Combahee River Collective (1982): 'A Black Feminist Statement'. In G. Hull u.a. (Hg.): All the Women are White, all the Blacks are Men, but some of us are brave: Black Women's Studies, Old Westbury, NY, S. 13-22.

Unesco World Report (2005): Towards Knowledge Societies. (http://unesdoc.unesco.org/images/0014/001418/141843e.pdf).

Walgenbach, Katharina, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm (Hg.) (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich Verlag.

Paula Villa

In Bewegung bleiben: Feministische Vorstellungen intellektueller Mobilität zwischen soziologischer Moderne und kritischer Postmoderne[1]

> 'Französische Touristin, halbnackt mit ihrem arabischen Geliebten in einem Viertel von Chueca fotografiert. Amerikanische Batterien füttern englische Haushaltsgeräte in Neu Guinea. Arabisches Benzin füttert amerikanische Autos in Südafrika. Italienische Pizza füttert italienische Kinder in Italien. Irakische Kinder, dem Krieg entflohen, erhalten kein Visum im amerikanischen Konsulat von Ägypten, um sich Disneyland anzusehen'.
>
> *Jorge Drexler, Disneylandia, LP Doce Segundos de Oscuridad; 2006, eig. Übers.).*

GPS, Routenplaner, einfache Landkarten tun es auch – ebenso, zumindest früher oder für manche, Spuren im Sand, die Gestirne oder der Kompass. Wie und womit auch immer, es gilt: Wer mobil ist, braucht Orientierung. Um zu wissen, wo man hinkommt, sollte man wissen, woher man kommt – um zu wissen, wo man derzeit ist. Wo dies nicht der Fall ist, gerät die Reise zum riskanten Abenteuer – ob gewollt oder nicht. Diese alltägliche Annahme funktioniert nur, sofern vorausgesetzt wird, dass in der Bewegung, in der Mobilität selbst, die Orientierung nicht mehr, oder doch zumindest nicht fraglos und automatisch, gegeben ist. Sich nicht – mehr – selbstverständlich auszukennen ist eine, womöglich krisenhafte, Dimension von Mobilität. Die Umwelt gerade dadurch besonders gut zu erkennen aber auch. Wer sich orientieren muss, der oder die schaut besonders genau hin. 'Befremdung' als

1 Dieser Beitrag stellt eine überarbeitete Version einiger früherer Texte dar (vgl. insbes. Villa 2006a). Er basiert zudem auf meiner Antrittsvorlesung im Rahmen des Habilitationsverfahrens an der Philosophischen Fakultät der Leibniz-Universität Hannover im Mai 2007. Ich danke Silvia Braslavsky, Michael Cysouw, Barbara Duden, Ute L. Fischer, Sabine Hark, Kerstin Jürgens, Gudrun-Axeli Knapp, Ruth Mayer und Thomas Mergel für vielerlei Anregungen und Unterstützungen bei 'der Habil'. Ich danke zudem Imke Schminke für die kritische Durchsicht des Textes.

intellektuelle Ressource? Mobilität und Verlust der intuitiven Orientierung als Freiheit? Genau dies postulieren einige Zugänge, die mit den Chiffren Fremdheit und Nomadin Standpunkte der Reflexivität benennen. Die theoretisch produktive Reflexion des Fremdseins, d.h. die z.T. bewusst gewählte Befremdung als kritisch-feministische Haltung, das ist die Existenzberechtigung der 'Nomadin' als heterotope Figur, um die es in meinem Beitrag vor allem gehen soll.

Im Folgenden werde ich zunächst wesentliche soziologische Perspektiven zum 'Fremden' resümieren. Im Anschluss möchte ich rekonstruieren, was eine *feministische* Nomadin charakterisiert und inwiefern diese ein *befremdetes* Subjekt ist. In der Zusammenschau beider Stränge wird deutlich, dass es kein Zufall ist, dass ausgerechnet die Nomadin auserkoren wurde, eine feministische Subjekt-Vision für die Gegenwart zu sein. Sie führt eine moderne Ambivalenz fort, die in der gleichzeitigen Furcht vor den und Faszination mit den Fremden (Münkler/Ladwig 1998) liegt, diese aber postmodern wendet.

Am Ende steht ein knappes, ebenso kritisches wie anerkennendes Resümee der Theoretisierung von Befremdung und permanenter Mobilität als kritischer Strategie. Zu fragen ist nämlich, ob die ultramobile Nomadin nicht in bedenkenswerter Weise mit den ökonomisch motivierten Imperativen neoliberaler Gouvernmentalitäten konvergiert.

1 Sich des *eigenen* Verstandes bedienen zu müssen und deshalb zu können: Der soziologische Fremde als Figur der Moderne

Für Georg Simmel ist der Fremde in seinem 1908 erschienen Exkurs zunächst definiert als 'der, der heute kommt und morgen bleibt' (Simmel 1992: 764).[2] Fremde sind also nicht Gäste, die heute kommen und morgen gehen, sie sind auch nicht ferne Wesen in der Ferne, die etwa da bleiben, 'wo sie hingehören'. Vielmehr ist der Fremde für Simmel ein „Teil der [jeweiligen, P.-I.V.] Gruppe selbst" (ebd.: 765). Fremde müssen nah sein, um als Fremde wahrgenommen zu werden. Denn nur so, als Teil des 'Eigenen', können Andere überhaupt als relevant wahrgenommen werden: Die müssen für uns einen Unterschied machen. Fremde sind, so Simmel weiter, zwar Teil einer Gruppe, ihre 'immanente Gliedstellung' ist aber 'zugleich ein Außerhalb und Gegenüber' (ebd.). Denn der Fremde war nicht schon immer da und genau diese Zeitlichkeit macht ihn fremd. So verkörpert der Fremde eine eigentümliche Gleichzeitigkeit von Nähe und Ferne.

2 Für einen gründlichen Überblick und kritische Diskussion der nachfolgenden soziologischen Positionen vgl. auch Reuter 2002.

Diese Eigentümlichkeit macht den Fremden in der Simmelschen Typisierung ausgesprochen mobil, und zwar ebenso wörtlich (also materiell-räumlich) wie, vor allem, metaphorisch im Sinne einer geistigen Beweglichkeit. Da der Fremde kein fixer, inhärenter Bestandteil der Gruppe ist bzw. keine eindeutige Verortung in ihr hat, ist er ebenso darauf *angewiesen*, sich in ihr zu bewegen, wie er die Freiheit hat, dies zu tun – er ist der 'schlechthin bewegliche' (ebd.: 766). Der Fremde ist, so muss man folgern, ein wurzelloser Mensch. Logischerweise ist er auch für Simmel 'seiner Natur nach kein Bodenbesitzer' (ebd.: 766), wobei Boden von Simmel auch ideell gemeint ist – der Fremde ist auch sozial und kulturell gewissermaßen frei schwebend. Dies liest sich, wie ich noch zeigen werde, bei Alfred Schütz und erst recht bei Robert Park ganz anders. Bei Schütz und Park sind nämlich Fremde *ent*wurzelte Menschen. Fremde sind, so könnte man neusoziologischer formulieren, qua Definition durch ihre Exklusion inkludiert. Eine knappe Passage im ohnehin kurzen Exkurs von Simmel macht dies deutlich: Fremde sind insofern immer inkludiert bzw. 'nah', als sie das 'allgemein Menschliche' mit allen verbindet (ebd.: 769). Doch das verbindet alle mit allen bzw. 'sehr Viele' (ebd.). Und genau das macht den Fremden 'fern' (ebd.) – die Nähe gründet sich auf die Zugehörigkeit zur Menschheit, die Fremdheit bzw. Ferne auf der Nicht-Zugehörigkeit zur spezifischen Gruppe in ihrer Eigenart bzw. Differenz (vulgo: wir sind alle gleich, doch manche sind gleicher).

Festzuhalten ist zunächst, dass für Georg Simmel der Fremde das Resultat sozialer Wechselwirkungen ist: Ein Fremder zu sein, ist keine Eigenschaft von Menschen, sondern ein Effekt von gesellschaftlichen 'Relationen'. Diese – wiederum neusoziologischer gesprochen – interaktive und intersubjektive Perspektive liegt allen soziologischen Überlegungen zum Fremden und zur Fremdheit zugrunde. Fremd zu sein ist demnach eine soziale Existenzweise; eine soziale Position, die man nur mit der Hilfe der Nicht-Fremden, der Einheimischen erlangen kann bzw. durch deren Zutun einnehmen muss. Damit hat Simmel einen wesentlichen, auch politisch relevanten Punkt der sozialen Erzeugung von Fremdheit und von Fremden benannt: Fremdheit ist Teil des Eigenen. Mehr noch, das Eigene kann gar nicht ohne das Fremde definiert werden: „Sage mir, wen Du für fremd hältst und ich sage Dir, wer Du sein willst" (Hahn 1997: 115). Simmel selbst hat über diesen Zusammenhang, vor allem hinsichtlich der Rolle, die Projektionen und ideologische Konstruktionen dabei spielen, nicht weiter nachgedacht.[3] Zygmunt

3 Dieser Aspekt – das Fremde im Eigenen bzw. das Eigene im Fremden im Sinne projektierter und verdrängter, wirkmächtiger kollektiver Konstruktionen – wird von Simmel nicht explizit ausbuchstabiert. Doch es ist gerade interessant, darauf gehe ich im Text noch

Bauman – ein dezidiert postmoderner Autor – hingegen wendet sich diesen Aspekten zu, darauf werde ich noch eingehen. Für Simmel jedenfalls ist der Fremde in gewisser Weise ein Eindringling – auch wenn er in sozialen Beziehungen erst zu einem Fremden wird. Er ist einer, der nicht schon immer da war und von dem man zunächst nicht so recht weiß, inwiefern er nicht oder doch Teil einer Gruppe ist. Doch es ist genau diese Ambiguität, die das Fremdsein ausmacht. Und zwar in einem weiteren, von Simmel nicht systematisch explizierten Sinne: Der Fremde kann auch nicht-dazu-gehören-*wollen*, jedenfalls nicht in der Weise, wie es von ihm erwartet wird. Genau durch die Verweigerung kann man in die Position des Fremden geraten. Simmel beschreibt nämlich nicht nur den Fremden, er bewertet darüber hinaus auch: Der Fremde ist gut, denn er ist reflektiert. Er „übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser, misst sie an allgemeineren, objektivierenden Idealen und ist in seiner Aktion nicht durch Gewöhnung, Pietät oder Antezedentien gebunden" (Simmel 1992: 767). Für Simmel hat der Fremde also keine partikulare, gemeinschaftliche, lebensweltliche Zugehörigkeit und er strebt diese – anders als der Fremde bei Schütz – auch nicht zwingend an. Und das macht ihn wohl wiederum fremd. Mit Simmel ist es also möglich, Fremdheit auch als bewussten oder unbewussten Akt der Desidentifikation zu denken. Eine Praxis, die das Kantsche Diktum ernst nimmt, sich des 'eigenen Verstandes zu bedienen' (Kant 1784: A481f.) und damit eine Weigerung darstellt, die (sozialen) Dinge, wie sie sind, hinzunehmen und sich ihrem Gegebensein hinzugeben. Wer nicht mit den Partikularitäten und Eigenheiten einer Gruppe verstrickt ist, der kann diese Eigenheiten als *Eigenheiten* entlarven. Wer der Evidenz des Gegebenen und des Faktischen nicht aufsitzt, ist reflexiver. Genau hieran knüpfen die feministisch-kritischen Visionen wie die der Nomadin an: Die mehr oder minder bewusste Des-Identifikation mit dem Gegebenen ermöglicht eine Distanz zum fraglos Gegebenen der Lebenswelt (Schütz), die die Bedingung der Möglichkeit von Reflexivität und Kritik ist.

Wer in dieser Distanz lebt, ob gewollt oder ungewollt, ist aber zugleich auch gefährdeter, dies hat Simmel scharfsinnig erkannt und nachdrücklich formuliert (vgl. Simmel 1992: 770). Denn die reflexive Ungebundenheit, damit auch die Freiheit, die der Fremde als Typus verkörpert, macht ihn für diejenigen, die sich in der Sicherheit wiegen, ihre soziale Welt sei die einzig mögliche, verdächtig. Der

---

ein, dass eine (kulturelle?) Homogenität der 'jeweiligen' Gruppe angenommen wird. Bei anderen, späteren Autoren spielt diese Dimension eine wichtige Rolle, so exemplarisch im Spektrum der post-colonial studies/theories (vgl. Ashcroft/Griffiths/Tiffin 2006), im deutschsprachigen Raum insbes. bei Bielefeld 1998, der eine psychoanalytisch inspirierte Perspektive verfolgt.

Fremde verkörpert, so kann man es auch sagen, die Kontingenz des Sozialen, die scheinbar für viele schwer erträglich ist.

Befremdlicherweise unterstellt Simmel in seiner Konzeption eine homogene Gruppe. Als genuin moderner Autor ging er von einer kulturell und sozial homogenen, nationalstaatlich verfassten Gesellschaft aus: Gesellschaft als Gemeinschaft gewissermaßen – und dies trotz seiner eigenen leidvollen und entwürdigenden Erfahrungen mit dem bildungsbürgerlichen Antisemitismus an deutschen Universitäten, der ihn zeitweilig zu einem Fremden machte oder machen wollte.[4] Er reproduziert unbefremdet den modernen Diskurs zur westeuropäischen Nationenbildung; ein Diskurs, der – entgegen vieler Evidenzen und unter Zuhilfenahme z.T. gewaltförmiger politischer Maßnahmen – die Nation als 'Gemeinschaft erfindet' (Anderson 2005): Der westeuropäische Nationalstaat gründet in widersprüchlicher Weise auf der Idee einer lebensweltlich im engen Sinne integrierten Gemeinschaft. Widersprüchlich, gar paradox ist dieser Prozess der Nationalstaatenbildung, weil, dies zeigen viele historische Arbeiten, in diesem Prozess universale Menschen gleichzeitig zu partikularen Staatsbürgern werden.[5] Fremde sind, so die moderne Semantik, die auch unser Denken hier und heute (noch?) durchzieht, diejenigen, die *nicht* Staatsbürger einer partikularen Nation sind.

Für den Soziologen der 'Chicago School' Robert E. Park ist der Fremde, der 'marginal man' denn auch in diesem Sinne folgerichtig der Immigrant, der deutsche 'Ausländer'. Für Park steht die moderne Großstadt, konkret das Chicago des frühen 20sten Jahrhunderts, im Mittelpunkt. Die moderne Großstadt ist der Kristallisationspunkt sozialen Wandels, in ihr treffen MigrantenInnen aufeinander, die sich – so Park – kulturell fremd sind, da und insofern sie aus verschiedenen Nationen kommen. Für Park erzwingen Migration und internationale Mobilität die Reflexivierung der Lebenswelten; die eingewanderten Menschen sind gezwungen, ihre eigenen Werte und sozialen Verortungen selber in die Hand zu nehmen. Auch 'der Jude' taucht bei Park wieder als ambivalenter und faszinierender Typus des Fremden auf. Und auch Park unterstellt den Juden eine freiere und aufgeklärtere Haltung: Sie sind rationaler, säkularer, kosmopolitischer. „The emancipated Jew was and is, historically and typically the marginal man, the first cosmopolite and citizen of the world. He is, par excellance, the 'stranger'" (Park

4 Vgl. Lichtblau 1997.

5 Vgl. für eine ausführlichere Darstellung dieses Zusammenhangs im soziologischen Lichte Nassehi 1995.

1964). Doch letztlich geht es auch den Juden bei Park um die Assimilation, die endgültige und richtige Ankunft in der 'neuen' Gruppe.

Die befremdliche Annahme kulturell-normativ kohärenter und evidenter Gruppen, denen gegenüber jemand in ebenso evidenter Weise fremd ist, wird bei Alfred Schütz deutlich ausbuchstabiert. Ihm geht es um das Selbstverständnis des Fremden als handelnde Person, um das Erleben der Fremdheit als 'individuelle Krisis' (Schütz 2002: 73; 80). Die Krise liegt darin, dass Fremde die Lebenswelt der Gruppe, der sie zunächst als Fremde gegenüberstehen, schlicht nicht teilen. Fremdheit bezieht sich bei Schütz, wie bei Simmel, auf die Nicht-Teilhabe an einer durch Sozialisation bzw. Herkunft gegebenen quasi-natürlichen Sicherheit der sozialen Welt. Fremde haben keinen eigenen Platz in der sozialen Topographie einer spezifischen sozialen Konstellation – und demnach besteht die Annäherung an eine Gruppe, die Schütz den Fremden unterstellt, vorrangig darin, sich einen Platz in dieser zu suchen. Fremde sind zunächst ortlos, sie sind für die einheimische Gruppe geschichtslos. Dies hatte, wie beschrieben, schon Simmel als Gefahr der Be-Fremdung ausgemacht, nämlich die Entindividuierung durch die Subjektposition 'Fremder'.

Mit Schütz gesprochen, sind die lebensweltlichen Sinnhorizonte – das, was heute lebensweltlich inflationär als 'Kultur' apostrophiert wird – für die 'Einheimischen' fraglos gegeben, ihr durch Sozialisation und Praxis erworbenes Rezeptwissen ist üblicherweise unproblematisch. Fremden geht genau dieses ab, denn sie stammen, so Schütz, aus einer *anderen* Lebenswelt. Ihr Rezeptwissen, ihre Sinnhorizonte sind andere. Deshalb haben Fremde ein 'hermeneutisches Problem' (Bauman 1998: 27) bei der Annäherung an eine Gruppe: Sie verstehen nicht und werden nicht verstanden (Schütz 2002: 78). Einer anderen Lebenswelt anzugehören, so muss man Schütz verstehen, bedeutet in einer radikal anderen Welt zu leben. Für Schütz ist das auch wörtlich gemeint, denn ein prominentes Beispiel hierfür ist bei Schütz die Sprache. Diese versteht er vor allem als Speicher von Kultur, als komplexes Sinnreservoir, bei der „jeder Satz und jedes Wort" (Schütz 2002: 85) vieldeutig ist. Trotzdem ist Schütz davon überzeugt, dass eine Lebenswelt eine Sprache spricht, und zwar in einem evident eindeutigen Sinne. Sein Anliegen ist es eben nicht, die Destabilisierung von sprachlichem Sinn theorietechnisch produktiv anzuerkennen, sondern – im Gegenteil – zu zeigen, wie daraus lebensweltliche Ordnung entsteht. Für Schütz ist Sprache die 'kondensierte Geschichte einer Kultur', sie ist „mit einem Hof emotionaler Werte und irrationaler Implikationen, die selbst unaussprechlich bleiben, umgeben" (Schütz 2002: 85ff.). Dem entspricht die heute alltagsweltlich beliebte Annahme,

Kulturen fühlten und dächten radikal unterschiedlich, und dies spiegele sich in der jeweiligen (eben ganz anderen) Sprache. Und gern auch umgekehrt: weil Menschen unterschiedliche Sprachen sprechen, sind sie verschieden im Denken, Fühlen und Handeln. So gesehen, konvergieren die phänomenologische Soziologie des Fremden von Schütz und heutige kulturnominalistische Diskurse, die in ihrer Version light von Multikulturalität sprechen und in ihrer Version strong von einem zerstörerischen und gefährlichen 'clash of cultures'. Die Schützsche Homogenitätsunterstellung in Bezug auf die normative, auch an der Sprache angeblich ersichtlichen, Integration partikularer 'Kultur- und Zivilisationsmuster' (Schütz 2002: 87) ist in der Bundesrepublik weithin hegemonial. Heutige Debatten um Leitkultur, Integration und Zuwanderung satteln – immer wieder und quasi von rechts nach links in gleicher Weise – auf die Ideologie 'einer' Sprache auf.

Für Schütz ist die Assimilation das Ziel, denn nach ihm kann ein Fremder überhaupt nur derjenige sein, „der von der Gruppe, welcher er sich nähert, dauerhaft akzeptiert oder zumindest geduldet werden möchte" (Schütz 2002: 72). Diese Anerkennung, so Schütz durch den gesamten Text, muss zwingend ein Assimilationsprozess seitens des Fremden sein. Eine Anerkennung in der (kulturellen) Differenz ist mit Schütz nicht zu denken, eine befremdete Zugehörigkeit ebenso wenig. Dabei liegt auch bei Schütz die Faszination des Fremden darin, dass er durch den Verlust präreflexiver Orientierungen alles in Frage stellen muss, d.h. reflexiver ist: Der idealtypische Fremde ist „wesentlich der Mensch, der fast alles, was den Mitgliedern der Gruppe, der er sich nähert, unfraglich scheint, in Frage stellt" (Schütz 2002: 80).[6]

Die durch Schütz formulierte Argumentation im Horizont der Homogenität und der letztlich nur darauf begründbaren sozialen Ordnung ist eine exemplarisch *moderne* Theorietechnik. Auch bei Simmel hatte ich gezeigt, inwiefern sein Porträt des Fremden an moderne Vorstellungen von – vor allem nationalstaatlich – verfassten Kollektiven anknüpft: Gesellschaft wird als 'kulturell' homogene Gemeinschaft verstanden, und es scheint allen Beteiligten klar zu sein, wer ganz oder nicht bzw. nicht ganz dazu gehört. Auch wenn bei Simmel der Assimilationsdruck im Text nicht so beherrschend ist wie bei Schütz, so ist auch bei Simmel impliziert, dass Kollektive 'eigentlich' homogen sind – und Fremde eine zwar

6 Bei Bauman steht dieser Skeptizismus hinsichtlich seiner Bedrohungsdimension für diejenigen, die es sich im ontologisierten 'Denken-wie-üblich' (Scheler nach Schütz 2002: 79ff.) eingerichtet haben, im Mittelpunkt der Ausführungen zum Fremden.

faszinierende und systematische, aber doch anomische Begleiterscheinung dieser Gesellschaftsgemeinschaft. Zu dieser Beschreibung gehört aber auch die Faszination für den Fremden als notwendigerweise rationaler, reflexiver und geistig beweglicher als diejenigen, die in ihrer lebensweltlichen Sicherheit auf tradierte Vorurteile und unhinterfragte Gewohnheiten bauen können. So gesehen, sind mobile Fremde in den Beschreibungen der modernen Klassiker prädestinierte Träger einer genuin modernen aufgeklärten Vernunft.

Andererseits aber, und dies ist nur durch eine geschlechtertheoretisch justierte Brille zu erkennen, hätten Simmel und Schütz auch in ihrer Zeit darauf kommen können, dass sich jeweilige 'Kreise' oder 'Lebenswelten' mitnichten für alle ZeitgenossenInnen als (hinreichend) homogen, kohärent, inklusiv darstellen. Nicht alle waren gleichermaßen heimisch im Eigenen: So kommt etwa in den Arbeiten von Virginia Woolf, die bekanntermaßen in den 1910er bis 1930er Jahren schrieb, eine deutliche Befremdung an der eigenen sozialen Welt zutage. Von ihr stammt die geradezu leitmotivische Formulierung: „[A]ls Frau habe ich in Wahrheit gar kein Land, als Frau möchte ich kein Land haben. Als Frau ist die ganze Welt mein Land" (Woolf 1978: 120). Für Woolf gibt es derart wenig soziale Anerkennung für (selbstständige) Frauen, dass sie – auch ohne es zu wollen – zu Fremden werden müssen: Frauen sind gewissermaßen die unsichtbaren Zaungäste jeglichen intellektuellen, politischen, künstlerischen Geschehens, die sich darum einen *eigenen* Raum schaffen müssen. Auch Hedwig Dohm, eine der spitzesten Federn der ersten Frauenbewegung in Deutschland, formuliert in verschiedenen Texten die spezifisch weibliche Erfahrung der Befremdung: „Umdornt von Vorurtheilen bleiben sie [die Frauen, d.V.] Fremdlinge der Menschheit, und leben ein fremdes, nicht ihr eigenes Leben; arme Luftschifferinnen, die man nicht landen läßt, wo blühende Gestade ihnen winken. [...] Und darum ist das Wesen fast aller begabten Frauen unserer Zeit Sehnsucht und Melancholie." (Dohm 1899: 392)

2 Produktive Verkörperung der Kontingenz: Postmoderne Figurationen des Fremden

Der Soziologe Zygmunt Bauman (vgl. Junge/Kron 2007) reflektiert in seinen Ausführungen kritisch das implizite Homogenitäts-Apriori moderner Theorien und Ordnungen im Rahmen seiner Auseinandersetzung mit der Figur des Fremden als typisch moderne Erscheinung (Bauman 1998: 31ff.): Waren vormoderne Gemeinschaften noch von einer 'dichten Sozialität' (ebd.: 31) gekennzeichnet, die nur einen 'marginalen Platz für die kaum bestimmbaren Fremden' (ebd.: 32)

ließen, so schafft die Moderne mit ihren Nationalstaaten die Fremden, die sie angeblich 'außen' erst vorfindet. Denn nur die kulturellen, ethnischen, sprachlichen Homogenisierungen, die – faktisch – den westeuropäischen Nationalstaaten zugrunde liegen, inthronisieren Uniformität als Idealzustand des Nationalstaates und Assimilation als deren Herstellungsmodus (ebd.: 36ff.).

Fremde sind nun insofern irritierend, suspekt und bedrohlich als ihre Unbestimmtheit das 'Scheitern' moderner Ordnung verkörpert: Es kann eigentlich nicht sein, was nicht sein darf, nämlich dass jemand nicht *eindeutig* irgendwo hingehört.[7]

Soziale Ordnung, die wesentlich darum bemüht ist, Menschen in Gruppen, Typen und (Nicht-)Zugehörige zu klassifizieren, kann ebenfalls immer nur vorläufig erzeugt werden. Sie produziert immer auch ihr bedrohliches 'Andere'. Damit ist die Ver-Anderung, das Fremdmachen als sozialer Mechanismus ein Akt der Herrschaft; was weder Simmel noch Schütz oder Park auch nur ansatzweise betrachtet haben. Fremde, so Bauman, bringen das wir/sie, das Freund/Feind-Schema durcheinander, weil sie weder das eine noch das andere sind (Bauman 1998: 18; 31). Bei Bauman ist der Fremde in seiner ganzen Ambivalenz die Verkörperung von Kontingenz. Fremde decken die Fragilität scheinbar sicherer Unterscheidungen auf.

Dies ist, so Bauman, einerseits bedrohlich – vor allem politisch und hinsichtlich spezifischer Vorstellungen von sozialer Ordnung. Doch andererseits gehören Erfahrungen der Kontingenz, der Vorläufigkeit und Situiertheit lebensweltlichen Wissens auch für Bauman zu den prototypischen Erfahrungen der Gegenwart, nämlich als postmoderne Sozialität. „Postmoderne bedeutet eine entschlossene Emanzipation von dem charakteristisch modernen Drang, die Ambivalenz zu überwinden und die monoseme Klarheit der Selbigkeit zu fördern" (Bauman 2005: 160). Für Bauman liegt die Postmoderne – als gesellschaftliche Verfasstheit wie als subjektive Erfahrung – in der Anerkennung von Differenz und in der Einsicht in die Unmöglichkeit endgültiger, quasi-ontologischer Wissensbestände. Das 'postmoderne Wissen' (Lyotard 2006) weiß um seine eigene Bruchstückhaftigkeit, Episodenhaftigkeit und Kontextabhängigkeit (Bauman 1997: 21). Und dies spiegelt sich gerade auf der individuellen, der Identitätsebene: Das spezifisch postmoderne Problem der Identität besteht „darin, die Festlegung zu vermeiden und sich die Optionen offen zu halten" (Bauman 1997: 133). Und während folgerichtig für Bauman das moderne Leben – auch als Selbstverwirklichung

7 Diese Eindeutigkeit liegt, so Bauman, in der dualistischen Chiffre Freund/Feind. Fremde sind demgegenüber eine Figur des Dritten (vgl. Bauman 1998: 23).

bzw. biographische Identität – einer 'Pilgerreise' (ebd.: 136ff.) gleicht, bei der man sich auf die beinah schon religiös anmutende Reise nach sich selber macht, treffen für postmoderne Biographien eher die Modi des Vagabundierens, Spielens, Spazierens und touristischen Flanierens zu (Bauman 1997: 149ff.). „Wohin der Vagabund sich auch wendet, er bleibt ein Fremder" (ebd.: 154). Die Nomadin ist das weibliche Pendant zu genau diesen Figuren, sie ist die Dame im postmodernen Gruppenbild.

3 Die Nomadin: Eine feministische Figuration von Mobilität

Die Nomadin wurde im engeren, d.h. hier bibliographischen Sinne 1994 von der kosmopolitischen Philosophin Rosi Braidotti in gut (de)konstruktivistischer Manier ebenso gesichtet wie entworfen. Für Braidotti, die selbst in Australien, Italien, den USA und den Niederlanden aufgewachsen ist bzw. jeweils Phasen ihres Lebens verbringt, ist der 'Nomadismus' als dauerhafter Trans-Zustand theoretisch gewendete Lebenserfahrung. Als „Figuration eines Subjekts, welches auf jegliche Idee, Begehren oder nostalgische Bezugnahme auf Fixiertheit verzichtet" (Braidotti 1994: 22, eig. Übers.[8]) ist die Nomadin ein explizit feministisches Subjekt. Sie ist – als explizit normatives, gar politisches Angebot im Sortiment gegenwärtiger Subjektpositionen (ebd.: 4f.) – eine heterotope Metapher. Heterotop ist die Nomadin, insofern sie dezidiert keine Utopie sein will, die sich auf ein angebliches Außen zu den bestehenden Verhältnissen beruft. Im Gegenteil greift Braidotti auf reale, im Herzen gegenwärtiger Vergesellschaftungsmodi angesiedelte Erfahrungen von 'real-life women' (ebd.: 165) zurück, deren faktische intrasubjektive Differenzen sie theoretisiert: Die Heterotopie bestünde demnach darin, eine Subjektfiguration anzubieten, die das, was bereits ist, jedoch durch 'falsche' Abstraktionen und Verallgemeinerungen überblendet wird, systematisch ernst nimmt: „the differences within each single woman, understood as the complex interplay of differing levels of experience, which defer indefinitely any fixed notion of identity" (ebd.: 178) gilt es stark zu machen. So stark, dass sie für eine andere, neue Subjektfiguration reichen. Das nomadische Subjekt ist Braidottis Vision für zeitgenössische Subjekthaftigkeit im Allgemeinen und von Frauen im Besonderen. Gegenwärtig heißt hier in zweifacher Hinsicht postmodern: einerseits als spezifisch historischer Moment, andererseits als Bezeichnung für Denkstile, Lebensformen und Identitätsentwürfe.[9]

8 Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Übersetzungen von mir, d.V.

9 Vgl. für diese Unterscheidung – in postmodernity und postmodernism – Villa 2008.

Das Begehren der Nomadin richtet sich, so Braidotti, auf eine „Identität, die aus Übergängen, sukzessiven Verschiebungen und koordiniertem Wandel besteht" und „die sich ohne bzw. gegen essentielle Einheit formiert" (ebd.: 22). Das nomadische Subjekt ist demnach keines, das werden muss, was es immer schon war. Es ist immer im Fluss, niemals ein mit sich identisches Ich; im Gegenteil: Es ist ein Subjekt, das sich bewusst befremdet und desidentifiziert. Nomadisch ist es also in zweifacher Hinsicht: Es kann nicht bei sich selbst ankommen, nicht mit sich identisch werden *und* es kann keine soziale Heimat im oben beschriebenen, soziologischen Sinne bewohnen. In Braidottis Augen ist sich die Nomadin also der – im Prinzip immer gegebenen, doch häufig (ideologisch) unsichtbar gemachten – Kontingenz und der prozessualen Positionalität von Identität bewusst. Nomadinnen leben zudem – und zwar gewollt, wenn auch nicht immer gern – in einem zeit-räumlichen Provisorium (ebd.: 16; 22). Sie schlagen ihre Zelte überall auf und sind dort, d.h. überall, gleichermaßen zu Hause bzw. gleichermaßen fremd: „The nomad carries her/his essential belongings with her/him wherever she/he goes and can recreate a home base anywhere" (ebd.: 16). Genau das unterscheidet sie von MigrantenInnen oder ExilantenInnen: sie *kann* und will ihre Zelte überall aufschlagen können, sie wird nicht dazu verurteilt, getrieben, gezwungen. Und genau das unterscheidet sie auch vom 'Chor der Opfer' (Thürmer-Rohr 1992: 122) anderer Entwurzelungsdiagnosen feministischen Denkens.[10]

Im Sinne der soziologischen Klassiker und ihrer Begriffe des Fremden stilisiert Braidotti die Nomadin als 'kritisches Bewusstsein' (Braidotti 1994: 5), wobei das kritisch-reflexive Potenzial der Nomadin weniger auf materialer Durchquerung realer Landschaften beruht, sondern vielmehr von der 'Subversion gesetzter Konventionen' (ebd.) gekennzeichnet ist, die sich aus der Ambivalenz weiblicher Subjektivität in der (Post-)Moderne ergeben. Das nomadische Subjekt, welches Braidotti zeichnet, ist eine heterotope Figur insofern, als sie eine Narration der Selbsterschaffung darstellt. Anders nun als die soziologischen Klassiker verortet Braidotti die Nomadin als dezidiert postmoderne Subjektivität in einer dezidiert postmodernen Welt (vgl. z.B. Braidotti 1994: 32). Die Nomadin wäre demnach die Frau, die im postmodernen Männerbund à la Bauman fehlt: „[D]er Spaziergänger, der Vagabund, der Tourist und der Spieler zusammen [bilden]

10 Allerdings zeigen eine Reihe aktueller, auch empirischer, Arbeiten an der Schnittstelle von Migrations- und Geschlechterforschung, dass auch Migrantinnen oder Sexarbeiterinnen keinesfalls durchgängig fremdbestimmte Opfer sind. So müsste über die von Braidotti gezogene Charakterisierungstrennlinie zwischen Migrantinnen und Nomadinnen weiter diskutiert werden (vgl. Andrijasevic 2007).

die Metapher für die postmoderne Strategie mit ihrer Furcht vor Gebundenheit und Festlegung" (Bauman 1997: 149). Wie der Baumansche Spieler sichergehen muss, 'dass dies 'einfach nur ein Spiel' ist' (ebd.: 161), interveniert die Nomadin im Sinne des 'als-ob'. Wie der Baumansche Vagabund bleibt auch die Nomadin immer (ein wenig) fremd (ebd.: 154). Eben weil kein Ort sicher ist, kann das Unterwegs-Sein als Ressource geschickt eingesetzt werden; Ortlosigkeit wird zur Beweglichkeit und diese zur kritischen Taktik.

Diese Konvergenz ist nicht beliebig: Die Erfahrung der Unwirtlichkeit der sozialen Behausungen ist ein zentraler Topos feministischer (bzw. wohl überhaupt kritisch-intellektueller) Existenz. Eine entsprechende systematische Genealogie der Ortlosigkeit und Dissidenz als feministische Erfahrung und Strategie steht zwar noch aus, doch lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass verschiedene Formen 'dissidenter Partizipation' (Hark 2005) zentrale Strategien feministischer Praxen darstellen. Insofern Feminismus – welcher Ausprägung auch immer – stets Kritik an bestehenden (Ungleichheits- und Herrschafts-)Verhältnissen meint und weil FeministenInnen auf der Suche nach einem besseren Leben unkonventionelle Denk- und Lebensweisen entwickeln, bedeutet feministisch zu sein, bisherige Heimaten und nur scheinbar heimelige Orte wie Familie, Nachbarschaft usw. zu verlassen. Gesellschaften, die Frauen qua Geschlecht abwerten und verunsichtbaren, machen es diesen schwer, es sich in ihnen allzu gemütlich einzurichten. Dies gilt selbstredend nicht in einem biologischen Sinne für 'die' Frauen an sich, sondern für diejenigen, die diese Konstellationen entsprechend reflektieren. Und auch deshalb ist die Nomadin keine Jederfrau, sondern die bewusst gewählte Lebensweise und Einstellung politisierter Personen. Feministische Frauen, womöglich inzwischen auch Männer, mach(t)en sich also auf den Weg, um Orte zu (er)finden und zu bauen, die sich als Heimat besser eignen als die bereits gebauten Orte. Gerade die zweite Frauenbewegung, insbesondere in Deutschland, hat mit ihrem dichten Netz an vielfältigsten Projekten eine Vielzahl solcher Räume geschaffen – ganz im Sinne Virginia Woolfs Forderung nach den 'rooms of one's own'. Die Figur der Nomadin steht in dieser Tradition, sie wendet diese jedoch gänzlich produktiv und entzaubert sie zugleich: Die Nomadin weiß, dass kein neuer Ort auf Dauer gänzlich 'Heimat' werden kann. Jeder Ort hat, dies weiß die Nomadin, wiederum Beengungen. Jeder Raum wird von TürsteherInnen kontrolliert, immer wieder bleiben Personen außen vor. Beide Absetzbewegungen – die Abkehr vom Glauben an Utopien und vom Glauben an einen 'objektiv' richtigen Ort, mit dem man sich gänzlich und endgültig identifizieren könnte – stellen Kernelemente postmoderner Denkweisen dar. In diesem Sinne ist die

Nomadin eine paradigmatische postmoderne Vision. Sie richtet sich im Vorläufigen und Prozessualen ein, eben ohne Nostalgie für 'das Fixe'. Sie weiß um die Kontextabhängigkeit von Wissen und Strategien, weiß um die Konstruiertheit 'sozialer Tatsachen' – und um die Konstruiertheit der eigenen Identität.

Zusammenfassend also: Die Nomadin ist ein Subjekt, das sich ihrer Kontextabhängigkeit bzw. Kontingenz nicht nur voll bewusst – und damit womöglich postmodern – ist, sondern daraus auch Kapital schlägt. Sie macht aus der Not der Entfremdung die Tugend der klarsichtigen Befremdung. Nomadische Subjekte beziehen ihre (vermeintliche) Identität aus der Reise selbst und nicht aus der projizierten Ankunft in einem sicheren Hafen und auch nicht aus der trauernden Sehnsucht nach einer früheren Heimat.

4 Conclusio: Beweglich bleiben, Ambivalenzen aushalten

In zweifacher Hinsicht ist nun wichtig zu sehen, dass die Nomadin *ein Subjekt* ist. Das ist keineswegs trivial: Zunächst sind Subjekte im Sinne post-strukturalistischer Perspektiven keine empirischen Personen. Und in sozialwissenschaftlicher Hinsicht sind Subjekte auch nicht die Schützschen, Garfinkelschen, Goffmanschen Personen, d.h. handelnde Menschen in komplexen Lebenswelten. Subjekte sind, hier argumentiere ich mit Foucault und Butler, 'Diskursgelegenheiten' (Butler 2001: 15f.). Sie sind 'sprachliche Kategorien' (ebd.), diskursive Orte, die Individuen zu besetzen gezwungen sind. Menschen sind also keine Subjekte im strengen Sinne, sondern Menschen, die beständig versuchen, Subjekte zu sein – und daran immer scheitern müssen, wie die Butlerschen Überlegungen nahe legen. Das notwendige Scheitern von Menschen an der vollen Subjektwerdung liegt nämlich darin begründet, dass die Subjektsemantik brutal unterkomplex bzw. brutal differenzlogisch ist. Die sozialen 'Titel', die Subjektstatus verleihen, sind häufig, aber nicht immer, binär kodiert und folgen einer Verwerfungslogik. Das, was verworfen wird, um ein Jemand zu sein (Frau, Akademiker, Schwuler usw.), ist zugleich konstitutiv für die Identität: Ich bin jemand, insofern ich ein anderes nicht bin. Nun wissen wir alle selbstverständlich, dass wir realiter nie aufgehen in einem Titel, den wir dennoch anzunehmen gezwungen sind, um intelligibel zu sein. Jeder Wissenschaftler ist immer auch Sohn, Partner, Sportler, Kandidat usw. Sozial intelligible diskursive Platzhalter sind soziologisch außerordentlich relevant, weil sie die sozial intelligiblen Titel sind, unter denen wir als reale Individuen im Mikrozensus, im Pass, bei der (Nicht-)Wahrnehmung der Bürgerrechte, beim Arbeitsamt, bei der Beantragung von Visa, im Marketing und in Umfragen, beim Einwohner- und beim Kfz-Amt, bei der Einstufung ins

BAT-System usw. zu firmieren gezwungen sind. Sie sind die ordentlichen Plätze des gesellschaftlichen Daseins, an denen Individuen sich aufzuhalten haben. Und doch sind diese Plätze realiter unbewohnbar schmal. Manchmal mörderisch schmal, wie die historisch langlebige diskursive Scheidung von Juden und Deutschen bezeugt.

Worauf ich zum Abschluss hinweisen möchte, das ist die Frage, was die wichtige analytische Unterscheidung von Subjekt und Person für die Nomadin bedeutet. Wenn die Nomadin eine Subjektfiguration ist, dann ist sie ein Angebot des Diskurses. Ein kritisch gemeintes, ein heterotopes womöglich, d.h. ein 'Jenseits im Diesseits'. An wen richtet sich diese Anrufung dann, und – sozialwissenschaftlich wie ich meine noch wichtiger – wer kann sich dieser Anrufung zuwenden? Wer kann es sich leisten, eine nomadische Subjektposition einzunehmen? Wer kann tatsächlich einen Weg jenseits bereits beschrittener Pfade gehen *und* dadurch soziale Anerkennung erlangen? Zum einen dürfte dies an den nach wie vor notwendigen Identitätsparametern scheitern, die auch in postmodern verfassten Gesellschaften für Menschen lebenswichtig sind. Subjektposition und individuelle Identität sind zwar faktisch nicht deckungsgleich, aber sie werden als kohärent angenommen. Das kollidiert bisweilen mit der Vorstellung von Fragmentierung und beständigem Wechsel. Der Imperativ der andauernden Mobilität ist gerade gegenwärtig ein außerordentlich problematisches Kennzeichen neoliberaler Gouvernementalität: Als Zwilling der ebenso gepriesenen Flexibilität ist Mobilität zum Maßstab einer – letztlich ökonomisch bemessenen – adäquaten Person und Lebensführung geworden. „Heute gilt Stabilität immer schon als Erstarrung" (Lemke 2004: 82), die den Erfordernissen der permanenten Selbstoptimierung (vgl. Bröckling 2007) im Wege steht. Wer nicht mobil und flexibel ist, der oder die ist nicht zeitgemäß in der Lage, sich selbst als Ressource zu 'managen'. Ganz konkret bedeutet dies beispielsweise, dass wer nicht bereit ist, seinen oder ihren Wohn- und Lebensort in den Dienst der Marktlogik zu stellen, das berufliche Nachsehen hat. Im feministischen Kontext formulierte bereits 1996 Ellen Mortensen ihre Kritik am 'dynamischen Imperativ' der feministischen Theorie und wies dabei auch auf die Gefahr von Erschöpfung hin. Diese Gefahr macht im Übrigen auch Bröckling für das 'unternehmerische Selbst' aus (Bröckling 2007: 289). Die Frage also, ob es kritisch-feministischen Anliegen nicht auch gut tun würde, sich einzurichten – in eigenen Räumen –, um dort auch langfristig zu bleiben, sich auszuruhen, Traditionen und Routinen miteinander zu entwickeln, diese Frage steht weiterhin im Raum und ich halte sie derzeit, angesichts allseitiger Erschöpfungen und Getriebenheiten, für umso drängender.

Zudem ist und bleibt die Möglichkeit, zwischen und jenseits eindeutiger Diskursorte tatsächlich zu 'wohnen', weiterhin eine materielle Frage. Andererseits also ist die Nomadin eine Frage des Geldes, der Gelegenheiten, der Anerkennung und der Verfügung über Ressourcen im weitesten Sinne. Aus der Not der Marginalisierung und der Nicht-Zugehörigkeit die Tugend der Schläue zu machen und daraus noch Profit zu schlagen, das bleibt, fürchte ich, den monetär erfolgreichen – feministischen? – Powerfrauen vorbehalten. „The nomad has no passport – or too many of them" schreibt Braidotti (1994: 33) verklärend in Bezug auf ihre Nomadin. Angesichts der realen politischen Vorgänge wie der EU-Erweiterung, die mit der Abschottung des 'alten Europas' einhergeht, an dessen Grenze afrikanische Menschen im Ozean ertrinken; angesichts der Abschaffung der doppelten Staatsbürgerschaft in der BRD und angesichts von enorm ungleichen Globalisierungseffekten ist dies ein zugleich positiv-utopisches *und* zynisch-elitäres Bild. Die enthaltene Utopie ist, wie gezeigt, nicht neu: Desidentifikation und ständiges In-Bewegung-bleiben sind schon lange bewusste Strategien der (auch feministischen) Kritik. Christina Thürmer-Rohr hat dies mit folgenden schönen Worten auf den Punkt gebracht:

> „Die Identität, die wir haben, ist unsere Geschichte. Und diese führt Frauen weder in Heimat noch in Freiheit, nicht zu Erfahrungen des Wiedererkennens, kaum in Räume der Erinnerung. Meine 'Identität' wird nicht fragwürdig, sie ist es längst; ich werde nicht heimatlos, sondern bin es längst. Meine Sehnsucht bleibt vorstellungslos und ohne Vor- und Rückversicherung. Vagabundieren wird zum Symbol eines Lebensversuchs, der an Vertrautes nicht anknüpft, der Vertrautes nur zum Anlass nimmt, falsche Heimstätten wieder zu verlassen. [...] Mich nicht einfangen lassen. Ein Weg zwischen Erschöpfung und Neugierde. Eine andere Liebe zum Leben" (Thürmer-Rohr 1992: 8).

Literatur

Anderson, Benedict (2005): Die Erfindung der Nation: Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Andrijasevic, Rutvica (2007): 'Das zur Schau gestellte Elend. Gender, Migration und Repräsentation in Kampagnen gegen Menschenhandel', In: Transit Migration Projektgruppe (Hg.) Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Rändern Europas. Bielefeld: Transcript, S. 121-140.

Ashcroft, Bill, Gareth Griffiths und Helen Tiffin (Hg.) (2006): The Post-Colonial Studies Reader. 2nd Edition. Oxford et al: Routledge.

Bauman, Zygmunt (1997): Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition.

– (1998): 'Moderne und Ambivalenz', In: U. Bielefeld (Hg.) Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt?, Hamburg: Hamburger Edition, S. 23-49.

– (2005): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg: Hamburger Edition.

Bielefeld, Ulrich (1998): 'Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären', In: ders. (Hg.) Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt? Hamburg: Hamburger Edition, S. 97-128.

Braidotti, Rosi (1994): Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory. New York: CUP.

– (1995): 'Nomadic Subjectivity: A Feminist Perspective', In: C. Honegger et al (Hg.) Gesellschaften im Umbau. Identitäten, Konflikte, Differenzen, Zürich: Seismo, o.S.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

Dohm, Hedwig (1899): Schicksale einer Seele. Roman. Berlin: S. Fischer.

Frankenberg, Ruth (1995): White Women, Race Matters: The Social Construction of Whiteness. Minneapolis: University of Minnessota Press.

Drexler, Jorge (2006): Disneylandia, LP Doce Segundos de Oscuridad. Warner Music Latina.

Hahn, Alois (1997): 'Partizipative Identitäten', In: H. Münkler und B. Ladwig (Hg.): Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit, Berlin: Akademieverlag, S. 115-159.

Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

Junge, Matthias und Thomas Kron (Hg.) (2007): Zygmunt Bauman – Soziologie zwischen Postmoderne, Ethik und Gegenwartsdiagnose. Wiesbaden: VS Verlag.

Kant, Immanuel (1784): 'Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?', Berlinische Monatsschrift. Dezember-Heft 1784, S. (A) 481-449.

Lemke, Thomas (2004): 'Flexibilität', In: U. Bröckling et al (Hg.) Glossar der Gegenwart. Frankfurt a. M: Suhrkamp, S. 82-88.

Lichtblau, Klaus (1997): Georg Simmel. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

Lyotard, Francois (2006; frz. Orig. 1979): Das postmoderne Wissen. Wien: Passagen Verlag.

Mortensen, Ellen (1996): Butches and Nomads: The dynamic imperative in feminist theory. In: NORA – Nordic Journal for Womens Studies 1, S. 53-62.

Münkler, Herfried und Bernd Ladwig (Hg.) (1998): Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin: Akademie Verlag.

Nassehi, Armin (1995): 'Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Betrachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen', Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 47 (1995): S. 443-463.

Park, Robert E. (1964; Orig. 1928): 'Cultural Conflict and the Marginal Man', In: Race and Culture. Essays in the Sociology of Contemporary Man. London: Free Press of Glencoe, S. 345-356.

Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie. Bielefeld: Transcript.

Schütz, Alfred (2002; Orig. 1944): 'Der Fremde. Ein sozialpsychologischer Exkurs', In: P.-U. Merz-Benz und G. Wagner (Hg.) Der Fremde als Sozialer Typus. Klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen, Konstanz: UVK, S. 73-92.

Simmel, Georg (1985; Orig. 1890-1911): Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter. Herausgegeben von Heinz-Jürgen Dahme und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt a. M: Suhrkamp.

– (1992; Orig. 1908): 'Exkurs über den Fremden', In: G. Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe Band II, Frankfurt a. M: Suhrkamp, S. 764-771.

Thürmer-Rohr, Christina (1997): Die unheilbare Pluralität der Welt – Von Patriarchatskritik zur Totalitarismusforschung. Online unter: http://web.fu-berlin.de/postmoderne-psych/berichte2/thuermer_rohr.htm (letzter Zugriff am 6.3.2009).

– (1992): Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin: Orlanda.

Villa, Paula-Irene (2006a): 'Fremd sein – schlau sein? Soziologische Überlegungen zur Nomadin', In: W. Gebhardt und R. Hitzler (Hg.): Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 37-50.

– (2008): 'Zygmunt Bauman und die Geschlechterforschung: Eine viel versprechende Liaison?', Österreichische Zeitschrift für Soziologie 4/2008: S. 45-61.

Woolf, Virginia (1978): Drei Guineen. München: Frauenoffensive.

Helma Lutz/Kathy Davis

Biographische Grenzüberschreitungen und feministische Imagination: Avtar Brah, Seyla Benhabib und Rosi Braidotti[1]

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erschienen zwei 'Fremde' auf der wissenschaftlichen Bühne – die Soziologie und die Frauen (Wobbe 1997). Georg Simmel (1908) brachte in seiner Einführung in die Soziologie, einer damals neuen wissenschaftlichen Disziplin, die Figur des Fremden ein, in der Absicht, über einen inklusiven Disziplinentwurf den Entwurzelten der akademischen Welt eine Heimat zu bieten. Fast ein halbes Jahrhundert später griff die Soziologin Viola Klein (1946) dasselbe Thema auf und bemerkte, dass der überproportional hohe Anteil von Frauen unter diesen 'heimatlosen' SoziologInnen kein Zufall sei.

„The humanitarian interest which is the starting point of social research provides the backdoor through which women could slip into public life" (Klein zitiert in Wobbe 1997, 12). Sowohl die Affinität zwischen diesen drei Figuren – der Soziologie, den Frauen und dem Fremden – als auch ihre (nicht) akzeptierten Schnittpunkte bilden den Ausgangspunkt unserer Überlegungen.

Fremde in der Soziologie

Soziologen wie Simmel (1908), Schütz (1971/1940) und Bauman (1990) haben zu unterschiedlichen Zeiten das Thema des Fremden aufgegriffen, ohne ihre eigenen biographischen Entwurzelungen explizit zu theoretisieren. Simmel verweist auf 'den Juden' als den Fremden *par excellence*, den immerwährenden Wanderer, der, heute kommend und morgen bleibend, eine inkongruente und undefinierbare Einheit zwischen Nähe und Distanz vergegenwärtigt. Schütz schreibt über den Fremden als Exilanten und für Bauman wird der Fremde über den Gegensatz zum Freund konstruiert, als ein Feind, dessen Schicksal von denjenigen abhängt, die über die Macht der Klassifikation verfügen. In den Abhandlungen dieser Autoren über den Fremden werden eigene persönliche Erfahrungen des

1 Dies ist die Übersetzung einer gekürzten Fassung unseres Artikels: 'Traveling theorists. On biographical border crossing and feminist imagination.', Amsterdams Sociologisch Tijdschrift 29, 2002, S. 38-58.

beruflichen, bürgerlichen oder nationalen Ausschlusses, der Verfolgung oder des erzwungenen Exils nicht thematisiert.[2] Sie sprechen diese Erfahrungen in ihrer Arbeit nicht explizit an, noch erwähnen sie diese als Impuls für die Wahl ihrer wissenschaftlichen Themen. Für Simmel sind die *Gedanken* des Denkers, das, was in der Wissenschaft zählt, nicht seine *biographischen Anekdoten* (Simmel zitiert bei Rammstedt 1995: 280), und diese anti-biographische Haltung hat über lange Zeiträume die Wissensproduktion in der Soziologie nachhaltig geprägt.

Erst in jüngster Zeit wurde diese unausgesprochene Regel gebrochen, als eine Reihe männlicher Autoren wie Edward Said oder Stuart Hall und andere begannen, ihre Erfahrungen als 'Fremde' beim Schreiben explizit zu benennen und zu nutzen. So schreibt Said zum Beispiel in der Einleitung zu seinem bekannten Werk *Culture and Imperialism*: „The last point I want to make is that this book is an exiles's book" (1994: xxx). Said verweist anschließend nicht nur auf seine eigene Geschichte der Migration von Palästina nach Ägypten bis in die USA, sondern auf den Einfluss seiner biographischen Erfahrungen auf seine Arbeit. Seiner Meinung nach konnte das Buch nur von jemandem geschrieben werden, der auf beiden Seiten der imperialen Kluft verortet ist (im 'Westen' und in der 'Restwelt'). Said berief sich explizit darauf, die Mittlerposition einzunehmen, um auf diese Weise die Geschichte des Imperialismus zu verstehen sowie besonders gute Einblicke in das Leben an den Rändern *und* im Zentrum zu generieren. Das Exil verhalf ihm zu einer positiven Identität, „a salutary alternative to the normal sense of belonging to only one culture and feeling a sense of loyalty to only one nation, (...)" (ebd.: xxxi). Wo Alfred Schütz den Orientierungsverlust und die Beeinträchtigung der Identität betont, die zu ertragen der Fremde im Exil verurteilt ist, entwickelten Said und andere das Konzept des Fremden auf eine andere, integrierende Weise; sie entschieden sich dafür, ihre biographischen Wanderungen zum Ausgangspunkt ihres Werkes zu machen und nutzten die Diaspora als eine (persönliche und politische) Ressource. Mittlerweile haben viele in der Diaspora lebende Intellektuelle wie Stuart Hall, Homi Bhabha oder Kwame Appiah sich darauf berufen, als 'vertraute Fremde' zugleich im 'Innen' und im 'Außen' zu leben. Deshalb können sie in der Lage sein, kritisch über Bedingungen des Exils und Machtbeziehungen im Kontext von postkolonialen

2 Simmel musste sich mit Antisemitismus an der Universität auseinandersetzen, als ihm aufgrund eines antisemitischen Gutachtens ein Lehrstuhl in Heidelberg verweigert wurde. Schütz und Bauman mussten zu unterschiedlichen Zeiten aufgrund von Judenverfolgung ihr Herkunftsland verlassen und im Exil leben (siehe Rammstedt 1995; Landmann 1958).

und Post-Sklavenhaltergesellschaften zu reflektieren sowie über die Distanz zur 'Heimat' und das damit verbundene Gefühl, nie vollständig angekommen zu sein, nachzudenken.

Die Frau als Fremde

Während männliche Soziologen mit der Vorstellung des Fremden in ihrer Mitte kämpften, entwickelten feministische Theoretikerinnen eine andere Debatte, die sich ebenfalls auf diesen Topos bezog. Diesmal war die Fremde die 'Frau', als urbildlich 'Andere' zum Mann, die außerhalb der Institutionen und Werte der patriarchalen Kultur steht. Der Begriff der Frau als der Anderen wurde von Philosophinnen wie Simone de Beauvoir (1949) und Julia Kristeva (1986) entwickelt, die Frauen als Musterbeispiel für alle marginalisierten, ausgeschlossenen oder diskriminierten Gruppen verstanden. Mittlerweile haben viele feministische Wissenschaftlerinnen sich auf das Thema der Fremden bezogen, um die Position der Frauen als Andere mit den Erfahrungen von Diaspora, Exil und Nomadismus zu verbinden. Gayatri Spivak (1999), Floya Anthias und Nira Yuval-Davis (1992), Sarah Ahmed (2000), Caren Kaplan und Inderpal Grewal (1994) und viele andere befassten sich mit Migration und Exil, mit dem Reisen und dem Spannungsverhältnis zwischen 'Heimat' und 'Zugehörigkeit', indem sie ihr Verständnis von Geschlecht und Macht mit den Erfahrungen des Fremdseins verknüpften.

Anders als frühere Soziologen zögerten diese feministischen Theoretikerinnen nicht, sich auf eigene Migrations- und Exilerfahrungen zu berufen. Sie nahmen in ihre Werke explizite Verweise auf ihr Leben auf, die oft über die von Simmel abgelehnten 'biographischen Anekdoten' hinausgingen und stattdessen die Reflexion ihrer Biographie zum Ausgangspunkt ihrer Theoriebildung erklärten. Nachdrücklich griffen sie die Position der Fremden auf. Ihre Migrationsbiographie verlieh nicht nur ihrer wissenschaftlichen Kritik zusätzliche Glaubwürdigkeit, sondern die offensive Wendung des Stigmas 'Entwurzelung' befähigte sie, eine Sprache zu entwickeln, die ihren – andernfalls eher durch Machtlosigkeit, Einschränkung und Mangel an Wahlmöglichkeiten gekennzeichneten – Erfahrungen einen Funken von Empowerment und manchmal auch Glamour verleihen konnte.

In diesem Artikel stellen wir drei bekannte feministische Theoretikerinnen vor, deren Arbeiten über mobile, Grenzen überschreitende Frauen einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Debatte geleistet haben – Avtar Brah, Seyla Benhabib und Rosi Braidotti. Jede von ihnen hat eine Metapher – Diaspora, Exil, Nomadismus

– theoretisch entwickelt, die den Topos 'Frauen' mit dem des 'Fremden' verbindet. Dadurch haben sie einen theoretischen Rahmen erzeugt, der es ermöglicht, über die Migrationserfahrungen von Frauen und ganz allgemein über den fruchtbaren Impuls dieser Erfahrungen für die kritische feministische (und soziologische) Wissenschaft nachzudenken. Jede Theoretikerin hat im Laufe ihres Lebens vielfältige Grenzüberschreitungen erlebt, auf die sie sich in ihrer Arbeit mehr oder weniger explizit bezieht. Bei dem Blick auf diese 'reisenden Theoretikerinnen' geht es uns nicht nur um die Verflechtungen zwischen biographischen Erfahrungen und theoretischer Arbeit, sondern auch um die Analyse der Theoriedebatte über den/die FremdeN.

Die Interviews[3]

'Holding it all together': Avtar Brah über Diaspora

Die Soziologin Avtar Brah ist Professorin am Birkbeck College der Universität von London. Sie war Mitglied des Redaktionskollektivs der Zeitschrift *Feminist Review* und eine der Initiatorinnen der Einführung des Differenz- und Rassismusthemas in die feministische Debatte. In ihrer Essaysammlung *Carthographies of Diaspora* entwickelte Brah das Konzept des 'diaspora space' als intersektionellen Ansatz, der die einander überkreuzenden, sich wechselseitig verstärkenden Verbindungen zwischen Klasse, Geschlecht, Ethnizität, Sexualität, Nationalität und Kultur fokussiert. Dieses Werk hat mittlerweile in der feministischen Debatte über Migration, Nationalismus, Identitätsentwicklung und Globalisierung großen Einfluss gewonnen.

„My whole life has been marked by diasporic inscriptions. I have had 'homes' in four of the five continents – Asia, Africa, America and now Europe", schreibt Brah in der Einleitung ihres Buches *Carthographies of Diaspora* (Brah 1996: 1). Sie habe sich die typische Frage vieler MigrantInnen stellen müssen: Wann wird aus einem Wohnsitz eine 'Heimat'? Brah wurde im indischen Bundesstaat Punjab geboren. Im Alter von fünf Jahren zog sie mit ihren Eltern in das 'Land der unbegrenzten Möglichkeiten' Uganda, Ostafrika, wo ihr Vater sein Glück suchte. Sie erinnert sich, wie traurig ihre Mutter darüber war, „einen Teil von sich in Indien zurückzulassen", ihre beiden ältesten, bereits verheirateten Töchter.

3 Alle drei Interviews wurden im Sommer und Herbst 1999 geführt.

Mit siebzehn bekam Brah ein Stipendium an der Universität von Kalifornien, Berkeley. Der Stipendiumsausschuss habe sie gefragt, ob sie sich selbst als Afrikanerin oder Inderin sehe. Das Aussehen[4] sei für die weißen, männlichen amerikanischen Mitglieder des Ausschusses von großer Bedeutung gewesen und wurde nicht mit Afrika verbunden (ebd.: 2). In den USA wurde Brah aktiv in der Studentenbewegung, beteiligte sich an Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg, an Boykotts von GewerkschaftsaktivistInnen und an anti-rassistischer Politik. Ihre Rückreise nach Uganda („Ich hatte mir selbst nie vorgestellt, für immer im Westen zu bleiben. Ich fühlte mich verpflichtet, in mein Land zurückzugehen, sozusagen um Gutes zu tun" Brah in Davis/Lutz 1999) unterbrach sie für einen kurzen Urlaub bei ihrem Bruder in Großbritannien und diese Unterbrechung sollte – wie sich später herausstellte – für immer sein. Idi Amin war durch einen Militärputsch im Januar 1971 in Uganda an die Macht gekommen und verwies alle AsiatInnen des Landes.[5] Brahs Zwischenstopp wurde zum Asyl und Großbritannien das Land ihres ständigen Wohnsitzes. Sie war seitdem nie wieder in Uganda.

Ihre ersten Begegnungen in Großbritannien veränderten ihr Leben radikal. „Within weeks of being in London I had been called a 'Paki'[6]. I had arrived in Britain as a young adult – my sense of myself fairly secure. Yet I had been outraged, mortified and, most importantly, temporarily *silenced* by this racist onslaught" (Brah 1996: 9). Dadurch, dass sie nicht länger eine ausländische Studentin und damit temporäre Besucherin, sondern plötzlich eine marginalisierte Andere war, geriet sie unwiderruflich in die Verstrickungen der imperialen Geschichte Großbritanniens. Sie verband ihre eigenen Erfahrungen mit denjenigen, die in den USA als 'Nigger' beleidigt, gedemütigt und vor allem durch den Rassismus zum Schweigen gebracht wurden. Brah erinnert sich, wie sie einmal mit einem schwarzen Freund spazieren ging und wie ihr plötzlich klar wurde, dass er dachte, sie wolle mit ihm nicht gesehen werden. Sowohl die direkte Erfahrung des Rassismus in Großbritannien als auch die Selbsterkenntnis, sich nicht immer der Wirkung der Hautfarbenhierarchie bewusst gewesen zu sein, habe ihre Selbstwahrnehmung und ihre politische Überzeugung geschärft. Diese Überzeugung verband sie mit dem Kampf gegen Rassismus, wobei für sie das politische Subjekt

4 Hier ist wohl vor allem die Hautfarbe gemeint.

5 Etwa 50.000 AsiatInnen mussten schließlich das Land verlassen.

6 Rassistisches Schimpfwort nicht nur für Pakistani, sondern für alle aus dem indischen Subkontinent stammenden MigrantInnen.

verbunden war mit den: „entangled racialized colonial histories of 'black' settlers of African, Asian and Caribbean descent, affirming a politics of solidarity against a racism centered around colour (...) and the silent text of 'non-whiteness' operating a common thematic within this discourse" (ebd.: 13).

Zugleich sei ihr über die Reflexion ihrer Biographie der erzwungenen Migration und über die Erkenntnis, dass Repräsentationen immer abhängig sind von den jeweiligen Machtkontexten, in denen Menschen leben, die Notwendigkeit intersektioneller Politik klar geworden. „In Ostafrika standen Schwarze unten, die Inder in der Mitte und Weiße an der Spitze. Nach 'Rassen' getrennte Geographien, nach 'Rassen' getrennte Schulen. Wenn ich auf meine Beziehung zu Afrikanern oder zu Europäern zurückblicke, stand ich immer dazwischen" (Brah in Davis/Lutz 1999). Für Brah sind Identitäten Hierarchien, die konstant in Bewegung sind und jeweils in ihrem Kontext betrachtet werden müssen. Es überrascht deshalb nicht, dass sie in den verschiedenen oppositionellen, marxistischen, feministischen oder anti-rassistischen Bewegungen, denen sie sich anschloss, immer eine Dissidentin war. Eine politische Ausrichtung, die eine einzige Achse der Differenz gegenüber allen anderen in den Vordergrund stellt, betrachtet Brah als Einschränkung, denn die Alltagserfahrungen der meisten Individuen, die sich – wie sie selbst – mehrfach zugehörig fühlen und deren Identitätsbildung vielfache Veränderungen durchlaufen haben, seien darin nicht berücksichtigt.

Mithilfe des Konzepts 'diaspora space'[7] kann sie dagegen den Erfahrungen ihrer persönlichen und politischen Biographie gerecht werden. Sie nimmt in der Kritik an den Debatten über 'Herkunft' und 'Heimat' die kreative Spannung zwischen diesen Diskursen in den Blick. Gleichzeitig erlaubt ihr diese Analyse einen Vergleich: „(...) the entanglement of genealogies of dispersion with those of staying put" (Brah 1996: 181). Als imaginärer Raum (nicht Gemeinschaft), der von den als Einheimischen und den als MigrantInnen Konstruierten bewohnt wird, stellt Brah die Metapher des 'diaspora space' der Problematisierung von Migration und MigrantInnen gegenüber und ermöglicht damit eine Konzeptualisierung der Moderne, deren kulturelle, wirtschaftliche und politische Voraussetzung Migrationen und Reisen sind. Es handelt sich um ein Konzept von Diaspora „in which historical and contemporary elements are understood in their diachronic relationality" (ebd.: 197). Brah sagt dazu: „Eine andere Form des Nachdenkens darüber kann ich nicht erkennen, weil unser Leben nun einmal so ist" (Brah in Davis/Lutz 1999).

7 Vielleicht am Besten als 'Lebensführung im Raum der Diaspora' zu übersetzen.

Ihre Arbeit hat sich seit den frühen siebziger Jahren, als sie Feldforschung über junge asiatische ImmigrantInnen in Großbritannien betrieb, weiter entwickelt. Anfänglich hatte sie aus einer marxistischen Perspektive geschrieben, die sich aus ihrem Engagement für feministische, sozialistische und anti-rassistische Politik ergeben hatte. „Diese Dinge waren für mich immer miteinander verbunden, obwohl das nicht notwendigerweise von allen so gesehen wird (...) einige Leute betrachteten sie ja als unterschiedliche Felder: Du konntest SozialistIn sein, dann war die Klasse deine Priorität. Oder du hattest den Feminismus im Blick, dann lag die Priorität bei Frauen (...) und die Frau war natürlich immer weiß" (ebd.). Von ihrer Ausbildung her Soziologin, beschäftigt sich Brah in ihren neueren Arbeiten mit der Psychoanalyse, um mit ihrer Hilfe die subtilen, 'unbewussten' Wirkungsweisen des Rassismus zu erforschen („Beispielweise wie 'nette AkademikerInnen', ohne sich dessen bewusst zu sein, sehr herablassend sein können").

Diesen neuen Wandel in ihrem Denken in die Praxis umzusetzen, war keine einfache Angelegenheit. Es erforderte sowohl eine andere Textform – 'eine Art Collage' – als auch eine neue Arbeitsweise. Im Jahr 1999 schrieb Brah den Essay 'The Scent of Memory', in dem sie fantasievoll und mit großem Einfühlungsvermögen versucht, sich in die Erfahrungen einer weißen Frau aus der Arbeiterklasse in Southall[8] hineinzuversetzen; in dieser Gemeinschaft hatte Brah in den 1970ern ihre ersten Feldforschungen durchgeführt. Diese Frau, die um sich herum ein Stadtviertel im Verfall sah und sich zunehmend einsam fühlte, beging Selbstmord. Brah fühlte sich beim Lesen der Autobiographie des Sohnes berührt davon, wie diese einfache Frau mitten in Southall den von ihr wahrgenommenen Veränderungen und Verlusten begegnete, *ohne* die ImmigrantInnen für das, was in diesem Viertel passierte, verantwortlich zu machen. „Wenn wir über Rassismus sprechen, vergessen wir, dass es Leute wie diese gibt, die in einer ruhigen, höflichen Weise ihr Leben weiterführen ohne Rassisten zu werden. Wodurch wird eine Frau so wie diese? Das ist eine gravierende Frage für mich. Sie wirft die Frage danach auf, wie wir diese Art der Subjektivität fördern können. Ebenso hätte sie faschistisch werden können. Faschisten sind keineswegs vollkommen anders als wir. Deshalb will ich nicht einfach nur einen Kontrast suchen und anklagen. Stattdessen möchte ich mich mit der Komplexität der Verknüpfungen unserer sozialen Geschichte beschäftigen" (ebd.).

8 Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der Autobiographie von Tim Lott *The Scent of Dried Roses* (1996), in der er, ausgelöst durch den Selbstmord seiner Mutter im Jahre 1988, seine Familiengeschichte im Londoner Westen rekonstruiert.

Gerade dieser Artikel war schwierig zu schreiben. „Ich brauchte zwei Jahre, um ihn fertigzustellen – und fühlte mich innerlich leer und verletzlich. Es ging darum, einen Weg zu suchen, um all diese Geschichten von Ausbeutung, Unterdrückung und Ungleichheit miteinander zu verbinden. Diese Art des Verknüpfens ist jedoch etwas ganz anderes als eine abstrakte Solidarität mit der Arbeiterklasse. Es geht darum zu sehen, wie diese Geschichten in den alltäglichen Erfahrungen, etwa dieser Frau, verankert sind. Alles zusammenzuhalten – das ist ein ständiger Kampf" (ebd.)[9]

'Choosing to live outside the walls': Seyla Benhabib über Exil

Seyla Benhabib ist Philosophin und Politologin. Sie war Professorin für Politik und Philosophie an der 'New School for Social Research' in New York, besetzte den Lehrstuhl für Europäische Studien an der Harvard Universität und übernahm vor kurzem eine Stelle an der Universität von Yale. Benhabib lehrte als Gastprofessorin in Deutschland, den Niederlanden und anderen europäischen Ländern. Ihre Publikationen befassen sich mit den Themen Geschlecht, Ethik, Differenz und Postmoderne; zu ihren Werken gehören Bücher über Hannah Arendt, über kulturelle Diversität, über den Zusammenhang von Demokratie und Identität sowie den europäischen Multikulturalismus.

Benhabibs Metapher für feministische Subjektivität – das Exil – ist ein bekanntes, oft zitiertes aber auch höchst kontroverses Konzept innerhalb der feministischen Forschung. Diejenigen, die im Exil leben, so argumentiert Benhabib, brauchen sich als Sozialkritikerinnen nicht den 'Blick aus dem Nirgendwo' ('view from nowhere') zu eigen zu machen, sondern können stattdessen auf die intellektuelle Außenseiterposition zurückgreifen, den 'Blick von außerhalb der Stadtmauern', wo auch immer diese Mauern und Grenzen sein mögen. „It may indeed be no coincidence that from Hypatia to Diotima to Olympe de Gouges and to Rosa Luxemburg, the vocation of the feminist thinker and critic has led her to leave home and the city walls" (Benhabib 1992: 228).

Benhabib selbst hat die Stadtmauern mehr als einmal in ihrem Leben verlassen. Geboren in Istanbul begann sie dort ihr Studium der Philosophie und Sozialwissenschaften. Im Jahre 1971 ging sie mit Anfang zwanzig nach Yale, um ihre Magister- und später dann ihre Doktorarbeit fertig zu stellen. 1979 zog sie nach Frankfurt, wo sie im Rahmen eines Humboldtstipendiums bei Jürgen Habermas

9 Brah hat diese Ansätze in einem Sammelband (Brah/Coombes 2000) weiter ausgeführt.

ihr postdoktorales Studium beendete. Ein Jahrzehnt später ging sie zurück in die Vereinigten Staaten, die zur Achse ihrer 'transatlantischen Lebensweise' ('des niemals hier oder dort Seins') wurden.

Obgleich sie ihre Ausbildung und die prägenden Jahre ihrer Professionalisierung in unterschiedlichen Ländern verbracht hatte, verschiedene Sprachen sprechen und schreiben musste, betont Benhabib nachdrücklich, dass die Frage der Übersetzung und Übersetzbarkeit (translatability) niemals ein Problem für sie gewesen sei ('Mir fallen Sprachen leicht').

Aufgewachsen in einer Familie gebildeter sephardischer Juden,[10] „wo wir uns in drei und manchmal auch vier Sprachen unterhielten", zu denen das Ladino (die Sprache der spanischen Juden), Türkisch, Französisch und Italienisch gehörten, besuchte sie die englische Highschool und später das amerikanische College. Deutsch lernte sie an der Universität als letzte Fremdsprache. Kein Wunder, dass sie aus Überzeugung polyglott ist:

„There is no psychological or cognitive reason why children should not be exposed to two or three languages in the course of their education" (Benhabib 1999: 65). Ihr Engagement für Sprachen besitzt auch eine politische Dimension. „Diese Vorstellung von *einer* Kultur, *einer* Sprache, *einem* Volk stammt aus dem 19. Jahrhundert. Aber Sprachen inkorporieren in ihrer Entwicklungsgeschichte Fragmentierungen, Risse und Brüche. Wir müssen die gegenwartsfixierte Philosophie (philosophy of presence) aufgeben. Bedeutung ist immer vielschichtig" (Benhabib in Davis/Lutz 1999).

Als Angehörige einer religiösen und kulturellen Minderheit hat Benhabib eine Sensibilität für nationale Mythen und nationalistische Legitimationserzählungen entwickelt. Sie betont die Vorteile ihrer vielen geographischen und kulturellen Veränderungen, während sie die Verlusterfahrungen eher bagatellisiert („In meinem Leben dominiert der Gewinn"). Als Kind der intellektuellen politischen Elite wuchs sie mit einer sozialen Verpflichtung auf, die den Idealen der Aufklärung entsprach. Während ihrer Studienjahre, zunächst in der Türkei und dann in den USA, wurde sie Aktivistin in der Studentenbewegung. Die verschiedenen gesellschaftlichen Kontexte und die Forderungen und Dynamiken dieser Bewegungen haben ihre Suche nach einer universellen Moral geprägt. In diesem Sinne stellte die Linke ihre Heimat da. Beeinflusst von Marcuse und anderen Vertretern der Kritischen Theorie der 'Frankfurter Schule' fühlte sie sich als Teil der internationalen linken Bewegung und schloss sich ihrer Familie, die nach

10 Ihre Großmutter war Analphabetin und ihrer Mutter wurde ein Studium in Italien verwehrt, obgleich sie ein Stipendium erhalten hatte.

Israel auswanderte, nicht an. („Ich war keine Zionistin. Ich wollte nicht Teil eines militaristischen und nationalistischen Unternehmens sein").

Mitte der 1980er Jahre begann sie jedoch, die universalistischen Forderungen der Linken vom Standpunkt des Feminismus aus zu hinterfragen. („Mit meinen zwei Schwestern und meiner sehr starken Mutter hatte ich immer viele starke Frauen in meinem Leben. Ich musste über Feminismus nicht einmal nachdenken, ich habe nur einige Zeit gebraucht, das zu erkennen" ebd.). Insbesondere die Kohlberg-Gilligan-Debatte veranlasste sie zu einer skeptischen Neubewertung der Kritischen Theorie. Sie attackierte das Ideal der autonomen Moral in universalistischen und Vertragstheorien als dekontextualisierte und entkörperlichte Moral, die dazu neige, die weibliche Erfahrung zu privatisieren und damit gänzlich aus der Moraltheorie auszuschließen.

Stattdessen vertrat sie einen interaktiven Universalismus „which acknowledges the plurality of modes of being human and differences among humans, without endorsing all these pluralities and differences as morally and politically valid" (Benhabib 1992: 153).

Seitdem hat Benhabib sich mit den Debatten über Gemeinschaft, Geschlecht und Postmoderne auseinandergesetzt. Anders als viele ZeitgenossInnen, mit denen sie hitzige Debatten geführt hat[11], ist sie nicht bereit, den Universalismus über Bord zu werfen und an seine Stelle einen, wie sie es nennt, poststrukturalistischen Partikularismus zu setzen. Aus vielen Gründen stehe sie der Postmoderne kritisch gegenüber: Zum einen habe diese im Feminismus einen 'Rückzug von der Utopie' bewirkt. Sie ist jedoch der Ansicht, dass der Feminismus noch immer ein (utopisches) Modell benötigt, um sich zu legitimieren. Sie wehrt sich gegen das 'Zelebrieren der Fragmentierung', weil dieses Konzept alles verflüssige. „Die Fragmentierung hat ihre Kehrseite. Sie hat einen psychischen und auch einen moralischen Preis. Wenn die Fragmente in Widerspruch zueinander stehen, streben sie in unterschiedliche Richtungen" (Benhabib in Davis/Lutz 1999).

Als eine Alternative präsentiert sie Jessica Benjamins Konzept der 'Synthese', das die Konstruktion von Kohärenz ermöglicht, indem es alles das fallen lässt, was in einer Lebensgeschichte keinen Sinn macht. Benhabib bevorzugt dieses Konzept sowohl im Hinblick auf ihre Arbeit als auch auf ihre Biographie; über letztere schreibt Benhabib offensichtlich nur sehr ungern. Bei ihr finden sich –

11 Siehe zum Beispiel Benhabib et al. (1993) *Der Streit um Differenz: Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, wo sie in eine Diskussion mit Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fracer eintritt.

im Gegensatz zu vielen ZeitgenossInnen – keine Aussagen über ihre kulturelle, religiöse und 'ethnische' Herkunft oder ihre Nationalität. „Das liegt daran, dass ich die 'Kultur des Narzissmus' nicht mag. Ich arbeite nicht in der ersten Person und bin nicht der Ansicht, dass Philosophie und Gesellschaftstheorie immer als Standpunkt des Allgemeingültigen geschrieben werden". Zum Teil rührt dieser Widerstand von ihren persönlichen Erfahrungen in Deutschland her: „Weil Ignoranz, Vorurteile und Mangel an Verständnis gegenüber der türkischen Kultur in Deutschland so groß waren und weil ich solch eine bizarre Ausnahme bin, konnte ich nicht darauf vertrauen, dass sie meine Vielfalt verstehen. In Deutschland werde ich immer als '*Geboren* in Istanbul' vorgestellt, *das* ist meine Identität. In den USA bin ich Benhabib aus Harvard" (ebd.).

Benhabibs Arbeit über Hannah Arendt (1996) kann man wohl als Projekt des 'home coming'[12] verstehen. In der Einleitung betont sie ihre Bewunderung für das Denken Hannah Arendts und fügt hinzu, dass diese Affinität zu Arendts Werk unzweifelhaft in ihrer eigenen tiefen Identifikation mit Arendt als einer Jüdin, deren Arbeit in der europäischen philosophischen Tradition verankert ist, wurzelt.

Wir äußern die Vermutung, dass Benhabib in gewisser Weise Arendts Umgang mit dem Jüdischsein 'kopiert' hat: Während Arendt ihre jüdische Herkunft thematisierte, indem sie über Rahel Varnhagen schrieb, findet sich bei Benhabib Gleiches, indem sie über Arendt schreibt.

Benhabib nickt bestätigend: „Ich war fasziniert davon, was Arendt mit Varnhagen machte, und vielleicht versuchte ich auf eine philosophische Weise das zu tun, was Arendt selbst mit Varnhagen auf eine eher biographische Art gemacht hatte. Aber es gibt einen entscheidenden Unterschied. Arendt sagt, wenn man dich angreift, für das, was du bist, politisiert sich die Identität. Nach dem Holocaust über Juden und Jüdischsein zu schreiben, bedeutet über Optionen zu schreiben, die sich darauf beschränken, entweder ethnisch jüdisch oder ein israelischer Bürger zu sein" (Benhabib in Davis/Lutz 1999). Fürs erste hat Benhabib ihren Platz in der 'weiten jüdischen Diaspora' gewählt, einem Raum, von dem sie als Exilantin sprechen kann. „Exil deutet auf eine Distanz zwischen Herkunft und dem gegenwärtigen Lebenskontext hin".

Die Kritik an ihrer Metapher des Exils, zum Beispiel von Rosi Braidotti, weist Benhabib zurück; sie habe Probleme mit Konzepten wie dem der 'Nomadin'.

12 Damit ist sowohl das Heimkommen im geographischem aber auch im intellektuellen und identitätsrelevanten Sinne gemeint.

„Nomadismus erfordert den Besitz mehrerer Pässe. Als Metapher setzt er sich nicht mit der Macht und der Komplexität des Systems der Nationalstaaten auseinander, in dem wir noch immer operieren. An Grenzübergängen benötigen wir noch immer Ausweise. Und wir müssen immer noch in der Lage sein, die verschiedenen Räume, in denen wir uns befinden, zu passieren. Anders als die Nomadin, die keine besondere Heimat zu haben scheint und deren Heimat sich zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten befindet, weist Exil auf den Verlust von Ursprung und Heimat hin. Allerdings werde ich nicht im biographischen Sinne gezwungen, im Exil zu bleiben. Es ist (m)eine Wahl" (ebd.).[13]

Playful travels: Rosi Braidotti über Nomadismus

Rosi Braidotti ist Philosophin, Professorin für Frauenstudien und eine äußerst produktive Autorin, die sich mit einem weiten thematischen Spektrum, das von poststrukturalistischer Philosophie, sexueller Differenz, Körper und Leib bis hin zu Cybertechnologie, Populärkultur, Umwelt und der Zukunft Europas reicht. Sie ist ebenfalls Autorin einer bekannten Sammlung von Essays, *Nomadic Subjects* (1999), die zu einer der einflussreichsten und umstrittensten Studien der neueren feministischen Forschung geworden sind. In diesem Buch verarbeitet Braidotti Deleuzes und Guattaris Konzept des 'Nomaden' zu einer machtvollen Metapher für das 'weibliche feministische Subjekt'. Als 'kreative Fiktion' liefert die 'Nomadin' ein spielerisches und ermächtigendes Bild für die feministische Kritik. Es sprengt die Verbindung von Feminismus und Viktimisierung. Die feministische 'Nomadin' ist die Reisende par excellence, immer unterwegs und fortwährend Grenzen überschreitend.

Braidotti selbst kann als Prototyp ihrer Nomadin gesehen werden. Verschiedene interkontinentale Migrationen, von Italien nach Australien, anschließend nach Frankreich und zuletzt in die Niederlande, haben ihr Leben geprägt. „Die Migration wurde mir aufgezwungen, Nomadin zu werden, habe ich mir ausgesucht. Und dahinter steht eine ganze Geschichte" (Braidotti in Davis/Lutz 1999). Braidotti wurde in einer zur unteren Mittelschicht gehörenden Familie in Norditalien, einer historisch von Konflikt und Migration geprägten Grenzregion, geboren. Sie beschreibt ihre Familiengeschichte als „Tradition zur Migration gezwungener starker Frauen, die durch Krieg oder eine Zeitgeschichte, die plötzlich über sie hereinbrach, gezwungen wurden, ihre Sachen zu packen und fortzugehen.

13 Mittlerweile sind zu diesem Thema zwei weitere Bücher erschienen (Benhabib 2004; 2006).

Deren Ehemänner glänzten eher durch Abwesenheit. Sie schienen einfach in die Nacht hinein verschwunden zu sein" (ebd.).

Als Braidotti 14 Jahre alt war, wanderten ihre Eltern nach Australien aus. Sie wuchs im 'Little Italy' Melbournes auf, einer typischen Stadt der Neuen Welt, voller eng verbundener ethnischer Gemeinschaften, wo „man Englisch nicht lernen musste, wenn man es nicht wollte". Braidotti erklärt, dass sie nie eine besondere Zugehörigkeit zu Australien empfunden habe. Sie vermeidet jegliche Romantik hinsichtlich der 'ethnischen Gemeinschaften' und bemerkt, dass diese oft tief patriarchalisch, rassistisch, konservativ und nationalistisch seien. „Keine Basis für irgendeine Identität, auf die ich mich gerne berufen würde" (ebd.).

Wie andere Mädchen aus ihrer Schicht, nutzte Braidotti die Ressource der Bildung für einen sozialen Aufstieg. „Eine Intellektuelle zu sein, ist das, was meiner wahren Identität am nächsten ist" bemerkt sie (ebd.). Ausgestattet mit einem Stipendium war sie die erste Person in ihrer Familie, die eine Universität besuchte; damit begann ein langer, zum Teil schmerzvoller, aber auch unwiderruflicher Prozess der Ablösung 'von Zuhause'. Sie begann mit einem sozialwissenschaftlichen Studium, entdeckte aber bald, dass es ihr weh tat, „den Geschichten anderer Leute zuzuhören" („Ich konnte das nicht ertragen"). Sie wechselte zur Philosophie und schloss ihr Studium an der Universität von Canberra in zwei Hauptfächern mit Auszeichnung ab. Während die meisten australischen PhilosophInnen zum Promotionsstudium nach Oxford gingen, steuerte Braidotti direkt auf Frankreich zu. Die nächste Phase ihres Lebens, den 'Höhepunkt', verbrachte sie in Paris, wo sie an der intellektuell aufregenden Zeit als Hörerin von Foucault, Irigaray, Derrida, Deleuze und Guattari teilnahm. 1981 hatte sie bereits ihren Doktortitel in der Tasche und kehrte nach einem kurzen und unglücklichen Aufenthalt in Australien nach Paris zurück. Mit einigen Schwierigkeiten gelang es ihr, ihre italienische Staatsbürgerschaft zurückzuerlangen („andernfalls hätte ich niemals in Europa bleiben können") und sie begab sich in die Psychoanalyse: „Sieben Jahre lang, drei Tage in der Woche, an denen ich meine Identität auseinandernahm und wieder zusammenfügte" (ebd.). In dieser Periode kämpfte Braidotti explizit mit vielen Identitätsproblemen, auf die sich später ihre intellektuelle Arbeit stützen sollte: mit der Bedeutung der Zugehörigkeit, dem Zwang zum ständigen Wohnsitzwechsel als Wiederholung des ursprünglichen Traumas der Entwurzelung sowie den Übergängen dazwischen, die gleichzeitig er- und entmächtigend wirken.

Im Jahr 1988 übernahm Braidotti einen der ersten Frauenstudien-Lehrstühle in den Niederlanden – in Utrecht, wo sie bis heute lebt. Endlich Wurzeln? Wir stellten uns diese Frage, aber Braidotti lacht. Es waren die Liebe und die Professur, die sie in den Niederlanden bleiben ließen. Dennoch hatte sie immer

Probleme damit, sich zugehörig zu fühlen. Sie habe wenig Affinität zu 'dem niederländischen System', das zu verstehen sie niemals im Stande sein werde. Ihre Strategie sei es gewesen, sich selbst als 'ansässige Ausländerin' (resident foreigner) zu positionieren. Die eigene Migrationsgeschichte reflektierend, betrachtet sie ihre Umzüge nicht länger als sich wiederholende 'Entwurzelungen'. Was als erzwungene Migration begann, ist für sie eine Frage der freien Wahl geworden. Sie kann sich entscheiden, fortzugehen oder zu bleiben.

Braidottis Vorstellung von feministischer Subjektivität 'in der nomadi(sti)schen Form' schwingt in ihrer Familiengeschichte mit. 'Nomadismus' ist eine Metapher, eine intellektuelle Figur, die es Frauen in Bewegung erlaubt, ihre Erfahrungen der Migration in einer Weise neu zu formulieren, die ihr das Gefühl gibt, Akteurin zu sein. Es ermögliche ihr sich zu positionieren, indem die Entwurzelung zwar den Ausgangspunkt bildet, ohne sie als Ursprungsgemeinschaft zu idealisieren: „Mein Vater will niemals nach Italien zurückgehen und er würde einen Herzinfarkt bekommen, wenn er es heute sehen würde" (ebd.). Braidotti fühlt sich dem Projekt Europa eng verbunden. „Europa ist niemals nur eine Identität. EuropäerIn zu sein bedeutet, eine Identität zu ersinnen, statt eine zurückzufordern. Es ist der ideale Ort, um nach neuen Optionen in Bezug auf Leben, Beziehungen, Identitäten zu suchen" (ebd.).

Die Nomadin ist ein vorausschauendes Konzept; es stellt die Frage, wie es von hier aus weitergehen soll. Braidotti verbindet ihre Kritik des Essentialismus mit ihrem starken Engagement für das Empowerment von Frauen. Es greift den im Feminismus bestehenden Bedarf nach Bindung auf, die gleichzeitig flüssig ist und sich verändert, die respektvoll gegenüber Diversität und Komplexität ist. Nomadismus ist eher eine Subjektivität der Befreiung als der Assimilierung. Die Nomadin verkörpert „a form of political resistance to hegemonic and exclusionary views of subjectivity" (Braidotti 1994: 23).

Wie Brahs Konzept 'diaspora space' (oder Benhabibs Exil), sei die Nomadin eine Metapher – kein Allheilmittel. Braidotti betont, sie schreibe nicht für Vertriebene und Flüchtlinge: „Die sind bereits NomadInnen, für sie ist es keine freie Wahl" (ebd.). Die Nomadin richte sich an diejenigen, die sich im 'weißen Zentrum' befinden und von sich selbst die Fantasievorstellung besitzen, sedimentär und unabhängig zu sein. Braidotti spricht zu feministischen Intellektuellen. „Als Intellektuelle besitzt man Wahlmöglichkeiten, und Nomadismus ist eine Option des Denkens, die Möglichkeiten zur (selbst)kritischen Reflexion eröffnet" (ebd.).

Die Kritik an der Nomadin bemängelt, Braidotti setzte ihre persönliche Subjektivität einer privilegierten, postmodernen weißen Intellektuellen gleich

mit der von Migrantinnen oder Flüchtlingen. So zum Beispiel schreibt Gedalof (1996): „To be marked by ones race or ethnicity, as are women of colour and 'post-colonial' women in a world which takes whiteness and western-ness as the invisible and unmarked norm, is to be 'placed' in ways that Braidotti's nomad never is" (Gedalof 1996: 192). Sie weist Braidottis Verteidigung des Nomadismus als Möglichkeit eines schöpferischen Zelebrierens der Zerstreuung (*dislocation*) und ihre vereinfachte Botschaft, dass „nur die Bewegung zählt" als hoffnungslos naiv zurück. „If they are to offer a means of rethinking women's place in specific community identities, nomadic trajectories cannot simply sidestep location and take to the road" (Gedalof 2000: 343).

Jede Metapher hat ihre Grenzen. Braidotti gibt zu, dass ein Teil der Kritik an ihrem Konzept der 'Nomadin' angebracht war und dass sie manchmal der schmerzvollen Seite von Migration nicht gerecht geworden ist (Sie hat sich mittlerweile mit dieser Kritik in ihrem Buch *Metamorphosis* beschäftigt). Trotz der Kritik sieht sie die 'Nomadin' noch immer als eine nützliche und – in einigen Fällen – bessere Metapher für die feministische Intellektuelle an. Eine alternative Metapher wie beispielsweise 'Exil' ist Braidottis Ansicht nach zu körperlos, abgehoben und leiste Machtlosigkeit Vorschub: „Als ob Heimatlosigkeit die einzige Gemeinsamkeit dieser Frauen wäre" (Braidotti in Davis/Lutz 1999). Im Gegensatz dazu drücke 'Nomadin' das Bedürfnis aus geerdet zu sein, „lieber von irgendwo als von nirgendwo her zu sprechen".

Sprache spielt eine zentrale Rolle für Braidotti. Sie schreibt von der Feministin als Polyglotte und verweist konsequent auf feministische Forscherinnen bi-lingualer Identität: bulgarisch-französisch (Kristeva), italienisch-amerikanisch (de Lauretis) oder algerisch-jüdisch-französisch (Cixous). Linguistische Kategorien werden zu einem Charakteristikum feministischer Wissenschaftlerinnen, gleichzeitig seien sie emotionale Genealogien, Verschiebungen und schließlich Orte, die besucht werden müssten, um die Komplexitäten von Leben und Arbeit zu verstehen.

Zur Veranschaulichung erklärt Braidotti, dass sie momentan mit den Recherchen zu einem Buch über ihre Familiengeschichte beschäftigt sei, die sie nach Australien, Deutschland, Italien, Kopenhagen und sogar nach Buenos Aires geführt haben. Sie wolle eine Genealogie über den Kontext der unzähligen Migrationen ihrer Familie verfassen und schreibe das Buch mit dem Titel *Rhododendron* („die Lieblingsblume meiner Mutter") auf Italienisch – einer Sprache, in der sie niemals zuvor gearbeitet habe („eine jungfräuliche Sprache"), die für sie deshalb eine andere emotionale Ladung habe. Dieses Buch zu schreiben, habe sie unendlich glücklich gemacht.

Braidotti erklärt, dass ihre Migrationserfahrung zugleich der schmerzvollste und der beste Teil ihres Lebens sei. „Sie hat mich vor einem Schicksal gerettet, das schlimmer als der Tod gewesen wäre, aber sie bedeutete auch, mit dem Schmerz fertig werden zu müssen, die Eltern zurückgelassen zu haben. (...) Ich möchte die Probleme der Migration nicht bagatellisieren. Ich kenne sie nur zu gut. Aber wenn man Bücher schreibt, muss man den Menschen Hoffnung geben. In dieser Hinsicht schätze ich, dass ich wirklich eine Migrantin bin, immer trage ich meine besten Kleider" (ebd.).[14]

Schnittpunkte zwischen Biographie und Theorie

Wir begannen diesen Artikel mit der Behauptung, der Begriff des 'Fremden' sei zu einer Metapher für den postmodernen Zustand geworden und von zeitgenössischen Soziologen wie Bauman angewandt worden, um die Erfahrung der Migration, das Überschreiten von Grenzen oder allgemeiner die Bedeutung von Heimat und Zugehörigkeit für postmoderne Individuen zu verstehen. Während viele dieser Theoretiker selbst Exilanten sind, findet sich dieser Bezug nicht explizit in ihren Theorien. Feministische Theoretikerinnen scheinen im Gegensatz dazu eher bereit zu sein, sich auf ihre eigenen Erfahrungen des Fremdseins in ihren Theorien zu berufen. Sie nutzen ihre Migrationserfahrungen als analytischen Kunstgriff, um die Lebensbedingungen derjenigen zu verstehen, die ihre Heimat in Richtung weit entfernter Länder verlassen.

Jede unserer 'reisenden Theoretikerinnen' hat sich zwischen Ländern, Kontinenten und Kulturen hin- und herbewegt und diese Erfahrungen zur Entwicklung von Metaphern genutzt, die Migrationen einen Sinn geben. Diese Metaphern, die mit einer kritischen intellektuellen Position verbunden sind, fokussieren die Ambivalenzen zwischen Zwang und Wahl, der Sehnsucht nach 'Heimat' und der Vorfreude auf eine neue Zukunft unter Bezugnahme auf die jeweiligen historisch spezifischen Kontexte; Metaphern spiegeln die Realitäten der Migration nicht einfach wider, sondern strukturieren die Erfahrungen so, dass bestimmte Aspekte hervorgehoben, andere wiederum heruntergespielt werden (Lakoff/Johnson 1980). Wir behaupten, dass eine nähere Betrachtung der Biographien unserer Protagonistinnen es uns nicht nur erlaubt hat zu verstehen, wie ihre unterschiedlichen Erfahrungen ihre Theorien geprägt haben, sondern

14 Mittlerweile hat Braidotti weiter Bücher zu den angesprochenen Themen veröffentlicht, Braidotti 2002; 2006.

auch besser zu begreifen, welche Wirkung unterschiedliche Metaphern für die Interpretation von Migration haben.

Brahs Erfahrungen, in unterschiedlichen Kontexten abwechselnd in Positionen der Über- oder der Unterlegenheit gezwungen zu werden, spielen in ihrer Arbeit eine vitale Rolle.

Während soziale Klasse und Nationalität ihr in Afrika und den USA Privilegien einbrachten, wurde sie in Großbritannien zu einem Mitglied einer verachteten 'ethnischen' Minderheit; die Bedeutung von Hierarchien und Differenzen, die sich im Migrationsprozess verändert, die Erfahrung der erzwungenen Migration, buchstäblich aus Uganda vertrieben zu werden, sind Gründe für die Wahl einer Theorie, die in den materiellen und historischen Realitäten der Migration wurzelt. Die Kraft ihrer Metapher – 'diasporic spaces' – löscht diese Realitäten nicht aus, sie schafft aber ein auf politischem Handeln basierendes Gefühl von Gemeinschaft, das unterschiedliche Menschen über nationale und andere Grenzen hinweg verbinden kann.

Anders als bei Brah beruhten die Ortswechsel von Benhabib auf eigenen Entscheidungen. Erzogen als Kind der jüdischen Diaspora, war sie in vielen Sprachen heimisch, bevor sie zum ersten Mal reiste, und sie war für ihre Wanderungen gut vorbereitet. Für sie war es 'normal', an einer Demonstration der Studentenbewegung in Ankara teilzunehmen und eine Woche später für das gleiche Anliegen in den Straßen von Boston zu demonstrieren. Obwohl Globalisierung zu ihrer Studienzeit noch kein Thema war, begann sie sich für Angelegenheiten von internationalem Ausmaß zu engagieren, für Gerechtigkeit und Gleichheit sowie für eine Politik, die dies ermöglichen sollte. In ihrem Werk beschäftigt sie sich weniger mit Klassen-, ethnischen oder kulturellen Grenzen, sondern mit der Suche nach universellen Normen der Beurteilung von Gut und Böse (In diesem Sinne ist sie nachhaltig von Habermas beeinflusst). Ihre Metapher spiegelt dies wider: Die Exilanten beobachten die Gesellschaft aus der Distanz; gleichzeitig sind sie ein respektiertes Mitglied dieser Gesellschaft, eine intellektuelle Autorität, der man zuhört. Die Position der 'vertrauten Fremden' ist eine Position, die sie mit anderen Exilanten einer transnationalen Gemeinschaft teilen kann. Für sie ist das Exil beides, Vermächtnis und intellektueller Standort, den sie nicht gegen das sichere Gefühl der Zugehörigkeit zu *einem* Ort und *einer* Nationalität tauschen will. Gefühle der Fragmentierung und multiple Identitäten kann sie dadurch vermeiden, dass sie sich als globalisierte Intellektuelle versteht.

Braidotti ist eher die Kosmopolitin, die von einem akademischen Schauplatz zum nächsten reist. Obwohl sie eine emotionale Sehnsucht nach ihren 'Wurzeln' wach hält, definiert sie ihre Ortswechsel eher als Gewinn denn als Verlust an Möglichkeiten. Mit ihrer Metapher kann sie ihr Universitätsnomadentum mit den Erfahrungen anderer Frauen verknüpfen, deren Migration weniger freiwillig und erfolgreich verlaufen ist. Sie kann für ein feministisches Programm eintreten, das auf die Realitäten des postmodernen Lebens abgestimmt ist. Als Besitzerin mehrerer guter Pässe kann sie die Privilegien eines transnationalen Daseins genießen: nicht nur ihre Theorie reist um die Welt, sondern auch sie selbst. In diesem Sinne ist ihre Botschaft ebenso universell wie die von Benhabib. Indem sie feministische Interessen vertritt und zu deren Sprachrohr wird, verlässt sie die Gruppe internationaler Gelehrter, der sie angehört(e). Ihr Markenzeichen besteht in der Kombination althergebrachter feministischer Forderungen mit postmodernen Theorien.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass sich die biographischen Erfahrungen dieser Wissenschaftlerinnen nicht nur in ihrer Arbeit widerspiegeln, sondern dass sie mithilfe ihrer theoretischen Arbeit ihre Erfahrungen so interpretieren können, dass darin Handlungsmöglichkeiten sichtbar werden, Gewinne *und* Verluste in Migrationsbiographien einen Platz erhalten. Paradigmatisch lässt sich an dieser Analyse zeigen, wie Theorien als situiertes Wissen entwickelt werden, d.h. dass eigene Lebenserfahrungen in die Wissensproduktion einfließen. Der Gebrauch von Metaphern ist ein Kunstgriff, der eben auch als Sinn-Gebendes Verfahren wirkt. Die Analyse und Reflexion des Zusammenhangs zwischen biographischen Trajekten und Theoriebildung kann, so unsere These, für die Reflexion soziologischer Wissensproduktion fruchtbar sein.

Zweifellos haben alle von uns diskutierten Wissenschaftlerinnen Konzepte entwickelt, die kritische und inspirierende Annäherungen an das Leben im globalen Zeitalter der Migration bieten. Gleichzeitig sind jedoch alle drei Theoretikerinnen privilegierte Akademikerinnen, die im Gegensatz zu anderen (intellektuellen) ExilantInnen mit ihrer Arbeit im akademischen Betrieb erfolgreich waren. (Der Exilant Norbert Elias ist dagegen ein Beispiel für jemanden, der fast sein ganzes Leben auf die Anerkennung seines Werkes warten musste.) Die Tatsache, dass heutzutage die Metaphern unserer drei Protagonistinnen in der akademischen Arena respektiert sind und große Autorität genießen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass andere in ähnlichen Umständen scheitern. Millionen von Menschen auf der Flucht, im Exil und in der Migration sind von (materiellen) Bedingungen und Praxen geprägt, die die Entfaltung ihrer Ressourcen nicht fördern, sondern sie im Gegenteil einschränken und zerstören.

Wissenschaftliche Metaphern sollten auch dieser Praxis Rechnung tragen, was bedeutet, dass biographische Erfahrungen immer wieder kritisch hinterfragt und neu erzählt werden müssen.

Übersetzung: Kathrin Gawarecki

Literatur

Ahmed, Sarah (2000): Strange Encounters. Embodied Others in Post-Coloniality. London/New York: Routledge.

Anthias, Floya und Nira Yuval-Davis (1992): Racialised Boundaries. London/New York: Routledge.

Bauman, Zygmunt (1990): 'Modernity and Ambivalence', Theory, Culture & Society, Vol. 7, S. 143-169.

Beauvoir, Simone de (1949): Le deuxième Sexe. Paris: Gallimard.

Benhabib, Seyla (1992): Situating the Self. Gender, Community and Postmodernism in Contemporary Ethics. London/New York: Routledge.

Benhabib, Seyla, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser (1993): Der Streit um Differenz : Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

Benhabib, Seyla (1996): The Reluctant Modernism of Hannah Arendt. London: Sage.

– (1998): Hannah Arendt. Die melancholische Denkerin. Hamburg: Rotbuch Verlag.

– (1999): Kulturelle Vielfalt und demokratische Gleichheit. Politische Partizipation im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.

– (2004): The Rights of Others. Cambridge: Cambridge University Press.

– (2006): Another Cosmopolitanism. Oxford: Oxford University Press.

Brah, Avtar (1996): Cartographies of Diaspora. Contesting Identities. London/New York: Routledge.

– (1999): 'The Scent of Memory. Strangers, our own and others', Feminist Review 61, S. 4-26.

Brah, Avtar und Annie Coombes (2000) (Hg.): Hybridity and Its Discontents: Politics, Science, Culture. London/New York: Routledge.

Braidotti, Rosi (1994): Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory. New York: Columbia University Press.

– (2002): Metamorphosis. Towards a Material Theory of Becoming. Oxford: Polity Press.

– (2006): Transpositions. On Nomadic Ethics. Oxford: Polity Press.

Davis, Katy und Helma Lutz (1999): Interviews mit Avtar Brah (16.8.1999), Seyla Benhabib (16.10.1999) und Rosi Braidotti (27.5.1999).

Gedalof, Irene (1996): 'Can nomads count to four?: Rosi Braidotti and the space for difference in feminist theory', Women: a cultural review, 7 (2), S. 189-201.

Gedalof, Irene (2000): 'Identity in Transit: Nomads, Cyborgs and Women', The European Journal of Women's Studies, 7 (3), S. 337-354.

Kaplan, Caren und Inderpal Grewal (1994): 'Introduction: Transnational Feminist Practices and Questions of Postmodernity', In: I. Grewal und C. Kaplan (Hg.): Scattered Hegemonies. Postmodernity and Transnational Feminist Practices. Minneapolis: University of Minnesota Press. S. 1-33.

Klein, Viola (1946): The Feminine Character: The History of an Ideology, mit einer Einführung von Janet Sayers, 3. Auflage, London 1989. Aus: Wobbe, Theresa (1997): Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Kristeva, Julia (1986): The Kristeva Reader. New York: Columbia University Press

Lakoff, George und Mark Johnson (1980): Metaphors We Live By. Chicago/London: The University of Chicago Press.

Landmann, Michael (1958): 'Bausteine zur Biographie', In: K. Gassen und M. Landmann (Hg.) Buch des Dankes an Georg Simmel. Berlin: Duncker und Humblot, S. 11-33.

Lott, Tim (1996): The Scent of Dried Roses. London: Viking.

Rammstedt, Otthein (1995): „Georg Simmels 'Fremder'", In: W. Drombowsky und U. Pasero (Hg.) Wissenschaft, Literatur, Katastrophe. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 268-284.

Said, Edward W. (1994): Culture and Imperialism. New York: Vintage Books.

Schütz, Alfred (1971): 'Der Fremde', In: Gesammelte Aufsätze, Bd. 2, Den Haag, S. 53-67.

Simmel, Georg (1908): Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker und Humblot.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1999): A Critique of Post-Colonial Reason: Toward a History of the Vanishing Present. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Wobbe, Theresa (1997): Wahlverwandtschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft. Frankfurt a. M./New York: Campus.

Die Autorinnen

Ursula Apitzsch, seit 1993 Professorin für Politik und Soziologie im Schwerpunkt 'Kultur und Entwicklung' am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt a. M. Seit 2007 geschäftsführende Direktorin des Cornelia Goethe Centrums für Frauen- und Geschlechterforschung. Promotionsstudium in Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Frankfurt, Promotion in Politikwissenschaft über Georg Lukàcs. Habilitation in Sozialwissenschaften an der Universität Bremen 1991 zum Thema 'Migration und Biographie'. Letzte Buchveröffentlichungen: *Biographical Methods and Professional Practice* (Hg., mit Prue Chamberlayne) Bristol: The Policy Press 2004; und *Self-Employment Activities of Women and Minorities* (Hg., mit Maria Kontos) Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2008.

María do Mar Castro-Varela, Dr. rer. soc., ist Professorin für Gender und Queer Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Im Wintersemester 2006-2007 war sie Maria-Goeppert-Mayer Gastprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Migrationsforschung, Gender, Queer und Postcolonial Studies. Zentrale Publikationen: *Unzeitgemäße Utopien: Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung* Bielefeld: transcript 2007; *Soziale (Un)Gerechtigkeit. Kritische Perspektiven auf Diversity, Intersektionalität und Antidiskriminierung* Münster: LIT (im Erscheinen); Gastherausgeberschaft des Schwerpunktheftes: *Feministische Postkoloniale Theorie: Politikwissenschaftliche Perspektiven*. Femina Politica – die Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft (mit Nikita Dhawan) 2/2009.

Kathy Davis is a senior researcher at the Institute of History and Culture at Utrecht University in the Netherlands and has held visiting chairs and research fellowships at Wellesley College, Columbia University, the Radcliffe Institute of Advanced Studies at Harvard University (United States) as well as the Maria Jahoda Chair for International Women's Studies at Bochum University in Germany. She is the author of *Power under the Microscope* (1988), *Reshaping the Female Body* (Routledge 1995), *Dubious Equalities and Embodied Differences* (Rowman & Littlefield 2003) as well as several anthologies: *The Gender of Power* (Sage 1991), *Negotiating at the Margins* (Rutgers University Press 1992), *Embodied Practices: Feminist Perspectives on the Body* (Sage 1997), and *The Handbook of Gender and Women's Studies* (Sage 2006) with Mary Evans and Judith Lorber. Her most recent book is *The Making of Our Bodies, Ourselves: How Feminism Travels Across Borders* (Duke 2007).

Nikita Dhawan, Dr. phil., ist Juniorprofessorin für Gender und postcoloniale Studien an der Goethe-Universität Frankfurt a. M. Im Wintersemester 2006-2007 war sie Maria-Goeppert-Mayer Gastprofessorin am Institut für Politikwissenschaft der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Politische Philosophie, Gender, Queer und Postcolonial Studies. Zentrale Publikationen: *Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung* (mit María do Mar Castro-Varela) Bielefeld: transcript 2005; *Impossible Speech: On the Politics of Silence and Violence* Sankt Augustin: Academia 2007.

Gudrun-Axeli Knapp, seit 1991 Professorin am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie der Leibniz-Universität Hannover, studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Politikwissenschaft an der Universität Hannover; Promotion 1980 (Universität Hannover), Habilitation 1990 (Universität Bremen). Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz, Soziologie des Geschlechterverhaltnisses, Feministische Theorie und Epistemologie, Theorievergleich/Gesellschaftstheorie, Intersektionalität. Jüngste Buchveröffentlichungen: *Achsen der Ungleichheit: Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität* (Hg. mit Cornelia Klinger und Birgit Sauer) Frankfurt a. M./New York 2007; *ÜberKreuzungen. Ungleichheit, Fremdheit, Differenz* (Hg. mit Cornelia Klinger) Münster 2008.

Ilse Lenz, Professorin für Geschlechter- und Sozialstrukturforschung an der Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr Universität Bochum. Promotion in Politikwissenschaft an der FU Berlin (1983), Habilitation in Soziologie an der Universität Münster. Arbeitsschwerpunkte sind Globalisierung und Geschlecht, Geschlecht und Arbeit, neue Frauenbewegungen in Deutschland und Japan, sowie Theorien sozialer Ungleichheit (Klasse, Migration, Geschlecht). Neueste Veröffentlichungen: *Gender Orders Unbound. Globalisation, Restructuring, Reciprocity*. Leverkusen: Verlag Barbara Budrich 2007 (Hg. mit Charlotte Ullrich und Barbara Fersch); *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung.* Wiesbaden: VS Verlag 2008; *Quellensammlung zur Neuen Frauenbewegung in Japan.* Wiesbaden: VS Verlag 2009 (Hg. mit Michiko Mae).

Helma Lutz, seit 2007 Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt a.M. Studium der Sozialpädagogik, Soziologie, Politikwissenschaft und Erziehungswissenschaft in Kassel und Berlin; Promotion (PhD) in Soziologie (Universität von Amsterdam 1990); Habilitation in Erziehungswissenschaft (Münster 1999) und Soziologie (Münster 2005). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind die Verbindung von Geschlecht und Migration, Intersektionalität, Rassismus- und Ethnizitätsforschung sowie Biographieforschung. Neueste Veröffentlichung: *Migration and Domestic Work: A European Perspective on a Global Theme* (Hg.), Aldershot: Ashgate 2008.

Mirjana Morokvasic, sociologist, is a research director at the Centre National de la Recherche Scientifique, Paris. She was Marie Jahoda professor at the University of Bochum in 1999-2000; international dean at the International Womens University-IFU Hannover 2000 and in 2001 she was visiting professor at the Institute for Gender Studies, Ochanomizu University, Tokyo. Her research focuses on migration, identity processes and gender. Recent publications: *Crossing Borders and Shifting Boundaries. Gender on the Move* (2003, co-edited with Umut Erel and Kyoko Shinozaki), a special issue on Gender and Migration of the Revue Européenne des migrations internationales (2005, co-edited with Christine Catarino), as well as *Migration and Mobilities in an enlarged Europe. A Gender Perspective* (2008, co-edited with Sigrid Metz-Göckel & Senganata Münst).

Ewa Palenga-Möllenbeck, Germanistin und Sozialwissenschaftlerin, Doktorandin an der Research School der Universität Bochum, Dissertationsthema: 'Transnationale Lebenswelten oberschlesischer Doppelstaatler', seit 2007 wiss. Mitarbeiterin am Forschungsprojekt 'Landscapes of Care Drain: Care Provision and Care Chains from the Ukraine to Poland and from Poland to Germany, an der Goethe-Universität Frankfurt a. M. Forschungsinteressen: Migrationsforschung, Transnationalismus, qualitative Methoden. Neuste Publikation: *... nicht Dr. Jekyll and Mr. Hyde, aber wir haben schon zwei Seiten – Transnationale Identitäten oberschlesischer Doppelstaatler*. In: M. Nowicka (Hg.) Von Polen nach Deutschland und zurück. Die Arbeitsmigration und ihre Herausforderungen für Europa. Bielefeld 2007: transcript Verlag, S. 227-246.

Ann Phoenix ist Professorin am Institute of Education, University of London. Sie studierte Psychologie und ist momentan Direktorin des Thomas Coram Research Unit. Ihr Forschungsinteresse gilt sozialen Identitätsprozessen und der Verbindung zwischen psychologischen Erfahrungen und sozialen Prozessen. Zur Zeit leitet sie als ESRC Professorial Fellow das Forschungsprogramm: 'Transforming experiences: Re-conceptualising identities and 'non-normative' childhoods'. Sie publizierte u.a. folgende Bücher: *Black, White or Mixed Race?* (1993/2002, mit Barbara Tizard), Routledge; *Young Masculinities* (2002, mit Stephen Frosh und Rob Pattman), Palgrave and *Parenting and Ethnicity* (2007, mit Fatima Husain), JRF. als Download unter: [http://www.jrf.org.uk/bookshop/ebooks/parenting-ethnicity.pdf].

Kyoko Shinozaki, Ph. D., ist Postdoktorandin im DFG-Graduiertenkolleg 'Transnationale Soziale Unterstützung' an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie studierte Rechtswissenschaft (Japan), Politikwissenschaft (USA), und Gender und Entwicklungsstudien (Großbritannien). Forschungsaufenthalt als DAAD-Stipendiatin an der Internationalen Frauenuniversität in Hannover (2000) und Münster (2001-2003) sowie auf den Philippinen im Rahmen des Center of Excellence Program 'Frontiers of Gender Studies' (2005). Promotion in Soziologie und Gender Studies (Ochanomizu Universität, Tokio, 2004). Ihre Arbeitsgebiete sind Geschlecht und Migration, 'Citizenship' und

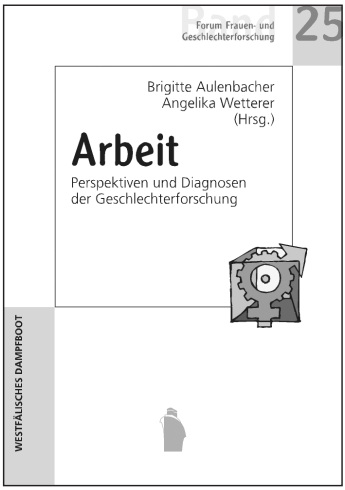
Transnationalismus. Aktuelles Forschungsthema: vergeschlechtlichte Dimension in hochqualifizierter Migration und Entwicklung.

Elisabeth Tuider Dr. phil., 1973, Studium der Pädagogik und Psychologie an den Universitäten Wien, Stockholm, Uppsala, Hamburg und Kiel; Wiss. Assistentin an der Universität Münster am Institut für Soziologie; danach Maria-Goeppert-Meyer Gastprofessorin für Internationale- und Genderforschung am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Hildesheim; derzeit: Vertretung der Professur für 'Diversity Education', an der Universität Hildesheim. Forschungsschwerpunkte: Gender, Diversity, Queer; Cultural- und postcolonial Theory; Transgenderthematiken; Qualitative Forschungsmethoden, Regionalschwerpunkt Mexiko; Aktuelle Veröffentlichung: *Dollares und Träume. Migration, Geschlecht und Arbeit in Mexiko im 21. Jahrhundert* (Hg. mit Hanns Wienold und Torsten Bewernitz) 2009, Dampfboot Verlag.

Paula-Irene Villa, seit 2008 Professorin für Soziologie und Gender Studies an der LMU München. Studium der Sozialwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum und der Universidad de Buenos Aires. Promotion im DFG-Graduiertenkolleg *Geschlechterverhältnisse und Sozialer Wandel* RUB (1998). Dort wiss. Mitarbeiterin/Koordinatorin der Marie-Jahoda Gastprofessur für Internationale Frauen- und Geschlechterforschung, 2001-2008 Hochschulassistentin an der Leibniz-Universität Hannover, Habilitation 2007 (Soziologie). Gastprofessuren u.a. in Innsbruck (A). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind soziologische Theorien, Gender Studies, Körper- und Kultursoziologie, Elternschaft. Neueste Veröffentlichung: *Postkoloniale Soziologie* Bielefeld: transcript 2009 (Hg. mit Julia Reuter).

Barbara Waldis studierte Ethnologie, Soziologie und Philosophie an den Universitäten Fribourg und Bern und promovierte 1998 in Ethnologie an der Universität Fribourg (CH). Von 1998 bis 2007 lehrte sie zu Migration, Transnationalität und Staatsbürgerschaft am Institut d'ethnologie de l'Université de Neuchâtel (CH). Seit 2008 ist sie Professorin an der Westschweizer Fachhochschule Wallis, Studiengang Soziale Arbeit. Sie forschte in der Schweiz, in Tunesien, Bulgarien, Mauritius und La Réunion. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind transnationale Familiennetzwerke, Migration, Geschlecht, Staatsbürgerschaft, sozial engagierte Kunst im öffentlichen Raum und sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden. Neuste Veröffentlichung: Bericht *Migration und Schule*, Planungsauftrag des Rektorates zu den Lehrangeboten an der PH Bern 2009.

Forum Frauen- und Geschlechterforschung



Band 25
Brigitte Aulenbacher/
Angelika Wetterer (Hrsg.)
Arbeit
Perspektiven und Diagnosen
der Geschlechterforschung
2009 – 309 Seiten – € 29,90
ISBN 978-3-89691-225-1

Band 24
Paula-Irene Villa/ Barabara Thiessen (Hrsg.)
Mütter – Väter:
Diskurse, Medien, Praxen
2009 – 341 Seiten – € 34,90
978-3-89691-224-4

Band 23
Cornelia Klinger/
Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.)
ÜberKreuzungen
Fremdheit, Ungleichheit, Differenz
2008 – 277 Seiten – € 27,90
ISBN 978-3-89691-223-7

2. Auflage

Band 22
Mechthild Bereswill/Michael Meuser/
Sylka Scholz (Hrsg.)
Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit
2009 – 258 Seiten – € 24,90
ISBN 987-3-89691-222-0

2. Auflage

Band 19
Brigitte Aulenbacher/
Mechthild Bereswill/Martina Löw/
Michael Meuser/Gabriele Mordt/
Reinhild Schäfer/Sylka Scholz (Hrsg.)
FrauenMänner-Geschlechterforschung
State of the Art
2009 – 349 Seiten – € 29,90
ISBN 978-3-89691-220-6

2. Auflage

Band 18
Karin Lohr/
Hildegard Maria Nickel (Hrsg.)
Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen
2009 – 242 Seiten – € 24,90
ISBN 978-3-89691-218-3

4. Auflage

Band 13
Gudrun-Axeli Knapp/
Angelika Wetterer (Hrsg.)
Soziale Verortung der Geschlechter
Gesellschaftstheorie und ihre feministische Kritik
2009 – 338 Seiten – € 23,00
ISBN 978-3-89691-213-8